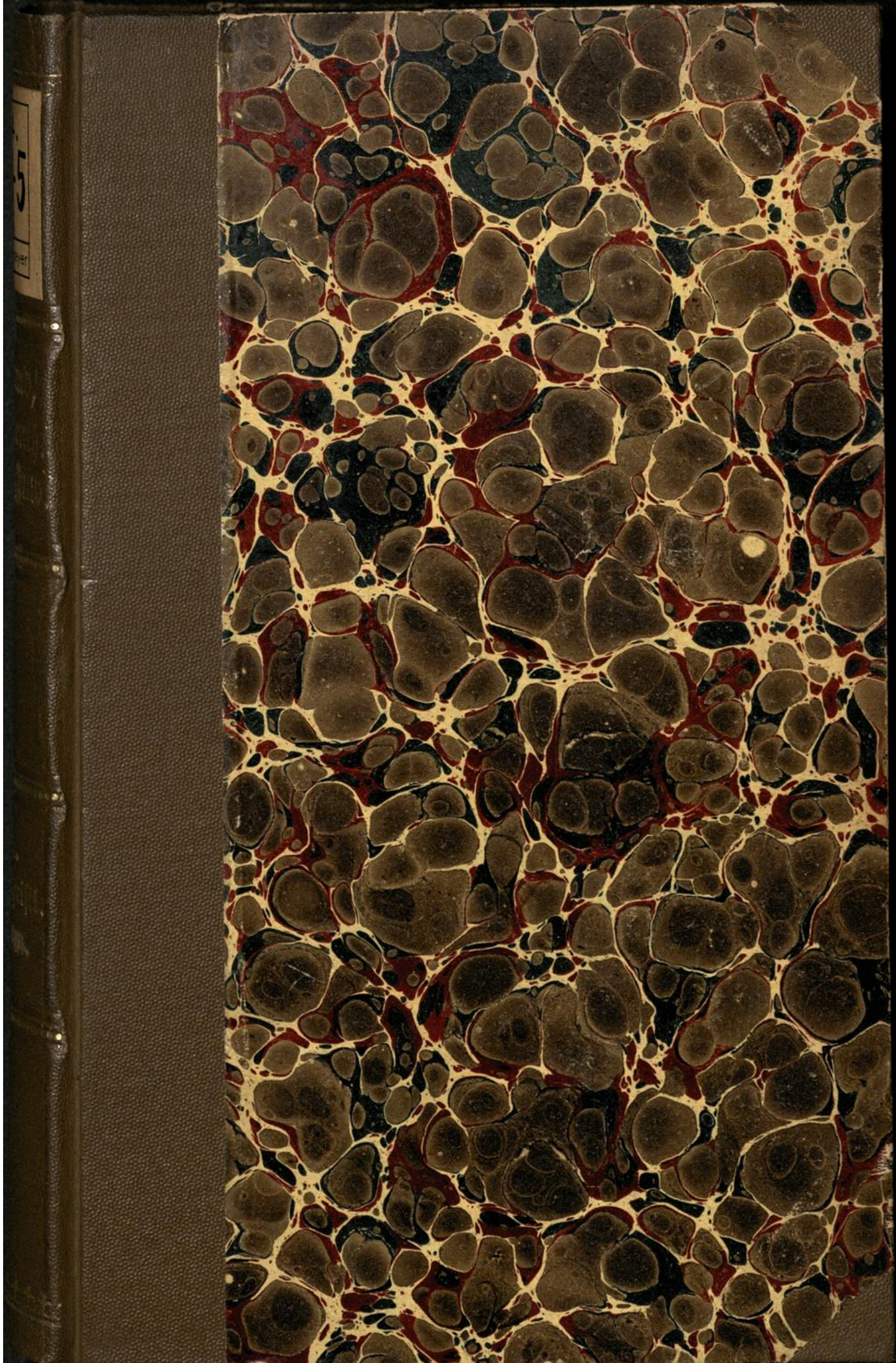
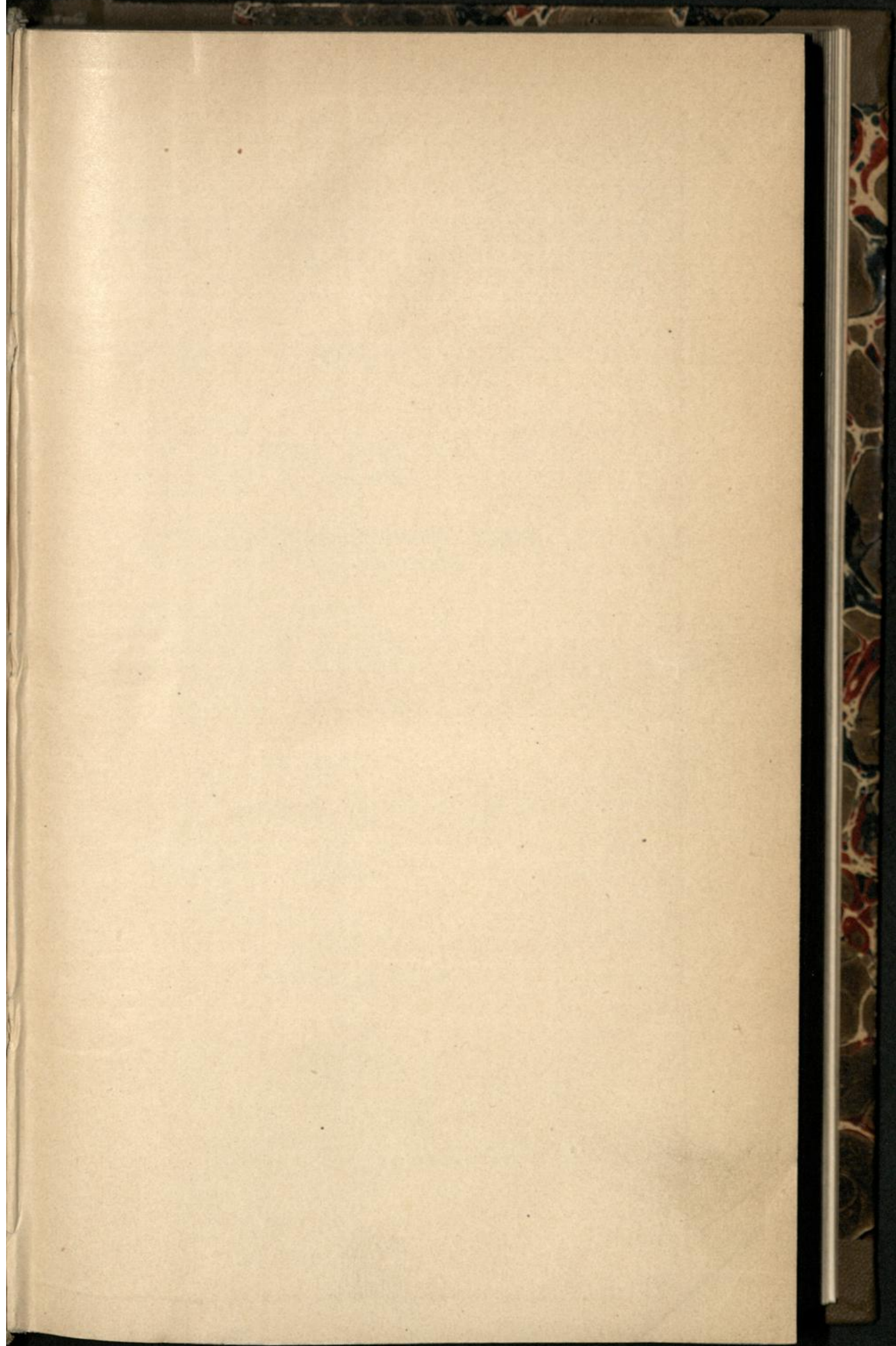
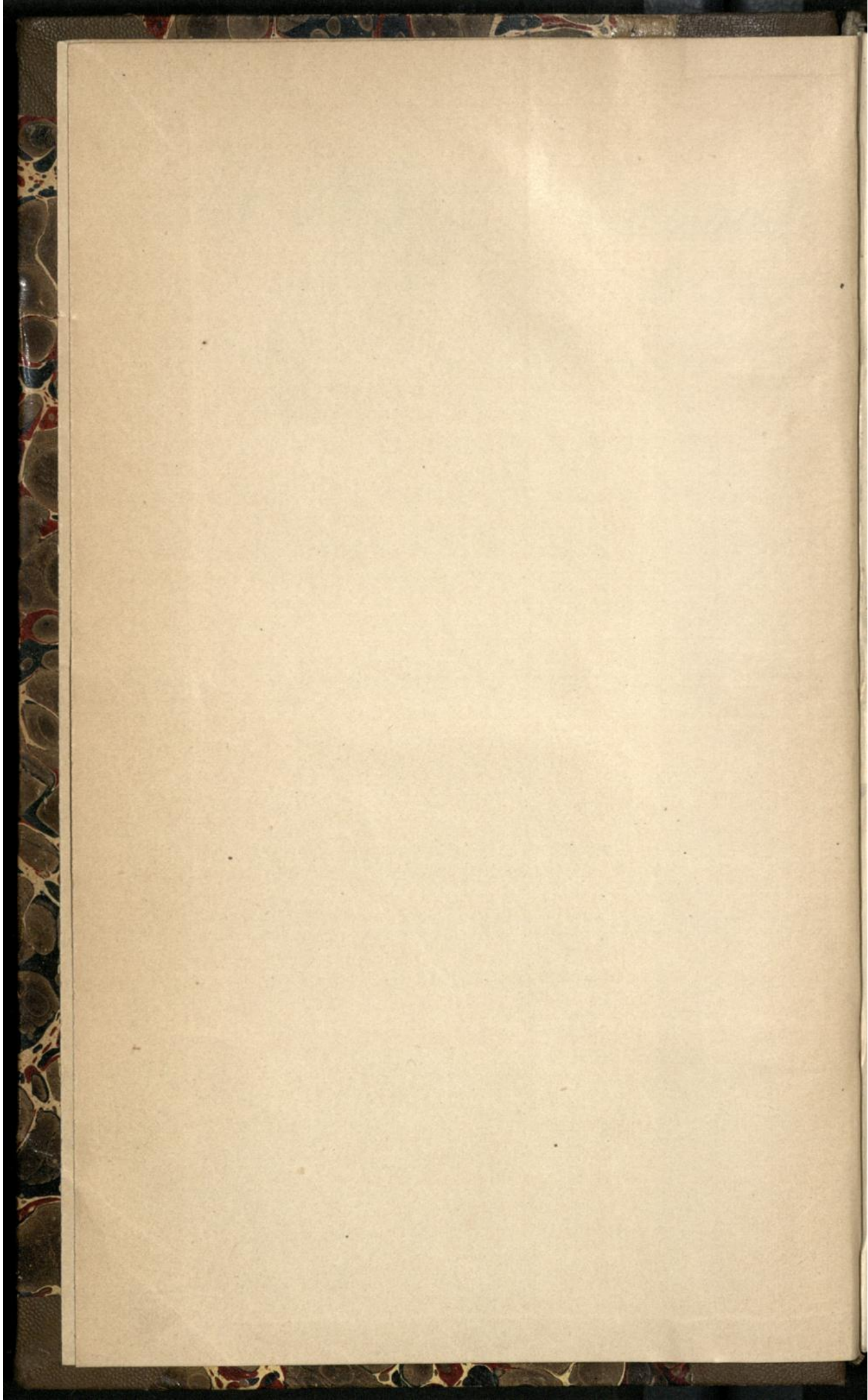




24.545(5

Bougand





Christentum und Gegenwart.

Veröffentlichung des Vereins
für christliche Wissenschaften

Verlag von
J. Neumann, Neudamm

Herausgegeben von
Herrn Dr. C. G. G. G.

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1899

Christenthum und Gegenwart.

Promissionem habens vitae quae nunc
est et futurae. (I Tim. IV, 8.)

Von

Msr. Emil Bougaud,
Bischof von Laval.

—*—

A u t o r i s i r t e d e u t s c h e A u s g a b e

von

Philipp Prinz von Arenberg.

Fünfter und letzter Band:
Das christliche Leben.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1900.

Das christliche Leben.

Von

Msr. Emil Bougaud,
Bischof von Laval.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Philipp Prinz von Arenberg.

Der Ertrag zum Besten armer Waisenfinder.

Mit bischöflicher Approbation.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1900.

Imprimi permittitur.

Moguntiae, die 15. Julii 1900.

Dr. J. M. Raich,

Cons. eccl. et Decan. eccl. cath, Mogunt.

Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Vorrede des Verfassers.

Indem ich dieses Werk nach vierzehnjähriger Arbeit vollende, finde ich keinen passenderen Ausdruck für die Gefühle, welche mein Herz durchbeben, als die Worte Keplers bei einem ähnlichen Anlaß: „Bevor ich den Tisch verlasse, an welchem ich alle meine Nachforschungen gepflogen habe,“ schrieb der große Mann, „erübrigt mir nur noch, Augen und Hände gen Himmel zu erheben und mich mit frommer Demuth an den Urquell aller Wissenschaft zu wenden. O Gott, der du durch die erhabenen Lichtstrahlen, welche du über die ganze Natur ausgestreut hast, unsere Sehnsucht bis zum göttlichen Lichte deiner Gnade erhebst, auf daß wir dereinst in das Licht deiner ewigen Herrlichkeit getragen werden; dir danke ich, o Herr und Schöpfer, für die unaussprechlichen Freuden, welche ich bei der Betrachtung deiner Werke genossen habe. Ich habe vor den Menschen die Größe derselben gepriesen. Sollte mir irgend etwas deiner Unwürdiges entschlüpft sein, so nimm mich in Liebe und Erbarmung auf. Gewähre mir die Gnade, daß das von mir vollendete Werk niemals Schaden

stifte, sondern zu deiner Verherrlichung und zum Wohle der Seelen beitrage."

Jenen herrlichen Worten des demüthigen und frommen Kepler möchte ich ein Wörtchen beifügen. O heilige römische Kirche, dich sucht mein Herz. Die nachfolgenden Zeilen, verfaßt, um deine Herrlichkeit zu preisen, vertraue ich deiner Liebe an und unterwerfe sie deinem Urtheil. O Vater, o unfehlbarer Lehrer der Christen, ich verdamme, was du verdammt, streiche, was du streichst. Segne dieses Buch, inmitten der Schmerzen der Kirche und des Vaterlandes geschrieben, und von dem Wunsche beseelt, beide zu trösten. Ich lege es dir demüthig zu Füßen, glücklich, dasselbe im Geiste des Glaubens, des Gehorsams und der Verehrung wie ich es begann, also auch zu vollenden.

Orleans, am Feste der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus,
den 29. Juni 1884.

Horrede des Uebersetzers.

Der fünfte und letzte Band von „Christenthum und Gegenwart“, welchen wir hiemit dem deutschen Lesepublikum anbieten, führt den Titel: „Das christliche Leben.“ Der Verfasser weist uns in demselben hin auf die Grundlage, auf welcher sich das gottgefällige Leben aufbauen muß; auf das wahre Wesen, in dem es besteht; auf die Mittel, durch die es gewonnen, erhalten und vollendet wird; endlich auf das erhabene Ziel, zu welchem dasselbe führt — wie man sieht: lauter eminent practische Themata, die sowohl für die Einzellecüre als zur Verwendung für Predigten und Conferenzvorträge von großem Nutzen sind. Auch in diesem Bande ist der Verfasser seiner Methode treu geblieben, die christlichen Grundwahrheiten von ihrer psychologischen Seite zu erfassen, um auf diesem Wege sie dem Geiste und Gemüthe nahe zu bringen und liebgewinnen zu lassen. Mit freigebiger Hand streut er eine reiche Fülle tiefer und glänzender Ideen aus: es sind Gedankenblitze, welche auf allbekannte Wahrheiten ein neues, überraschendes und zündendes Licht werfen.

Es ist dem Uebersetzer nicht immer leicht geworden, den eigenartigen Gedankenausdruck des Verfassers im entsprechenden deutschen Gewande wiederzugeben; daß wir bisher im Allgemeinen das Richtige getroffen, hat eine wohlwollende Beurtheilung unserer Bemühungen zu unserer Freude wiederholt anerkannt. Wir können von der nun vollendet vorliegenden Uebertragung des groß angelegten apologetischen Werkes nicht scheiden, ohne allen Jenen unseren innigsten Dank auszusprechen, die uns bei unserer Uebersetzungsarbeit rathend und unterstützend zur Seite gestanden, insbesondere auch den geehrten Recensenten und Redactionen unserer deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften und Literaturblätter, die durch freundliche Besprechungen nicht wenig zur Verbreitung des umfangreichen Werkes beigetragen haben.

Möge auch dieser Schlußband, in welchem sich die Genialität des unvergeßlichen Bischofs von Laval ebenso ausprägt wie in den vorhergehenden, bei einem großen deutschen Leserkreise eine günstige Aufnahme finden und zur Förderung „des christlichen Lebens“ sein Scherflein beitragen.

E i c h s t ä t t, am Feste Allerheiligen 1899.

Der Uebersetzer.

Einleitung.

Es erübrigt uns nur noch ein Schritt, um das begonnene Werk zu vollenden.

Unser Ziel war, Jedwedem, der eines guten Willens ist, zu zeigen, daß er eine Religion haben muß; daß es uns nicht genügt ehrlich und rechtschaffen zu sein, alle Pflichten gegen den Nebenmenschen zu erfüllen, wenn wir nicht auch Gott darbringen, was wir ihm schuldig sind, d. h. Anbetung, Dankagung und Liebe. „Ich gebe mich,“ schrieb der große Dichter Racine an seinen Sohn, „der Hoffnung hin, daß du, vom Streben beseelt, ein vollkommener Ehrenmann zu werden, einsehen wirst, daß man dies unmöglich sein kann, ohne Gott zu geben, was man ihm schuldig ist.“ Dem Beweise dieser heutzutage leider so vielfach verkannnten Wahrheit war der erste Band dieses Werkes gewidmet.

Wenn aber der Mensch einer Religion bedarf, für welche soll er sich entscheiden? Nur eine ist wahr: jene, die mit Adam entstand, durch Moses weiter ausgestaltet wurde, durch Christus zur Vollkommenheit gelangte, und von welcher die anderen Religionen nur verworrene Ueberbleibsel oder jämmerliche Verzerrungen sind. Wir haben diese Grund-

wahrheit, so weit es in unseren Kräften lag, beleuchtet mittels zweier Argumente, deren jedes einen ganzen Band ausfüllte. Vorerst das Leben des Stifters der christlichen Religion, seine Geburt, seine Jugend, seine apostolische Thätigkeit, seine Lehre, seine Wunder, sein Tod, seine Auferstehung, sein unvergleichlicher Charakter. Entweder irren wir uns sehr, oder aber es ist unmöglich, letzteren aufmerksam und unbefangen zu betrachten, ohne J. J. Rousseau beizupflichten: „Wenn des Socrates Leben und Tod eines Weisen, so sind Christi Leben und Tod eines Gottes.“ Nun aber schließt die Göttlichkeit ihres Stifters nothwendig die Wahrheit einer Religion in sich. Aus den zahlreichen und begeisterten Briefen, welche uns zukommen, geht hervor, daß die unvergleichliche Schönheit und die unlängbare Gottheit Jesu Christi die unwiderleglichsten Argumente zu Gunsten der christlichen Religion bilden. Dieses Argument füllt unsern zweiten Band.

Bei diesem, unseres Erachtens unumstößlichen Argumente, welches jedoch nur unbefangene Gemüther zu überzeugen vermag, haben wir es keineswegs bewenden lassen. Wir haben die Grundlehren des Christenthums: Dreifaltigkeit, Schöpfung, Sündenfall, Menschwerdung und Erlösung bis ins Kleinste betrachtet, Wahrheiten, welche durch die Angriffe der sogenannten Philosophie und der Aferwissenschaft nur in um so glänzenderes Licht gestellt wurden. Durch sie wird jede Philosophie, jede Wissenschaft, jede Cultur, welche diesen Namen verdient, erleuchtet; in ihnen ruht die Lösung aller geistigen, moralischen, politischen

und socialen Fragen, von welchen die Menschheit bisher kaum die Anfangsgründe zu erfassen im Stande war, und welche dem menschlichen Scharfsinn bis an das Ende der Zeiten Nahrung zu bieten vermögen. Der Entwicklung dieses Argumentes ist der dritte Band gewidmet.

Es genügt jedoch nicht, daß Jemand religiös und christlich sei; er muß katholisch sein, muß jener großen und heiligen Gemeinde angehören, welche Kirche heißt. Denn um sein Lebenswerk fortzusetzen, um seine Lehre stets unverfehrt zu erhalten, um sie der ganzen Welt zu verkünden, hat Christus eine Gemeinde eingesetzt, in welche er die Schätze der Gnade, des übernatürlichen Lichtes und Lebens niedergelegt, die er mit dem Vorzuge der Unfehlbarkeit sowie mit den göttlichen Kennzeichen der Einheit, Heiligkeit, Katholicität und Apostolicität ausgestattet hat. Die Pflicht, in dieselbe einzutreten, erwächst für uns weniger aus dem positiven Gebote Jesu Christi, als aus der Unmöglichkeit, anderswo Wahrheit und Gnade zu finden, die wir unmöglich entbehren können. Der Ursprung der katholischen Kirche, ihre Einrichtung, ihre göttlichen Kennzeichen, ihr unvergängliches Leben, ihre Verschiedenheit von den falschen Kirchen, ihr Verhältniß zu den menschlichen Gesellschaften haben wir im vierten Bande dargestellt.

Wäre Christus nur ein Philosoph gewesen, oder hätte er der Welt nur eine geistreiche und erhabene Lösung jener Fragen bieten wollen, welche den menschlichen Geist foltern, so wäre unsere Aufgabe vollendet. Ganz anders waren jedoch die Absichten des Heilandes. Er wollte den Geist

erleuchten und den Willen stählen, um den Menschen zu einem über die Sinne, ja selbst über die Vernunft erhabenen Leben zu führen, zu einem Leben, welches man mit Recht als ein göttliches bezeichnet, weil sein Princip, seine Mittel, sein Ziel völlig außerhalb der menschlichen Natur liegen, wie vollkommen wir uns letztere auch denken mögen. Dadurch erscheint der wahre Christ so groß, daß er auf Erden jenes Leben beginnt, welches er einst im Himmel führen wird. Unser fünfter und letzter Band handelt von diesem Leben und zwar nicht theoretisch, sondern durchaus praktisch. Vom theoretischen Standpunkte haben wir es sattfam betrachtet. Wie hätten wir in der That von Christus reden können, ohne zu sagen, welches Leben er der Welt gebracht hat, ohne die Kennzeichen dieses Lebens hervorzuheben, zu zeigen, wie es die menschliche Natur gehoben, den Geist erleuchtet, das Herz gereinigt, das Gewissen ausgebildet und wie den Einzelnen so auch Familie und Gesellschaft umgestaltet hat; ohne insbesondere zu zeigen, welche Tugenden aus dem Blute des Gottmenschen hervorsproßten: Demuth, Keuschheit, wirksame Liebe zu Gott und zu seinem Ebenbilde, dem Mitmenschen? Dieser Gegenstand wurde von uns erschöpft. Dahingegen haben wir den praktischen Theil nicht einmal gestreift. Wie dringt jenes Leben in unsere Seele, wie entwickelt es sich in ihr? Durch welche Mittel wird es von Gott gepflegt und wenn es verloren geht, wiederhergestellt? Wie bringt er es zur Vollkommenheit? Wie verbleibt dieses Leben trotz so vieler und entsetzlicher Gefahren Dank dem göttlichen Beistande in uns; wie wird es von

Gott beschützt, vertheidigt, unterhalten, vermehrt; wie führt es uns endlich zur ewigen Seligkeit? Also lauten die Fragen, welche wir noch zu behandeln haben. Wir wären insbesondere glücklich, wenn es uns gelänge, über jene beiden Hauptinstitute des christlichen Lebens Licht zu verbreiten, welche da sind: Buße und Altars sacrament. Wie manche edle Menschen haben wir angetroffen, die wir als vollkommen bezeichnen könnten, wenn sie jene beiden Sacramente empfangen, die sie bisher vielleicht nur aus Unkenntniß vernachlässigt haben. Wie manche andere würden sich mehr vom Irdischen loslösen, wenn der Gedanke an die Ewigkeit in ihnen lebhafter geweckt würde. Wir würden uns als überreichlich belohnt erachten, wenn recht viele, durch unsere vier ersten Bände belehrt, durch den letzten für das praktische Christenthum gewonnen würden.

Inhaltsverzeichnis.

Fünftes Buch.

Das christliche Leben.

	Seite
Erstes Kapitel.	
Der Glaube	3
Zweites Kapitel.	
Von der Pflege des Glaubens	24
Drittes Kapitel.	
Ehrenhaftigkeit und Heiligkeit	43
Viertes Kapitel.	
Das Gebet	54
Fünftes Kapitel.	
Die Beichte. — Göttliche Einsetzung der Beichte	77
Sechstes Kapitel.	
Die Beichte (Fortsetzung). — Der göttliche Ausbau der Beichte	109
Siebentes Kapitel.	
Die Beichte (Fortsetzung). — Die göttliche Fruchtbarkeit der Beichte	123
Achtes Kapitel.	
Das allerheiligste Altars sacrament. — Die Einsetzungsworte	138
Neuntes Kapitel.	
Das allerheiligste Altars sacrament (Fortsetzung). — Das zweite schöpferische Wort des allerheiligsten Altars sacramentes	150
Zehntes Kapitel.	
Die Allerheiligste Eucharistie (Fortsetzung). — Die lichtvollen Unbegreiflichkeiten der wirklichen Gegenwart	157

Elftes Kapitel.

Das allerheiligste Altarſſacrament (Schluß). — Das heilige Gaſtmahl	175
--	-----

Zwölftes Kapitel.

Die letzte Delung. — Der Tod	189
--	-----

Dreizehntes Kapitel.

Vom Loofe der Seelen im Jenſeits. — Der Himmel	194
--	-----

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Loofe der Seelen in der Ewigkeit (Fortſetzung). Das Fegfeuer	212
---	-----

Fünftehntes Kapitel.

Von dem Loofe der Seelen in der Ewigkeit (Schluß). — Die Hölle	229
--	-----

Sechzehntes Kapitel.

Von der großen und kleinen Zahl der Auserwählten. — Das Welt- ende	250
---	-----

Schluß.

Die Kirche und die Zukunft	272
--------------------------------------	-----

Fünftes Buch.

Das christliche Leben.

Quaecumque sunt vera, quaecumque pudica, quaecumque justa, quaecumque sancta, quaecumque amabilia, quaecumque bonae famae, si qua virtus, si qua laus disciplinae, haec cogitate, haec agite et Deus pacis erit vobiscum.

Philipp. IV, 8. 9.

Erstes Kapitel.

Der Glaube.

Die erste Pflicht gegen Gott bildet der Glaube. „Wer zu Gott kommen will,“ schreibt der Apostel, „muß glauben, daß er sei und daß er die, welche ihn suchen, belohne“ (Hebr. 11, 6). Gottes Wahrhaftigkeit bildet die Grundlage unserer Beziehungen zu ihm.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern. Unsere Beziehungen zu den Menschen beruhen ja auf der nämlichen Grundlage. Das Kind glaubt der Mutter, der Schüler dem Lehrer, die Gattin dem Gatten, der Soldat seinem Vorgesetzten. Gäbe es auf der Welt nur Vernunftacte, dann gäbe es auch nur einzelne Menschen, Staubkörner. Durch den Act des Glaubens beginnt die Gesellschaft, die Familie, die Freundschaft, die Liebe; auf ihm fußt nicht minder die Religion.

Gehen wir ins Einzelne und betrachten wir vorerst den wahren Charakter des Glaubens, die Rolle, welche er in den weltlichen Angelegenheiten spielt, seine nothwendigen Beziehungen zu unseren geistigen Fähigkeiten.

I.

Wenn wir das Schöpfungswerk ins Auge fassen, erblicken wir darin drei Reiche, welche sich zu einer wunderbaren Stufenleiter gestalten. Einem jeden von ihnen entspricht im Menschen, um ihn in dasselbe einzuführen, ein besonderes Wahrnehmungsvermögen.

Das erste ist das Reich der Natur. Ich öffne die Augen, und alle Wunder der materiellen Schöpfung: die Sonne, die Erde, die Gestirne, die Gewächse, das Meer spiegeln sich in meinem Auge. Ist das Auge für die Natur, ist umgekehrt die Natur für das Auge erschaffen worden? Wie dem auch sein mag, nirgends findet sich eine lieblichere und vollkommene Harmonie.

Hinter dieser ersten Welt besteht, ihr als Stütze, eine zweite, dem Auge nicht wahrnehmbare: die Welt der Gesetze, welche sie regieren, der Principien, nach welchen sich die Naturprocesse vollziehen. Wie vermögen wir in diese zweite Welt einzudringen? Etwas ebenfalls durch die leiblichen Augen? Im Gegentheil; wir erkennen sie niemals besser, als wenn wir die Augen schließen. Uns in diese zweite, weit großartigere Welt einzuführen, gab uns Gott ein zweites Wahrnehmungsvermögen: die Vernunft. Man versteht darunter jene Fähigkeit, welche von den Wirkungen zu den Ursachen emporsteigt, in den vorübergehenden Erscheinungen die ewigen Gesetze entdeckt.

Was ist nun aber, frage ich, das leibliche Auge, wenn wir es der Vernunft gegenüberstellen, Anderes als ein armseliger Schatten?

Und noch sind wir nicht am Ende. Ueber den Herrlichkeiten der Natur, welche den Dichter und den Maler, über den Gesetzen, den Principien, den Zahlen, welche den Weltweisen, den Mathematiker, den Gelehrten mit Begeisterung erfüllen, gibt es eine dritte Welt, welche der zweiten gegenüber ebenso erhaben dasteht, wie die zweite der ersten: die übernatürliche Welt. Einmal das unendliche Gebiet des göttlichen Seins, seines inneren Wesens, der Existenz und der gegenseitigen Beziehungen der drei Personen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit; sodann das anbetungswürdige Gebiet der göttlichen Rathschlüsse bei Erschaffung des Menschen. Warum hat Gott den Menschen erschaffen? Welches Ziel hat er hierbei verfolgt? Mit welchen Gaben hat er ihn ausgestattet, um ihm die Erreichung seiner übernatürlichen Bestimmung zu ermöglichen? Jene dritte Welt ist an Wundern überreich, denen gegenüber die Herrlichkeiten der beiden anderen erblassen. Wie gelangt man nun aber in diese Welt? Durch die Augen? Alles ist ja hier unsichtbar. Durch die Vernunft? Alles ist ja hier über dieselbe erhaben, für sie undurchdringlich. Die Vernunft

kann zur Erkenntniß gelangen, daß Gott ist, daß ihm gewisse Attribute innewohnen; aber seine Natur, sein inneres Leben zu durchdringen, ist jedem erschaffenen Geiste versagt. Selbst in dieser Welt ist das Innere eines Menschen nur seinem eigenen Geiste bekannt. Wer anders als Gott selbst vermöchte uns mithin zu offenbaren, was im göttlichen Geiste verborgen ist? Und wie sollte die Vernunft seine Absichten in Bezug auf die Menschen zu erkennen im Stande sein? Sie waren von Seite Gottes frei, contingent und in keiner Weise nothwendig. Sie hätten ganz anders sein können. Wollte mithin die Vernunft hinsichtlich der göttlichen Rathschlüsse deductiv vorgehen, so würde es ihr an jedweder Grundlage fehlen. Eine Möglichkeit, in jene dritte Welt zu dringen, ist uns nur dann geboten, wenn Gott sich würdigt, uns das Dasein derselben zu offenbaren, uns ihre Wunder zu zeigen. Er hat es in seiner unendlichen Liebe gethan. Und da wir mit unseren natürlichen Kräften nicht im Stande sind, in jenes erhabene Geheimniß zu dringen, es uns an einem Sinne hiezu gebricht, hat uns Gott eine dem Gegenstande entsprechende Kraft verliehen, welche da ist der Glaube. Der Glaube ist gleichsam ein göttliches Telescop. Er reicht weiter als das leibliche, ja selbst weiter als das Auge der Vernunft. Er befähigt unsere Seele, in Regionen zu dringen, welche dem leiblichen sowohl als dem geistigen Auge unerreichbar sind. Der Glaube vollendet den Menschen.

Das Auge ist eine herrliche Gabe Gottes, vermag uns jedoch nicht in das Reich der Vernunft zu führen.

Die Vernunft ist eine noch herrlichere Gabe Gottes; sie hat großartige Intuitionen, das Reich der Gnade bleibt ihr jedoch verschlossen.

Der Glaube ist ebenfalls eine Gabe Gottes. Er vervollkommet in uns die Kenntniß des Reiches der Natur, des Reiches der Vernunft, und indem er uns noch höher erhebt, führt er uns in das Reich der Gnade.

Glücklich wer jene drei Gaben zugleich besitzt; wer als Künstler oder Dichter die leiblichen Augen öffnet und die Schönheiten der Natur genießt; wer als Philosoph, Mathematiker, Denker die Augen des Geistes öffnet und die noch erhabeneren Schönheiten begreift, welche das Reich der Vernunft bietet; wer endlich die

Augen des Glaubens öffnet und als Christ, als Kind Gottes, von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen, die unaussprechlichen Herrlichkeiten betrachtet, welche das Reich der Gnade birgt. Glücklich die Seelen, welche nicht zersplittert sind, welche nicht Alles, sei es nur mit leiblichen Augen, sei es nur mit der Vernunft, sei es nur mit dem Glauben betrachten. Ja glücklich die ganzen Seelen, welchen jener dreifache Blick innewohnt, welche jene dreifache Welt durchwandern, die Gott ihrer Bewunderung bietet.

II.

Es heißt: „Warum hat uns Gott jene dritte Welt geoffenbart?“ Und ich frage: Warum sollte er sie uns nicht geoffenbart haben? Für Jene, die man liebt, hat man kein Geheimniß. Da werden alle Schleier der Reihe nach gelüftet. Die Herzen werden so zu sagen durchsichtig. Man ist für den Geliebten Alles zu thun bereit. Also auch Gott in Bezug auf uns. Sein einziges Streben ist, uns zu erheben und zu bereichern. Er betrachtet uns nicht so fast als seine Geschöpfe denn als seine Kinder. Wir sollen an seiner Seligkeit Theil haben. Nachdem er unsere irdische Wohnung überreich geschmückt hat, bereitet er uns eine noch herrlichere für die Zukunft und sagt es uns, um uns glücklich zu machen.

Und da er es uns aus Liebe sagt, will er auch, daß wir ihm aus Liebe glauben. Da ferner der Inhalt seiner Offenbarung unsere Fassungskraft durchaus übersteigt, kommt er uns mit seiner Gnade zu Hilfe, auf daß wir, trotz des Sträubens der Natur, seine Worte bereitwillig hinnehmen und an ihnen unentwegt festhalten. Das ist der Glaube.

Es heißt: „Zugegeben! Aber warum hat uns Gott die Wunder jenes dritten Reiches in so dunkeln Formeln geoffenbart?“ Weshalb? Weil er es nicht anders thun konnte. Angenommen, Gott hätte den übernatürlichen Wahrheiten ihren vollen Glanz belassen, welches Plätzchen wäre da noch im menschlichen Geiste für einen freien Act übrig geblieben? Der Anblick des Unendlichen hätte die menschliche Seele niedergeschmettert; da wäre jede Möglichkeit eines Widerstandes, jede Prüfung, mithin jedes Verdienst

unsererseits von vorneherein ausgeschlossen. Welches Verdienst habe ich z. B., wenn ich sage: Zwei und zwei sind vier? Es entsprach mithin der Güte Gottes nicht minder als unserer Menschenwürde, daß die Glaubenswahrheiten, mit Schatten untermischt, an uns herantraten. Alsdann blieb unserem Verstand seine volle Freiheit; seine Zustimmung wurde verdienstlich.

Denken wir uns von den Glaubenswahrheiten die Dunkelheiten hinweg; lassen wir das dritte Reich in seinem vollen Glanz erstrahlen; was wird da, frage ich, aus den beiden anderen? Das Reich der Natur verliert in unseren Augen seine ganze Schönheit, erscheint uns elend; die Geheimnisse des Reiches der Vernunft sind nicht mehr werth, unseren Geist zu beschäftigen. Mit einem Sprung befinden wir uns im dritten Reich und verweilen daselbst bezaubert. Was wird aber dann aus unseren Geistesgaben, in deren Natur es ja liegt, daß sie sich durch eifrige Nachforschungen, anhaltendes Studium, edles Vertrauen auf berühmte Meister entfalten und vervollkommen? Die Wahrheit drängt sich uns auf; wir büßen das Verdienst ein, sie in uns zur Herrschaft zu bringen. O Mensch, Gott ist ein größerer Künstler als du! Jenes dritte Reich würde, wenn allzu blendend, die beiden anderen und mit ihnen auch uns tödten.

Die Glaubensformeln erscheinen dir matt und unscheinbar. Zugegeben. Sind aber die Samen der Bäume etwa so glänzend? Nimm eine Eichel. Wer möchte, wenn wir es nicht durch die Erfahrung wüßten, je glauben, daß jenes elende Samenkorn Stamm, Aeste, Blätter, Blüthen eines majestätischen Baumes in sich birgt? Und doch ist es so. Aus der winzigen, unscheinbaren Eichel sproßt die Königin unserer Wälder hervor. Also finden wir auch in unscheinbaren Formeln die Herrlichkeiten des dritten Reiches. Sie werden einst vor unseren Augen in ihrer vollendeten Schönheit erstrahlen.

Ich will mithin die Dunkelheiten unseres Glaubens keineswegs in Abrede stellen. Es wäre thöricht. Ich möchte indeß auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam machen. Je höher wir auf der Stufenleiter der Wesen emporsteigen, desto mehr nehmen die Schatten zu; sei es wegen der Erhabenheit der Dinge, sei es weil Gott hiedurch die geistigen Fähigkeiten des Menschen

zur Thätigkeit anspornen, ihn zu großartigen Errungenschaften führen wollte. Das Reich der Natur, das niedrigste und faßlichste von allen, ist ja an Geheimnissen überreich, wiewohl sich gerade diese verhältnißmäßig noch am leichtesten aufklären lassen. Das Reich der Vernunft, welches höher steht, ist weit dunkler. Welche Unzahl von unaufgeklärten Fragen, von unergründlichen Geheimnissen! Und je höher wir in demselben emporsteigen, desto geringer die Evidenz. Auf dem Gebiete der Mathematik finden wir dieselbe häufiger als auf dem der Metaphysik, letztere steht aber auch höher als erstere. Darf es uns da Wunder nehmen, wenn wir in der Sphäre des Glaubens, der höchsten von allen, am wenigsten Evidenz finden? Aehnlich wie die hohen Alpen-
spitzen, deren Fuß im Lichte steht, deren Gipfel sich im Nebel verliert, aber nicht im Nebel der Nacht, sondern in Wolken, vom Sonnenstrahl durchleuchtet.

Was liegt übrigens am Schatten, wenn Gott uns ein scharfes Auge verliehen hat, um denselben zu durchdringen? Dieses Auge ist der Glaube. Der Glaube durchdringt die Finsterniß. Es liegt dies in seinem Wesen. Nur hiezu ist er geschaffen. Sobald das Licht kommt, verschwindet er. Wir glauben nicht, weil wir sehen; wir glauben, obwohl wir nicht sehen, weil Gott gesprochen hat. Was die Zustimmung der Seele herbeiführt, was, wie die Theologen sich ausdrücken, die Formalursache des Glaubens bildet, ist nicht etwa das Licht, welches die Vernunft liefern könnte, die Analogieen, welche sie in den Glaubenswahrheiten entdeckt, ja nicht einmal die äußeren Argumente, welche ihr als Stütze dienen; alsdann hätten wir keinen Glauben mehr. Nein, was den Glauben bewirkt, ist die Autorität Gottes, der gesprochen hat. Wir glauben ohne zu sehen, auf sein Wort. Wir sehen in der Finsterniß mit den Augen Gottes.

III.

Man möge sich indeß ja nicht einbilden, jener dritte Blick diene nur dazu, in die Tiefen der übernatürlichen Welt einzudringen. Gott, welcher aus dem Glauben das Urelement des religiösen Lebens machen wollte, machte aus ihm, um den Geist des Menschen daran zu gewöhnen, ein wesentliches Element jed-

weden Lebens. In jeder Sphäre sind wir mehr oder minder auf den Glauben angewiesen.

Der Glaube ist die Annahme einer Thatsache, die wir nicht aus eigener Anschauung kennen, auf die Autorität eines Andern hin. Wie viele solcher Thatsachen gibt es nun aber nicht im Reiche der Natur sowohl als im Reiche der Vernunft. Nehmen wir beispielsweise an, Jemand hätte irgend ein Land bereist und erzählte mir, in einer der von ihm besichtigten Städte befände sich eine romanische Kirche aus dem 9. Jahrhundert voll herrlicher Mosaiken. Obwohl ich das betreffende Monument nicht vor Augen hätte noch haben könnte, würde ich die Existenz desselben keinen Augenblick bezweifeln, vorausgesetzt, daß ich mir sagen könnte: „Der Berichterstatter ist ein glaubwürdiger und kunstverständiger Mann.“ Ich sähe alsdann gleichsam mit seinen Augen.

Ein anderes Beispiel. Ich bin vierzig oder fünfzig Jahre alt. Was ist nun aber vor meiner Zeit geschehen? Will ich es wissen, dann erübrigt mir Nichts als Jene zu fragen, welche die betreffenden Thatsachen mit angesehen haben, und ihnen Glauben zu schenken. Hierauf beruht das ganze Studium der Geschichte, nicht minder das der Geographie. Ich habe denn doch nur wenige Länder und Städte persönlich kennen gelernt. Wodurch anders kann ich nun von den zahlreichen übrigen Kenntniß erhalten als dadurch, daß ich die Reisenden befrage und ihren Worten glaube. Selbst hinsichtlich meines Mitmenschen, den ich doch vor Augen habe, verhält es sich nicht anders. Will ich seine Gedanken kennen lernen, so muß er sie mir offenbaren, und ich seinen Worten Glauben schenken. Wenn es nun auf Erden zahlreiche Dinge gibt, die sich den geistigen sowohl als den leiblichen Augen entziehen, die wir nur durch Fürwahrhalten kennen lernen, was Wunder, wenn es in den überirdischen Sphären Dinge gibt, die wir einzig auf diesem Wege zu erforschen im Stande sind?

Ist nun der Glaube sogar da nothwendig, wo es sich um die Erkenntniß sichtbarer, offenkundiger Dinge handelt, um wie viel mehr hinsichtlich jener, welche weder das leibliche noch das geistige Auge zu erblicken vermag. M. a. W. selbst das alltägliche Leben ist an Schatten überreich. Ich setze mich zu Tisch. Wer sagt mir, daß die Speisen, welche ich zur Erhaltung meines

Lebens genießen will, nicht meinen Tod herbeiführen werden? Das Essen ist somit gewissermaßen ein Glaubensact. Oder aber ich bin krank; ich rufe den Arzt und vertraue ihm mein Leben an. Was Anderes liegt hierin als ein Act des Glaubens? Wenn dein Kind dich „Vater“ nennt, so ist dies ebenfalls ein Act des Glaubens. Und was Anderes als der Glaube begeistert den Soldaten? Er vermag das Schlachtfeld nicht zu übersehen, die Genialität des Operationsplanes nicht zu fassen, aber er glaubt an die Tüchtigkeit seines Anführers und muthig stürzt er sich in die Schlacht.

Selbst in den rein geistigen Arbeiten, in den großartigen Erfindungen spielt der Glaube eine Hauptrolle. Wie Mancher starb, ohne die Beweise für seine Erfindung vollends liefern zu können, trotzdem von dem Glauben an dieselbe durchdrungen, im festen Vertrauen, die Nachwelt werde sein Werk vollenden, den unvollkommenen Intuitionen seines Geistes Fleisch und Blut verleihen. Und ebenso in allen Sphären des Lebens. Wir erwecken täglich unzählige Acte des Glaubens, wenn nicht, dann wäre es mit uns am Ende. Der Glaube hört erst mit dem Leben auf. Wenn dem aber so ist; wenn es ohne Glauben kein physisches, kein geistiges, kein Familienleben gibt; ohne Glauben die Beziehungen zu unseren Mitmenschen unmöglich sind, wie könnten da ohne Glauben Beziehungen zu Gott möglich sein? Wir können diese elende Welt nicht durchwandern, ohne an den Menschen zu glauben, und da sollten wir es thun können, ohne an Gott zu glauben! Welche Thorheit!

Nur dürfen wir den Unterschied nicht außer Acht lassen.

Der übernatürliche Glaube ist eine feste und liebevolle Annahme der von Gott geoffenbarten Wahrheiten.

Ich sage fest, d. h. jeden Zweifel ausschließend. Der Mensch kann sich irren; jeder, selbst der Klügste, Gelehrteste, Rechtschaffenste kann mich irreführen. Gott hingegen ist die reine, absolute, unendliche Wahrheit. Darum ist mein Glaube an ihn fest, unerschütterlich, frei von jedem Zweifel. Er erzeugt in meiner Seele eine unbedingte Gewißheit.

Ich füge hinzu liebevoll; denn das Wort, welches ich annehme, ist das Wort eines Vaters, desjenigen, welcher mich

erschaffen hat, welcher schon von Anbeginn zur Menschheit huldvoll sprach und uns, selbst wenn es ihm möglich wäre, niemals getäuscht hätte. Darum ist mein Glaube doppelt fest. Er ist ein Act meines Geistes, er ist ein Act meines Herzens; er geht aus meiner ganzen Seele als Licht und als Liebe hervor.

Es sind dies übrigens die Worte des Glaubensactes selbst: „Mein Gott, ich glaube fest und von ganzem Herzen alle Wahrheiten, die du geoffenbaret hast, weil du die Wahrheit selbst bist und weder irren noch täuschen kannst.“

IV.

Aus dem Gesagten läßt sich der Plan der Schöpfung bereits ersehen. Wir finden in ihr drei übereinanderstehende Reiche und ihnen entsprechend drei verschiedene Wahrnehmungsvermögen in uns. Letztere stehen zu einander ebensowenig im Gegensatz wie die drei Reiche; was sage ich, sie unterstützen und ergänzen sich gegenseitig. Wie oft wird z. B. das Auge durch die Vernunft eines Bessern belehrt. Ich tauche meinen Spazierstock ins Wasser. Gewinne ich da nicht durch das Auge den Eindruck, als ob er zerbrochen wäre? Hat es ferner nicht den Anschein, als ob die Sonne sich von Osten nach Westen bewegte? Und wie unsere sinnlichen Anschauungen durch die Vernunft berichtigt werden, also wird auch durch sie ihr Feld erweitert. Was Anderes sehe ich von einem Baum als seinen mächtigen Stamm, seine Zweige, seine Blätter, seine Blüthen, seine Früchte? Das Auge des Geistes reicht tiefer. Es erblickt die Wurzeln, welche aus dem Boden die Nahrung schöpfen, den Saft, welcher, unserem Blut ähnlich, in allen Fasern circulirt. Es gibt verschiedene Arten die Natur zu betrachten. Da hat Jemand die Schweiz bereist und weiter Nichts gesehen als Steine, Bäume und Wasser. Ein Solcher erhebt sich wenig über das Thier; er hat nur Augen. Ein Anderer hingegen erblickte mit den Augen des Geistes durch die äußeren Formen hindurch die Seele der Natur, jene heitere, zärtliche, liebliche, unergündliche Seele, welche in den erschaffenen Dingen bald lächelt, bald trauert und ihnen ihre wahre Schönheit verleiht. Mag jedoch das leibliche Auge dem geistigen auch noch so sehr nachstehen, so wird letzteres durch ersteres doch wesentlich

unterstützt, in den richtigen Schranken gehalten, verhindert, sich in leere Abstractionen zu verlieren. Das leibliche Auge vermittelt dem geistigen die Erscheinungen, an welchen sich letzteres übt und schärft. Indem der Gelehrte das leibliche Auge fleißig bethätigt, es durch das Mikroskop, durch das Fernrohr noch schärft, findet er die Grundlage, deren er bedarf, um von den einzelnen Erscheinungen zu den allgemeinen Gesetzen und Principien emporzusteigen. Die zahllosen Irrthümer, in welche das Mittelalter verfiel, haben ihren Hauptgrund darin, daß das leibliche Auge hinter dem geistigen unverhältnißmäßig zurückstand.

Ganz das nämliche Verhältniß finden wir zwischen den Augen des Geistes und den Augen des Glaubens. Weit entfernt, einander feindlich gegenüberzustehen, unterstützen und fördern sie sich. Welch mächtige Hilfe findet der Glaube in der Vernunft! Letztere stellt gewisse natürliche Wahrheiten fest, die wir Einleitung zum Glauben nennen (*praeambula fidei*), und die für den Menschen der nothwendige Ausgangspunkt zum Glauben sind. Die Vernunft ist es, welche die Beweise der Glaubenssätze prüft, ihre Glaubwürdigkeit feststellt. Ist endlich die Vernunft an der äußersten Grenze angelangt, erwacht in ihr das Bewußtsein, daß es eine Unzahl von Dingen gibt, welche über ihr Bereich hinausliegen, deren Kenntniß jedoch nothwendig erscheint; erwacht in ihr der Gedanke, daß es eine Offenbarung gibt, dann ist sie es, welche den Nutzen, die Nothwendigkeit derselben nachweist. Sie bildet die Grundlage des Glaubens gerade wie die Betrachtung der Naturerscheinungen mittels der körperlichen Sinne die Grundlage des Studiums der Natur mittels der geistigen Sinne bildet.

Wie sehr unterstützt andererseits der Glaube die Vernunft! Er zeigt uns, daß die vom menschlichen Geist entdeckten und festgestellten natürlichen Wahrheiten auf unerschütterlicher Gewißheit beruhen. Er beleuchtet sie, verscheucht die sie umhüllenden Nebel. Da ja bekanntlich die übernatürlichen und die natürlichen Wahrheiten nach allen Richtungen ineinandergreifen, wird durch erstere über letztere stets neues und glänzendes Licht verbreitet. Hiedurch gewinnt auch der menschliche Geist beständig an Ausdehnung, Tiefe und Klarheit. Was der Glaube von der Vernunft empfangen hat, erstattet er ihr tausendfach.

Bei all dem besteht zwischen dem sinnlichen und dem geistigen Wahrnehmungsvermögen des Menschen ein hierarchisches Verhältniß gerade wie zwischen den Welten. Von den Sinnen steigen wir empor zur Vernunft, von der Vernunft zum Glauben und zwar gelangen wir wie überall so auch hier zu einer höheren Stufe nur dadurch, daß wir die niedere mit Füßen treten. Wenn wir in die Welt der Ideen tiefer eindringen wollen, schließen wir die Augen. Malebranche pflegte die Vorhänge seiner Fenster zu schließen; und in dieser Dunkelheit, dieser Ruhe, dieser freiwilligen Abgeschiedenheit von der sichtbaren Welt öffnete ihm die Welt des Gedankens ihre reichsten Schätze. P. Lacordaire setzte sich in eine Ecke seiner Zelle, verweilte daselbst stundenlang mit geschlossenen Augen, der Sinnenwelt entrückt, um sich in die Welt des Geistes zu versenken. Ebenso müssen wir die Welt des Geistes verlassen, wenn wir in die Welt des Glaubens eindringen wollen. Pascal sagte, um zu glauben, müsse man verdummen. Ich tadle diese Ausdrucksweise. Die leiblichen Augen schließen, um sich in die Welt des Gedankens emporzuschwingen, heißt nicht sich die Augen ausstechen, sein Antlitz entstellen. Ebenjowenig kann man behaupten, daß, wer auf die Erkenntniß der Vernunft freiwillig verzichtet, um höhere Wahrheiten in sich aufzunehmen, seine Vernunft entwürdigte. Er weist ihr den richtigen Platz an.

Uebrigens tadle ich bei Pascal nur die Ausdrucksweise; der Gedanke ist großartig. Pascal will sagen, man müsse, um in die Welt des Glaubens zu gelangen, das geistige Auge schließen, gleichwie man, um in die Welt des Gedankens zu dringen, das leibliche Auge schließen muß. Wer möchte da widersprechen?

Selbst der menschliche Glaube stützt sich einigermaßen auf die Vernunft. Gehen wir indeß ja nicht zu weit. Verlangst du, nachdem ich dir mein Ehrenwort gegeben habe, meine Unterschrift, und dann, wenn du sie in Händen hast, Zeugen; verlangst du, hiemit noch nicht zufrieden, von mir Pfänder und Hypotheken, dann ehrst du mich nicht mehr durch gläubiges Vertrauen, nein, du beleidigst mich durch deinen Argwohn. Ein allzu fest gestützter Glaube ist kein Glaube mehr. Weder Gott noch der Mensch wird durch denselben geehrt. Der wahre Glaube liegt in den Worten des Apostels: *Scio cui credidi* — Ich weiß, wem ich glaube

(II Tim. 1, 12) und in jenen herrlichen Worten des Heilandes: *Beati qui non viderunt et crediderunt* — Selig, die nicht sehen und dennoch glauben (Joh. 20, 29). Selig bist du, Thomas, der du die Wunden Jesu berührtest und durch die Evidenz überwältigt ausriefest: *Dominus meus et Deus meus* — Mein Herr und mein Gott! (ebd. 28). Es gibt jedoch Glücklichere als du, ich meine Jene, die Hände und Füße des Heilandes berühren konnten und nicht wollten; die Wunder sehen konnten, aber wie der hl. Ludwig den Blick davon abwandten; Jene, die wissen, daß es unwiderlegliche Argumente gibt, sich indes nicht allzusehr darauf stützen, um ihrem Glauben seine volle Frische zu belassen. *Beati qui non viderunt et crediderunt*. Der Glaube ist eine vertrauensvolle Annahme übersinnlicher, übernatürlicher Wahrheiten. Freilich ist Vernunft nothwendig. Es gibt eine Zeit, da wir die Augen öffnen müssen, um zu sehen; es gibt aber auch eine Zeit, da wir sie schließen, da wir die Augen vertrauensvoll schließen und mit dem Apostel sprechen sollen: *Scio cui credidi*.

V.

Nachdem wir das Werkzeug, das Gesichtsorgan kennen gelernt haben, wollen wir nunmehr betrachten, wie man mittels desselben in jene dritte Welt gelangt, in welche es uns einzuführen die Aufgabe hat. Nicht wenige glauben, wir vermöchten dies nur dadurch, daß wir auf unsere Freiheit, auf unsere Menschenwürde verzichten, unserer Vernunft ein schmerzliches und demüthigendes Joch auferlegen; wir stiegen in jene Welt sozusagen wie in einen dunklen Keller hinab, der Geist werde darin von allen Seiten geknebelt und erstickt. Es verhält sich jedoch gerade umgekehrt. Keine Welt ist ausgedehnter und lichtvoller. Nirgends genießt die Seele eine größere Freiheit; nirgends wird ihre Würde sorgfältiger gewahrt; nirgends findet sie vollkommenere Befriedigung; nirgends werden m. e. W. die Grundgesetze des menschlichen Geistes richtiger verstanden, gewissenhafter berücksichtigt. Betrachten wir mit Muße dieses herrliche Schauspiel.

Als erstes Grundgesetz des menschlichen Geistes möchte ich die Freiheit bezeichnen; doch nein, nicht als Grundgesetz, sondern

als Forderung seiner Natur und Wesenheit. Der menschliche Geist ist durchaus frei; weder Beredsamkeit noch Schwert noch Knute vermögen ihm Gewalt anzuthun. Diese Freiheit kennt nur eine Schranke — die Wahrheit. Weit entfernt durch diese Schranke beengt und entwürdigt zu werden, wird der menschliche Geist durch sie erhoben, angeregt und durch diese Anregung beruhigt, da ja dem Menschen die Freiheit nur zu dem Zwecke verliehen ist, daß er zur Wahrheit gelange, in ihr Ruhe und Glückseligkeit finde. Wie sollte aber auch der Glaube eine derartige Gabe antasten? Der Glaube ist ein wesentlich freier Act. Läßt er sich etwa der Seele aufzwingen, bezw. in ihr gewaltsam festhalten? Lauten nicht die ersten Worte der Kirche an den Täufling: „Was verlangst du? — den Glauben. — Willst du getauft werden? — Ich will.“ Und bin ich also frei, ohne jeden Zwang in die Kirche eingetreten, welche menschliche Gewalt vermöchte mich an dem Austritte zu verhindern? Der Glaube beruht lediglich auf freier Zustimmung. Die Freiheit bindet sich . . . woran? An die erkannte Wahrheit. Wäre es z. B. ein Act der Sklaverei anzuerkennen und auszusprechen, daß zwei und zwei vier sind? Hätte ich meine Freiheit preisgegeben, wenn ich mich verpflichtete, nichts Unvernünftiges zu reden, nichts Ehrenwidriges zu thun?

Weit entfernt also, durch den Glauben zerstört zu werden, wird die Freiheit durch ihn nur gefördert und angeregt. Durch ihn wird dem menschlichen Geist ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit, werden ihm völlig ungeahnte Gesichtskreise eröffnet, wird ihm die Kraft verliehen, sie zu durchwandern, sich bis in die höchsten Regionen zu erheben.

Ich weiß, daß Viele der entgegengesetzten Ansicht sind. Sie begrüßen mit Stolz als eine großartige Errungenschaft der Neuzeit die Freiheit des Denkens, die endlich angebrochene Aera der Freidenker. Dieses Hirngespinnst war jedoch von kurzer Dauer; schon sehen wir es dahinschwinden. Betrachte ich jene armseligen Großsprecher, dann sage ich mir unwillkürlich: Weder frei noch Denker und füge sofort hinzu: Ihr Denken ist nicht frei, sondern zügellos.

Ich nenne jenes Denken frei, welches sich von jedem entehrenden Zwange frei gemacht hat.

Ich nenne jenes Denken zügellos, welches jeden nothwendigen Zwang beseitigen will.

Wem dürfte, frage ich, unbekannt sein, daß es einen nothwendigen Zwang gibt, einen Zwang, welcher dem menschlichen Geiste zur Ehre gereicht, dessen er bedarf, um sich mit Sicherheit zu bewegen; daß es umgekehrt einen entehrenden, schmachvollen, vernichtenden Zwang gibt. Du behauptest, o Freidenker, du nähmest keinerlei Joch an, du seist aus dir selbst im Stande, die Wahrheit zu finden. Was bist aber du? Nichts als der Abklatsch deines Vaters, deines Lehrmeisters, deines Jahrhunderts, deiner Zeitung. O armseliges menschliches Denken! Kaum hast du dich bethätigt, sofort bist du von Fallstricken umgeben. Dann kommt der Stolz, es regen sich die Sinne, tausend giftige Dünste steigen aus dem Herzen empor. Ich bin frei, spricht der Jüngling mit stolzem Selbstgefühl. Aber o weh! Was dir Freiheit dünkt, ist die vollendete Knechtschaft.

Von dieser schmachvollen Knechtschaft nun, zu welcher uns der Zeitgeist, die Hoffart, die Leidenschaften verurtheilen, befreit uns der Glaube. Er versetzt unsere Seele in reine, in überirdische Regionen. Er erweitert das Feld seiner Thätigkeit, verleiht ihm gleichsam Flügel. Sage mir, zwanzigjähriger Jüngling, der du den Glauben deiner Väter über Bord geworfen hast, ob und inwiefern dein Gedankenflug kühner ist als der meinige. Betrachten wir mit einander. Beginnen wir mit dem Reiche der Natur, der Erde, dem Meer, dem Himmel, den Gestirnen. Siehst du mehr als ich? Hätte mir Laplace, welcher sich selbst einen Atheisten nannte, die Wunder des gestirnten Himmels erklärt, er hätte mich ohne Zweifel hingerissen. Hätten nach ihm Cauchy, der berühmte Biot, P. Secchi, das Wort ergriffen, selbst Laplace hätten ihnen Beifall gezollt. Der Scharfblick jener frommen Katholiken wäre dem des Gottesleugners mindestens gleichgekommen.

Gehen wir einen Schritt weiter; da haben wir die Welt der Geister, das Reich der Principien. Hier glaubst du zu triumphiren. Nun aber frage ich dich: Siehst du etwa mehr als ich? Siehst du in Bezug auf Gott, auf die Seele, auf das Wahre, auf das Gute, auf das Schöne Dinge, die ich nicht sehe? War nicht Cartesius ebenso kühn als du? Sind Augustinus, Leibniz,

Jenelon in das Reich der Ideen nicht ebenso weit eingedrungen als du? Es wird erzählt, zwei junge Leute seien einst zu P. Vercordaire gekommen. Sie hatten entdeckt, daß es keinen Gott gibt und wollten ihm ihre unumstößlichen Beweise hiefür auseinandersetzen. Der Pater ließ sie reden, und als sie fertig waren, sprach er: „Ich will ihnen das Buch eines alten Mönches zeigen, welcher gegen das Dasein Gottes viel stichhaltigere Gründe vorbrachte als sie.“ Hierauf schlug er die erste Seite der Summa des heil. Thomas auf, wo bekanntlich geschrieben steht: „*Videtur quod Deus non sit* — Es scheint, daß es keinen Gott gibt.“ Die Gründe hiefür setzt der Heilige unter 1°, 2°, 3°, 4°, u. s. w. mit einer Beredsamkeit auseinander, welche die jungen Herren in Staunen versetzte. „*Sed contra est* — Dahingegen ist einzuwenden“ . . . Und der Beweis für das Dasein Gottes bezauberte sie.

Steigen wir noch höher empor als das Reich der Natur, höher empor als das Reich der Vernunft. . . . Aber du gehst nicht weiter; hier endet dein Gesichtskreis. Wo du nun aber nichts mehr siehst, da eröffnen sich mir ausgedehnte Horizonte. Wie dem Christoph Columbus, so offenbart mir der Glaube eine neue Welt. Mein Blick entfaltet sich; er reicht unendlich weiter als der deinige. Du behauptest, der Glaube hemme die Vernunft; so ungefähr wie die Entdeckung Amerikas die Schifffahrt, wie die von Le Verrier entdeckten Planeten den Blick der Astronomen. Lichtvolle Wirklichkeiten trüben das Auge des Menschen nicht; sie ziehen es an, entzücken es. Also verfährt der Glaube mit dem menschlichen Geiste. Statt ihn zu hemmen, verleiht er ihm einen kühneren Flug, erweitert er das Feld seiner Thätigkeit.

Das zweite Gesetz des menschlichen Geistes ist die Würde. Man spricht beständig von Freiheit. Es gibt noch etwas Anderes: die Würde, die Ehre des menschlichen Geistes. Worin besteht dieselbe? Darin, daß er nur das annimmt, was er klar einsieht. Wer anders handelt, mag frei sein, vernünftig ist er nicht. „Nun,“ höre ich dich entgegenen, „da habe ich dich ja. Die Kirche hat die Freiheit des menschlichen Geistes geachtet; zugegeben. Hat sie indeß, wie es ihre Pflicht war, auch seiner Würde Rechnung getragen? Jene Welt, die sie vor seinen Augen aufthut,

hat sie ihm nicht den Glauben an dieselbe in der schroffsten Weise aufgenöthigt? Hat sie nicht zu ihm gesprochen: Beuge dein Haupt, schließe die Augen; hier heißt es nicht prüfen, sondern glauben?"

Ach nein! Nie und nimmer hat die Kirche also gesprochen. Es wäre ihrer durchaus unwürdig. Sie will, daß wir in jene herrliche Welt, in die sie uns einführt, auf edle und würdige Weise eintreten, d. h. durch das Thor der Vernunft sowohl als durch das Thor der Freiheit. Sie zeigt uns ihre Rechtstitel, ihre achtzehnhundertjährigen Urkunden. Oeffne, spricht sie, die Augen und sieh. Ist es nicht gerecht, vernunftgemäß, derartige Beweise hinzunehmen, sich vor solchen Argumenten zu beugen?

Freilich werden dir, wenn du in jene lichtvollen Hallen frei und ungezwungen getreten bist, Dinge gezeigt, welche die Vernunft nicht zu durchdringen vermag, welche dir unfassbar erscheinen und es in der That auch sind. Nun aber frage ich dich: Willst du nur jene Dinge annehmen, die du verstehst, bezw. die sich menschlich erklären lassen? Was heißt nun aber verstehen? Antwort: Etwas in einer Weise erfassen, daß man keine Frage mehr zu stellen hat. So etwas ist jedoch selbst hinsichtlich der natürlichen Dinge niemals der Fall. Eine Handvoll Erde ist für den Chemiker ein undurchdringliches Geheimniß. Er untersucht, zerlegt sie in ihre Bestandtheile; ist dies geschehen, dann steht er vor Urstoffen, welche seiner Wissenschaft spotten. Verlange vom Chemiker, vom Astronomen eine Definition des Lebens, des Lichtes, der Wärme, der Kraft, der Anziehung; sie werden dir die Antwort schuldig bleiben, weil sie es selbst nicht wissen¹⁾. Ein junger

1) „Was diese Kraft (die Lebenskraft) sei, wissen wir so wenig, als was die Kraft an sich ist, und begnügen uns darum mit der dürftigen Erklärung, welche in ihr die Ursache aller Erscheinungen an der Materie anerkennt“ (Burmeister, Geschichte der Schöpfung S. 321). „Das Licht, diese allbekannte Erscheinung, die uns erst die Welt der Erscheinungen eröffnet oder vielmehr im Grunde die alleinige Erscheinung, die Erscheinung *κατ' ἐξοχήν* selbst ist, ist zugleich das nach Grund und Wesen unbekannteste Phänomen“ (Ulrici, Gott und die Natur S. 371). „Ich kenne,“ sagte Newton, „die Gesetze der Anziehung; fragt man mich indeß, was die Anziehung sei, dann vermag ich nicht zu antworten.“ (Leibniz, Gesammtwerke II, 97. Der Autor citirt nach der französischen Ausgabe.)

Fant, welcher mit der auf Unerfahrenheit beruhenden Zuversicht in die Welt tritt, mag den albernen Ausspruch thun: „Ich nehme nur an, was ich verstehe.“ Weigert sich hingegen ein gereifter Mann, den christlichen Glauben anzunehmen, weil er uns Dinge lehrt, die wir nicht verstehen, so ist dies einfach wahnsinnig.

Unvernünftig ist es nicht, Dinge anzunehmen, die wir nicht verstehen, unvernünftig wäre es, sie ohne Begründung anzunehmen. Wenn ich sie aus dem Munde Jesu Christi vernehme, dessen Gottheit über jeden Zweifel erhaben ist; wenn ich sie von der Kirche vernehme, deren Rechtstitel ich prüfen darf, dann liegt in der gläubigen Annahme derselben für mich in der That keine Erniedrigung. Wer sich erniedrigt, wer die Würde des menschlichen Geistes verletzt, sind Jene, die nicht untersuchen wollen, die sich unter eiteln Vorwänden über die Prüfung hinwegsetzen, Aussprüche thun als da sind: „Die Wissenschaft nimmt das Uebernatürliche nicht an; sie kümmert sich einfach nicht darum.“ Also redet ihr, die ihr euch Freidenker tituliret. Fürwahr weder frei noch Denker.

Freiheit und Würde genügten jedoch dem menschlichen Geiste noch nicht, um seine erhabene Natur zu befriedigen. Er verlangt auf allen Gebieten die Bewegung nach Vorwärts, den Fortschritt. Der Mensch war zu groß, als daß Gott zu ihm wie zum Meere gesprochen hätte: „Bis hierher und nicht weiter.“ Er sprach im Gegentheil zu ihm: „Sohn der Bewegung, Sohn des Geistes, Sohn des Lichtes, schreite beständig voran und bleibe niemals stehen.“ Gott, sagt Bossuet, hat uns dermaßen befohlen voranzuschreiten, daß er uns nicht einmal gestattet hat, im Unendlichen stehen zu bleiben. Die Entfaltung und die Erhabenheit des menschlichen Geistes erheischen den Fortschritt dermaßen, daß Gott denselben selbst auf dem Gebiete der geoffenbarten Wahrheiten wollte, um wie viel mehr auf den Gebieten der Vernunft und der Natur. Weit entfernt nun, jenen nothwendigen Fortschritt zu hemmen, fördert ihn die Kirche, obwohl ihr Augenmerk auf höhere Dinge gerichtet ist, denn er kommt ihr gar sehr zu Statte. Obgleich sie so zu sagen jenen dichten Schleier, welcher uns die unbekannten Wunder der dritten Welt verbirgt, nur ganz wenig lüftet, genügt doch das Wenige, das sie uns schauen läßt, um

uns zur Durchforschung aller erschaffenen Welten anzuspornen. Es heißt, der wissenschaftliche Genius sei kühner geworden, seit er das Joch des Glaubens abgeschüttelt hat. Es ist dies in jeder Hinsicht unwahr. Der wissenschaftliche Genius des 19. Jahrhunderts hat den des 17. in keiner Weise übertroffen. Letzteres besaß eine weit größere Schöpfungsgabe; und wenn Ersteres durch seine Entdeckungen stets berühmt sein wird, so verdankt es dieselben keineswegs dem Abfall vom Glauben, sondern seiner großartigen Beobachtungsmethode, welche das Mittelalter zu wenig kannte. In der Theorie kann es nichts Kühneres geben, als den katholischen Genius. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Gegenstand seines Glaubens unantastbar ist, scheut er vor keiner Probe zurück. Er möchte sogar Alles bereits durchforscht sehen. Beeilet euch, alle Gebiete des Wissens zu durchwandern. Bei jedem Schritte werdet ihr auf eine großartige Bestätigung unseres Glaubens stoßen. Der bloße Verstandesmensch kann jene unerschütterliche Ruhe und Zuversicht nie und nimmer genießen. Er kann nie wissen, ob neue Entdeckungen sein System und seine Hypothesen nicht lügen strafen werden. Nehmen wir sogar an, er sei völlig ohne Eigennutz, strebe lediglich nach der Wahrheit, wie sollte er selbst da die heilige Begeisterung des christlichen Gelehrten zu empfinden je im Stande sein?

Indem der Glaube die Thätigkeit des menschlichen Geistes erhöht, regelt und zügelt er sie. Ohne Thätigkeitstrieb kein Fortschritt; ohne Regel, ohne Zügel stürzen wir ins Verderben. Denken wir uns eine dampfende Lokomotive ohne Schienen; wo wird sie hingerathen? Wenn es sich aber hinsichtlich der Naturkräfte also verhält, um wie viel mehr hinsichtlich der weit mehr zu fürchtenden Macht des menschlichen Geistes. Denken wir uns einen genialen, beredten, feurigen Menschen, welcher des Zügels, der Richtschnur entbehrt, er wird die Welt mit Entsetzen erfüllen. Gerade darin besteht das Verdienst des Glaubens, daß er jener dampfenden Lokomotive, welche da ist der menschliche Geist, Schienen gesetzt hat. Man will keine mehr, und wohin sind wir gekommen? Was kennzeichnet die Jetztzeit? Etwa der Fortschritt der Ideen? Ach nein! der Fortschritt der Wissenschaften, aber die Verwirrung der Ideen.

Wie in Aegypten und in Griechenland, so gedeihen auch unter uns die Wissenschaften, weil sie vor Allem der Methode, der geduldigen Forschung bedürfen. Ganz anders ist es hinsichtlich der Ideen. Darum sehen wir aber auch, was in diesem Jahrhundert aus den schönsten unter ihnen, aus jenen geworden ist, welche die Seelen zu begeistern besonders geeignet sind. Sie schlugen fehl oder wurden geradezu verhängnißvoll. Was hat ihnen da gefehlt? Weder Genie noch Beredsamkeit, noch Rührigkeit, noch Wissenschaft; was ihnen fehlte, war die Richtschnur, der Zügel, der Leitstern, m. e. W. die Kirche.

Dank dieser allgemeinen Verwirrung der philosophischen, moralischen, politischen, socialen Ideen bleibt jenes erhabene vierte Gesetz des menschlichen Geistes, welches da ist die Befriedigung, unverwirklicht und ist nicht zu verwirklichen. Die Seelen verhungern, denn Chemie, Physik, Algebra, Astronomie vermögen sie ebenso wenig zu nähren als die weltlichen Vergnügungen. Der menschliche Geist lebt von Ideen; da sich nun dieselben außerhalb der katholischen Kirche sämmtlich zu Mißgeburten auswuchsen, ist der Zustand der nicht christlich Gesinnten im 19. Jahrhundert ein kläglicher. Der Hunger der Seele gleicht dem des Leibes. Er erzeugt entweder Ueberreizung oder Niedergeschlagenheit, oder aber wie bei Jouffroy und anderen großartig angelegten Naturen eine förmliche Seelenfolter oder endlich bei matten, gemeinen Seelen einen, ich möchte sagen thierischen Stumpfsinn. Nirgends der Friede, nirgends jene Seligkeit des Geistes und des Herzens im Besitz der unendlichen Wahrheit, welche nur der Glaube zu verleihen im Stande ist; nirgends das richtige Verhältniß zwischen der Liebe und ihrem Gegenstande, zwischen den Fähigkeiten und den Wünschen, zwischen der Zeit, welche dahinsießt, und der Ewigkeit, welche naht; nirgends m. e. W. jene Befriedigung, deren Vorgesmack allein schon die Seele mit Wonne erfüllt. „Ich werde satt werden,“ ruft der königliche Prophet, „wenn sichtbar deine Gerechtigkeit erscheint“ (Ps. 16, 15). Ich werde übrigens im nächsten Kapitel auf jenes vierte Gesetz des menschlichen Geistes zurückkommen; es ist von ergreifender Schönheit, und wir finden darin den erhabensten, den unumstößlichsten Beweis für die Nothwendigkeit des Glaubens.

VI.

Es gibt also drei Welten, und um in eine jede derselben zu dringen, drei von einander geschiedene Wahrnehmungsvermögen, deren Integrität, Verschiedenheit und Harmonie die Kirche stets mit peinlicher Sorgfalt gewahrt hat; und hierin liegt gewiß kein geringer Beweis für ihre Göttlichkeit. Menschlich gesprochen, hätte sie dem Glauben Alles opfern, die Vernunft mit Füßen treten, aus ihr gleichsam das Postament der Offenbarung machen müssen. Doch nein; niemals hat sie den Glauben der Vernunft, niemals umgekehrt die Vernunft dem Glauben geopfert. Gewisse Menschen waren minder weise. Sie hätten die Kirche mit sich fortreißen wollen; letztere hat ihnen jedoch widerstanden, ja mehr noch: sie verurtheilt. Sie war nicht minder streng gegen Jene, welche in übermäßigem Vertrauen auf die Vernunft den Glauben entbehren zu können wähnten, als gegen Jene, welche umgekehrt den Glauben allzuschärf urgirten und die Vernunft mit Füßen traten. Zu den Ersten sprach sie: „Nein, die Vernunft genügt nicht. Sie hätte genügen können, wenn es in den Plänen Gottes gelegen wäre; Gott hat jedoch vor unseren Augen eine dritte Welt aufgethan, in welche uns nur der Glaube einzuführen vermag; diesen zurückweisen, heißt den Plan Gottes verkennen und die Vernunft selbst mißbrauchen.“ Zu den Zweiten sprach sie: „Es ist freilich etwas Großes um den Glauben; worauf wird sich indeß derselbe stützen, wenn ihr die Vernunft zurückweist? Ihr erschüttert mit einem Schlage die Grundlagen der Vernunft und die Grundlagen des Glaubens, laufet Gefahr, beide umzu stoßen.“

Zu Beiden sprach sie: „Ihr Rationalisten blendet das rechte Auge, unter dem Vorwande, das linke genüge; ihr Traditionalisten blendet das linke, unter dem Vorwande, das rechte sei ja vorzüglich. Ihr habt beide Unrecht. Wir müssen beide Augen bewahren, wenn wir die verschiedenen Reiche jener herrlichen Welt, die Gott für uns erschaffen hat, in ihrer Gesamtheit überblicken wollen.“

Also spricht die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten; und ich wiederhole es, ihre unerschütterliche Festigkeit inmitten der steten

Schwankungen des menschlichen Geistes bildet gewiß eines ihrer bemerkenswertheften Kennzeichen.

Auf einem der herrlichsten Gemälde des Johann von Brügge erblicken wir einen blondlockigen Engel von erhabener Schönheit, welcher eine Waage in Händen hält; sein Antlitz athmet himmlischen Frieden. Nichts vermag seine Hand zittern zu machen, und die beiden Wagschalen stehen in vollkommenem Gleichgewicht. Ein Bild der Kirche, welche die Rechte der Vernunft und des Glaubens mit voller Unparteilichkeit abwägt.

Zweites Kapitel.

Von der Pflege des Glaubens.

Wir hätten von dem Glauben eine unvollständige, ja selbst irrige Vorstellung, wollten wir in ihm nur ein Sehvermögen erblicken, welches uns befähigt, in die Tiefen der dritten Welt einzudringen. Wir würden hiedurch zum Schlusse gelangen, daß der Glaube lediglich im Verstande wurzelt, was falsch wäre. Der Glaube ist eine Tugend. Er ist eine übernatürliche Kraft, welche uns befähigt, trotz aller Geheimnisse Gott anzuhängen und unsere Ueberzeugung trotz aller Gefahren zu bekennen. Wer fühlt nun aber nicht, daß, wenn dem so ist, der Glaube nur in den tiefsten Tiefen des Herzens seinen Sitz haben kann. Im Gegensatz zum Auge, welches beim Bösewicht nicht minder glänzt als beim Ehrenmann, im Gegensatz zur Vernunft, welche mit dem sittlichen Menschen nur lose zusammenhängt, steigt und fällt der Glaube je nach dem Zustande des Herzens, in welchem er wohnt. Eine Anzahl Tugenden sind mit ihm auf das engste verknüpft, und sobald letztere verloren gehen, ist der Glaube in Gefahr ebenfalls zu erliegen. Auf dieser Erfahrung und auf diesem Grundsatz beruht die Pflege, ich möchte sagen die Hygiene des Glaubens, heutzutage so sehr vernachlässigt, obwohl nothwendiger als je.

Jede Pflege erfordert Anstrengung, die des Glaubens mehr als jede andere; aber welcher Lohn! Wie viele Opfer, aber welche Kraft im Leben, welcher Friede, welche Glückseligkeit im Tode!

Gehen wir auf diesen Gegenstand näher ein und trachten wir daraus Licht zu gewinnen.

I.

Warum hat uns Gott die Wunder jener dritten Welt offenbart, in welcher die Geheimnisse seines unendlichen Lebens, seine Rathschläge in Bezug auf uns verborgen liegen? Wir haben es im vorigen Kapitel bereits gesagt; es geschah aus Liebe. Sich Jenen, die man liebt, offenbaren, ist ein unabweislicher Drang des Herzens. Dem Diener sagt man wenig: „*Jam non dicam vos servos, quia servus nescit quid faciat dominus ejus* — Ich nenne euch nun nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut;“ dahingegen Alles dem Freunde: „*Vos autem dixi amicos, quia omnia quaecumque audivi a Patre meo nota feci vobis* — Sondern ich habe euch Freunde genannt, weil ich Alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kund gethan habe“ (Joh. 15, 15).

Gerade deshalb jedoch, weil Gott sich uns aus Liebe geoffenbart, hat er, fügten wir bei, gewollt, daß wir aus Liebe an ihn glaubten. Der Glaube ist die Zustimmung des Herzens: *corde creditur*. Sein erleuchteter Blick ist der Blick des Herzens: *illuminati oculi cordis*. Er besteht aus zwei Grundelementen, welche gleichsam die zartesten Blüthen der Liebe sind: Vertrauen und Hingabe.

Gibt es etwas Schöneres als das Vertrauen? Alles beruht auf ihm, Freundschaft, Liebe, Familie. Ueberall anders ist Mißtrauen wenigstens einigermaßen geboten; welche Wonne hingegen im trauten Familienkreise, dem Vater, der Mutter, der Gattin, den Kindern gegenüber sagen zu können: Ich schließe die Augen in blindem Vertrauen auf euch.

Aber worin anders wurzeln auch außerhalb dieses Heiligtums Würde und Sicherheit der socialen Beziehungen, wenn nicht im Vertrauen? Leider sind wir nicht immer in der Lage, was wir behaupten, mathematisch nachzuweisen. In Ermangelung der Beweise haben wir indeß das gegebene Wort, und in gewissen Fällen verlangen wir sogar, daß man ihm selbst auf die Gefahr des Lebens hin glaube. Was mich betrifft, so weiß ich nicht, ob wir uns in der Welt ein erhabeneres Schauspiel denken können

als einen Menschen, welcher sein Wort gibt, bereit, lieber Alles zu leiden, als demselben untreu zu werden, und einen Menschen, welcher dieses Wort annimmt, demselben seine Ehre, sein Weib, seine Kinder, sein Vermögen anvertraut, indem er sich sagt: Ich schlafe in Frieden, denn ich habe sein Wort.

Nun da haben wir die Schönheit, die Erhabenheit des Glaubens. Gott hat uns sein Wort gegeben. Er hat es in den heiligen Büchern niedergelegt, seiner Kirche anvertraut; und wir können inmitten der Schatten und Schmerzen des flüchtigen Erdenlebens sprechen: Ich schlafe in Frieden, denn ich habe sein Wort.

Und was das Verdienst dieses Vertrauens noch erhöht, ist, daß wir es Gott mit Hingabe alles Irdischen schenken. An Gott glauben ist nicht schwer und wäre keineswegs verdienstlich, ist er ja die Wahrheit selbst. Was hingegen schwer, was den Glauben über alle Tugenden erhebt, ist, daß wir durch den Glauben an Gott unser gegenwärtiges Leben auf das Spiel setzen, unsere Zukunft in Frage stellen. Abraham hatte nur einen Sohn und war bereits alt, als Gott ihm befahl, jenen einzigen Sohn, jenen Erben der Verheißungen zu opfern. Abraham gehorchte ohne Widerrede, wohl wissend, daß, der ihm einen Sohn geschenkt hatte, die Macht besaß, ihm denselben wiederzugeben (vgl. Röm. 4, 20 ff.). Das Nämliche thut der Christ. Als Reisender glaubt er an eine zukünftige Heimath. Ihn zu Liebe bringt er das Erdenleben und seine Freuden zum Opfer, wandert unter steten Gefahren und Mühseligkeiten jenem besseren Lande zu, welches er nie gesehen hat, an dessen Sein er jedoch auf Gottes Wort hin mit unerschütterlicher Festigkeit glaubt.

Das sind die Grundelemente des Glaubens. Es gibt auf moralischem Gebiete nichts Höheres. Durch Nichts vermag der Mensch Gott vollkommener zu ehren. Es ist die völlige Hingabe des Geschöpfes an den Schöpfer. Darum heißt es aber auch in den Gebeten, welche die Kirche für den Sterbenden an Gott richtet: *Licet peccaverit, tamen semper credidit* — Mag er auch gesündigt haben, er hat doch stets geglaubt. Als ob sie sagen wollte: Mag diese Seele auch ihre Schwächen gehabt haben, mag auch vom Schmutze dieser Welt Etwas an ihr haften geblieben sein, sie hat doch stets an dein Wort geglaubt,

an demselben unverbrüchlich festgehalten, dir inmitten des traurigen Erdenlebens die höchste Huldigung dargebracht, welche das Geschöpf Gott darzubringen im Stande ist.

Daraus nun, daß der Glaube einer so erhabenen Ordnung angehört, ist bereits ersichtlich, daß er nicht lediglich auf dem Verstande beruhen kann, daß er vielmehr in den tiefsten Tiefen des Herzens und des Gewissens wurzeln muß. Gehen wir weiter. Jede Unklarheit wird verschwinden.

II.

Der Glaube, in seine Urelemente zerlegt, ist demnach eine Mischung von Vertrauen und von Hingebung. Auf Beides hat Gott von unserer Seite Anrecht, denn er ist die unendliche Wahrheit, die unendliche Güte, und hat seine Offenbarungen und Verheißungen mit allem Glanz umgeben, den unsere Vernunft nur immer begehren konnte. Da jedoch der mißtrauische und schwache Mensch zu zwei so erhabenen Acten kaum fähig gewesen wäre, hat Gott in ihn eine übernatürliche Kraft gelegt, welche ihn zur Annahme der von Gott geoffenbarten Wahrheiten geneigt macht, ihm dieselbe ermöglicht. Diese übernatürliche Kraft ist der Glaube. Wir empfangen sie durch die Taufe. Ein jeder Getaufte besitzt sie in den tiefsten Tiefen seiner Seele und braucht, um gläubig zu sein, sich nur von jenem göttlichen Impulse leiten zu lassen, den ihm die Taufgnade verleiht, welcher ihn im Vertrauen und in der Hingebung sanft zu Gott hinführt. Auf daß jedoch der Glaube in uns kein reines Geschenk sei, sondern eine Quelle von Verdiensten, hat ihn Gott nur als Keim in unser Herz gelegt, mit der Aufgabe, ihn sorgfältig zu bewahren, zu pflegen, zur Entfaltung zu bringen.

Was thun wir, wenn wir eine kostbare Pflanze besitzen? Vorerst bereiten wir ihr ein passendes Erdreich; da werden Garten-, Laub-, Haideerde untereinander gemischt; da sorgen wir für Feuchtigkeit und Sonnenlicht, beides in richtigem Maße. Ist die Erde zu trocken, dann verdorrt die Pflanze, ist sie zu naß, dann faulen die Wurzeln. Ohne Sonnenlicht kein Wachsthum; ist es zu grell, dann wird das Gewächs verbrannt. Ein getreues Bild des Glaubens und seiner Pflege. Ist der Geist durch Hoffart ver-

dorrt, wie sehr leidet da der Glaube! Ist er durch Leidenschaften verweichlicht, welche Gefahr für den gläubigen Sinn!

Hoffärtige Seelen sind zum Glauben wenig befähigt. Sie nehmen die Schwierigkeiten zu leicht, lieben die Controverse und treten ohne Vorbereitung, ohne Vorsicht an dieselbe heran, in der Ueberzeugung, daß sie stets siegen werden. Und da dieser Stolz sich meist bei außerlesenen Geistern findet, sind letztere geneigt, sich ihre Erkenntniß als persönlichen Vorzug anzurechnen. Was ihnen Gott aus reiner Güte verliehen hat, glauben sie durch ihre eigene Geisteskraft entdeckt zu haben, erblicken darin ein eigenes Verdienst. Durch Nichts wird nun aber Gott in höherem Maße beleidigt. Er ist auf seine Ehre eifersüchtig und widersteht den Hoffärtigen. „Was thut er jedoch?“ fragt Lammenais an einer durch seinen Abfall berühmt gewordenen Stelle: „Er zieht sich zurück, verläßt den Unglücklichen, welcher auf die eigene Kraft baute, gibt ihn seinem Stolze preis. Dann kommen jene Stürze, welche in der Welt Staunen und Entsetzen erregen, schreckliche Beispiele der göttlichen Gerechtigkeit¹⁾.“

Die nämlichen Gefahren drohen dem unreinen Herzen. Ein unschuldiges, unbefangenes Herz ist zum Vertrauen geneigt. Es ahnt nichts Arges, da es selbst niemals betrogen hat. Ganz anders, wenn in ihm das Laster herrscht. Es hat so oft betrogen, daß es Niemand mehr traut. Sodann scheut es die Wahrheit. Es hat gegen dieselbe tausend Einwände; aus seinen Lastern schmiedet es Waffen gegen sie. Anstatt daß uns der Glaube gegen die Leidenschaften vertheidigte, vertheidigen uns die Leidenschaften gegen den Glauben. Nach und nach gewinnen letztere die Oberhand und führen die unglückliche Seele zum äußersten. Wie staunt nicht die Welt, wenn sie die Cedern des Libanon zusammenstürzen sieht; sehen wir indeß näher zu, dann finden wir, daß die Wurzeln längst faul waren.

Aus derartigen Bildern könnte man den Schluß ziehen, daß nur große Seelen der Hoffart, der Unkeuschheit erliegen; leider ist dies auch bei gewöhnlichen Seelen und zwar häufig der Fall.

1) Nachfolge Christi, Buch III, Kap. XIV. Gedanken Lammenais'.

Die Ursachen sind stets dieselben: Mangel an Demuth, Mangel an Reinheit, meist wirkt Beides zusammen. Denn die heiligen Bücher lehren und die Erfahrung bestätigt, daß der Glaube ohne das zweifache Fundament der Demuth und der Reinheit Blüthen und Früchte zu treiben nie und nimmer im Stande ist. *Respexit humilitatem ancillae suae* heißt es im Magnificat; *Beati mundo corde, quoniam ipsi Deum videbunt*, in der Bergpredigt. Sie werden Gott anschauen in der himmlischen Glorie, werden ihn anschauen hienieden im gedämpften Lichte des Glaubens. O heilige Demuth, o gottselige Reinheit seid und bleibet stets die unerschütterlichen Fundamente unseres Glaubens; mögen wir auf euren Flügeln in jene Höhen gelangen, wo der Glaube bereits hinreicht an das Schauen!

III.

Es heißt: „Der Glaube ist ein Geschenk Gottes. Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir ihn nicht besitzen; ebensowenig, wenn wir den verlorenen Glauben nicht wiederfinden.“ Ein ebenso grober als verhängnißvoller Irrthum. Wir verlieren den Glauben nur durch unsere Schuld und können ihn jederzeit wiedererlangen.

Ohne Zweifel ist der Glaube ein Geschenk Gottes ebenso wie der Gesichtssinn und der Verstand. Thun wir nun nicht Alles, um diese herrlichen Gaben zu bewahren, bezw. wiederzuerlangen, wenn sie verloren gegangen sind?

Der Gesichtssinn ist eine Gabe Gottes, wir bringen ihn mit auf die Welt. Sehen wir ihn jedoch nicht mitunter Schaden leiden? Wird da nicht sofort der Augenarzt befragt? Werden seine Vorschriften nicht genau befolgt? Ja sind wir nicht bereit, uns selbst einer schmerzlichen Operation zu unterziehen, wohl wissend, daß wir mit dem Augenlicht, ich möchte sagen das halbe Leben verlieren?

Nicht minder angeboren ist uns der Verstand, das Auge des Geistes. Eine noch herrlichere Gabe Gottes. Erfordert er von uns nicht ebenfalls Sorgfalt? Es gibt unwissende Menschen. Ihr Geist ermangelt der Bildung. Es gibt Menschen mit verkehrten Anschauungen. Ihr Geist wurde nicht in richtige Bahnen gelenkt. Ja es gibt Menschen, welche faseln, unzusammenhängendes Zeug

daherbringen. Was geschieht da? Sie werden einer ärztlichen Behandlung unterzogen. Es gibt Irrenanstalten, in denen es zuweilen gelingt, die geistige Umnachtung zu beseitigen.

Wenn dem aber so ist, wer möchte da behaupten, der Glaube, die kostbarste aller göttlichen Gaben bedürfe keiner Pflege? Du hast sie durch die Taufe empfangen. Deine Eltern haben sie ängstlich gepflegt; bis zu deinem fünfzehnten, zwanzigsten Jahre blieb sie dir unverfehrt erhalten. An wem liegt nun die Schuld, wenn sie seitdem geschwächt wurde oder gar verloren ging? Hast du jenes zarte Licht nicht leichtsinnig Winden und Stürmen ausgesetzt? Hast du nicht glaubenswidrige, sittengefährliche Bücher gelesen? Ein Wort ist oft hinreichend, um zwischen Ehegatten, Familienmitgliedern unheilbare Zwietracht zu säen. Und da sollten jene Lästerungen gegen Gott, gegen die Kirche, gegen ihre Diener, deinen Glauben, dein Gottvertrauen unangetastet lassen! Undenkbar! Du wirfst eine Wahrheit nach der andern über Bord werfen.

Und als dein Glaube durch deine Schuld zu wanken anfang, hast du da sofort den Arzt gefragt und seine Vorschriften befolgt? Wolltest du etwa mit einem Augen- oder anderen Uebel auch nur ein halbes Jahr herumziehen? Wenn aber dein Glaube leidet, was liegt dir daran? Kann man nicht auch ohne denselben glücklich sein, zu Reichthümern und Ehrenstellen gelangen? Dein ganzes Verhalten läßt sich mit zwei Worten erklären: Du weißt das Kleinod des Glaubens nicht zu schätzen?

Wie übergroß ist doch die Güte Gottes! Man kann das Augenlicht völlig einbüßen, ebenso den Verstand; der Glaube jedoch geht niemals gänzlich verloren. Er gleicht gewissen Edelsteinen, welche man unter dem Schutt eines niedergebrannten Hauses unverfehrt wiederfindet. Mag der Unglaube in einem Herzen noch so traurige Verheerungen angerichtet haben, der Glaube glimmt unter der Asche fort, und ein leiser Windhauch genügt oft, um die Flamme wieder anzufachen. Wie leicht dies indeß auch sein mag, es unterbleibt; dreißig und mehr Jahre leben Unzählige fast ungläubig dahin.

Ich weiß, daß Manche über diese Worte staunen werden. Wir streben, behaupten sie, ernstlich aber vergeblich nach dem Glauben. Wir wollen ihren Ernst nicht in Abrede stellen, was

sich jedoch nicht bestreiten läßt ist, daß sie völlig ungeeignete Mittel anwenden. Es fehlt ihnen vor Allem an Demuth. In welchem hoffärtigen Tone fordern sie die Kirche in die Schranken! Sie behandeln sie, ich möchte sagen, wie eine Angeklagte. Wer bist du? Woher kommst du? Was vermagst du gegen Renan, Michelet u. A. vorzubringen? Und ohne die Einwände zu prüfen, erklärt man sie als ungenügend.

Zu einem hoffärtigen irregeleiteten Geiste gesellt sich leider nur zu oft ein verdorbenes Herz. Unter meinen Verwandten befand sich ein berühmter Advocat, ein hochgebildeter, edler, rechtschaffener aber gänzlich ungläubiger Mann. Jung und feurig, wie ich damals war, suchte ich ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß er den Glauben wiederfinden würde, wenn er die Beweise desselben anhören wollte. „Aber mein Lieber,“ erwiderte er mit einem gewissen Stolz, „wo soll ich diese Beweise finden; etwa in den Predigten unserer Kapläne? Anders wäre es freilich, wenn P. Lacordaire käme!“ Drei Jahre später kam der berühmte Dominicaner in die betreffende Stadt, um zehn Conferenzen über die Glaubenswahrheiten zu halten. Ich eilte zu meinem theuern Verwandten und drang in ihn. „Ja wohl, vielleicht, wir wollen sehen; gegenwärtig bin ich mit Arbeit überhäuft,“ sprach er in verlegenem Tone. Er besuchte die Vorträge nicht, worüber ich ihm meinen Schmerz unverhohlen aussprach. Später lösten sich gewisse Bande, von denen ich in meiner Unbefangenheit Nichts ahnte; der betreffende Herr besuchte demüthig die Predigten der Kapläne und erbaute die ganze Stadt durch die Innigkeit seines Glaubens, durch die Tugendhaftigkeit seines Lebenswandels.

Aus einem bußfertigen, demüthigen Herzen steigen naturgemäß Gebete empor, welche dem Herzen Gottes Gewalt anthun. Dann schwinden alle Schatten, und mag einen der Zweifel auch noch so sehr foltern, das Andenken an die schlechte Lectüre auch noch so grausam zusehen, der Glaube kehrt wieder, nicht selten fester und inniger als selbst bei Jenen, welche niemals zweifelten.

IV.

Es gibt also eine Hygiene des Glaubens, eine Pflege desselben, um ihn zu schützen, zu vertheidigen, zur völligen Entfaltung zu bringen. Auch hier gelangen wir nur durch Mühe und Anstrengung zum Ziele, aber wie herrlich ist der Lohn. Glückselig in der That die Gläubigen. Welche Ruhe während des Erdenlebens! Welch' übernatürliche Zuversicht in der Todesstunde! Wir finden unter ihnen Riesengeister, abenteuerliche unbezähmbare Charaktere. Nichts vermochte sie zu befriedigen. Da sehen wir Philosophen, Männer des steten wie und warum; Mathematiker, Männer des $A + B$; Chemiker, Gelehrte, m. e. W. Leute, gewohnt, allen Fragen auf den Grund zu gehen, welche Thatfachen verlangten, sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen. Und dennoch glaubten sie. Ihr Glaube war ein kindlicher, ein unerschütterlicher. Sie kannten die Einwände, kannten die Schriften eines Voltaire, eines Kant, eines Hegel, eines Renan, eines Strauß; Nichts von alledem vermochte die Klarheit ihrer religiösen Anschauungen zu trüben. Sie kannten gewisse heikle Schriftstellen, gewisse Verse aus der Genesis, welche den Ergebnissen der modernen Forschung zu widersprechen scheinen, ließen sich jedoch hiedurch in keiner Weise beunruhigen. Ihr Geist bewegte sich im höheren Lichte. Was noch nicht erforscht ist, wird noch erforscht werden. Kommt Zeit, kommt Rath. Jener göttliche Strahl, welcher die Bibel und jener andere göttliche Strahl, welcher die Wissenschaft heißt, sie werden sich zu einer wunderbaren Einheit verschmelzen. Wie oft ist uns dies innerhalb der zwei letzten Jahrhunderte begegnet; es wird uns auch fürderhin begegnen. Inzwischen glaubten und beteten sie, stiegen über alle natürlichen Erscheinungen hinweg bis zur letzten Ursache aller Dinge, welche sie überall erblickten. Physik, Chemie, Astronomie mit ihrer Ordnung, ihren Harmonieen, ihren Lichtstrahlen, ihren Geheimnissen offenbarten ihnen jene höhere Welt, die sich im Irdischen wieder spiegelt, und zu welcher letzteres gleichsam die Vorstufe bildet. Also lebten sie in Ruhe und Zuversicht dahin, während bei Halbwissern, die sich an jeden Strohhalme klammern, Verdruß und Enttäuschungen kein Ende nehmen, sie in das Nichts und die

Finsterniß sich immer mehr verstrickten. Und auf ein zufriedenes, glückliches Leben folgte ein seliger Tod. Mancher hochberühmte Gelehrte hat auf dem Sterbebette bereut, nicht innig genug oder zu spät geglaubt zu haben, hat, wenn er ehemals thatsächlich ungläubig war, den mißkannten Schöpfer noch mit dem letzten Athemzug angebetet. Dahingegen ist es unerhört, daß ein wahrhaft christlicher Gelehrter sich im Tod vom Glauben losgesagt oder auch nur gezweifelt hätte. Was mich betrifft, so würde ich, wenn mein Glaube je wanken sollte, was während meines vierzigjährigen Studienlebens niemals auch nur einen Augenblick der Fall war, mich im Geiste an Bossuets Sterbebett versetzen. Welcher Friede, welch unererschütterliches Vertrauen auf die Verheißungen des Evangeliums haben dasselbe verklärt. Ich würde mir die letzten Worte des großen Suarez' vergegenwärtigen: „Wer hätte gedacht, daß das Sterben so süß ist.“ Ich würde P. Lacordaire betrachten, jenen kühnen Geist, welcher die Augen nicht von dem Bilde des Gekreuzigten abwandte: „Du kannst nicht mehr mit ihm reden?“ — „Nein, aber ich blide ihn an.“ Ich würde mir den Tod des Abbé Perreye vor die Seele führen, welcher auf den Flügeln des Glaubens wie eine Taube gen Himmel flog. Der Tod des Märtyrers ist unstreitig großartiger; ich weiß indeß nicht, ob es für den Glauben ein mächtigeres Argument gibt als die Ruhe und Zuversicht großer Geister und großer Herzen im Angesichte des Todes.

Betrachte daneben den Glauben des Armen. Ueber den sogenannten Köhlerglauben ist viel gespottet worden. Ich finde ihn geradezu erhaben. Da haben wir einen Menschen, welcher kaum das Nothwendigste besitzt. Er wohnt in einem Dachkammerlein und vermag sich und die Seinigen nur durch mühsame Handarbeit zu ernähren. Du hältst ihn für unglücklich, und er wäre es in der That, wenn ihn der Glaube nicht über das Elend dieser Welt erheben würde. Er hat im Katechismus gelernt, daß im Himmel ein mächtiger und gütiger Gott wohnt, der ihn niemals verlassen wird, der seine Leiden kennt, seine Thränen zählt, seine Standhaftigkeit belohnen wird, und das genügt ihm. Seine Bildung ist äußerst gering, was zur Annahme veranlassen könnte, seine Religion beruhe auf Gewohnheit, auf Festhalten am Her-

gebracht. Nichts ist unrichtiger. Sein Glaube ist nicht minder fest, fußt auf ebenso unerschütterlichen Grundlagen als der eines Gelehrten. Er hat von seinem Katecheten gelernt, daß uns Gott aus reiner Liebe erschaffen und zur ewigen Glückseligkeit bestimmt hat; daß Gott Mensch geworden und am Kreuze gestorben ist, um uns zu erlösen. Er findet hierin durchaus nichts Unglaubliches, wäre er ja bereit, für Weib und Kind das Nämliche zu thun. Er weiß, daß die Apostel den Heiland gesehen, ihn an geglaubt und diesen Glauben mit ihrem Blute besiegelt haben. Ohne den Riesengeist eines Pascal zu besitzen, sieht er wohl ein, welchen Glauben derartige Zeugen verdienen. Er weiß, daß die Apostel, daß die ersten Christen das Banner der Demuth, der Keuschheit, der Selbstverleugnung kaum entfaltet hatten, als die Welt über sie herfiel. Er wundert sich keineswegs hierüber, hat er ja stets die nämliche Erscheinung vor Augen. Aus dem Umstande, daß die Kirche ihre unzähligen Feinde jederzeit siegreich bekämpft hat, trotz der grausamsten Anfechtungen auf allen Gebieten nach mehr denn achtzehnhundert Jahren völlig unverfehrt dasteht, schließt er mit Nothwendigkeit auf ihren göttlichen Ursprung. Mehr braucht er nicht zu wissen. Es genügt vollends, um seinen Glauben, sein kindliches Vertrauen auf Gott lebendig und wirksam zu erhalten.

Freilich wäre er nicht im Stande, die Einwände der Halbwisser zu lösen; ebensowenig vermöchten aber auch diese ihn wankend zu machen. Was liegt ihm übrigens an all diesen Spitzfindigkeiten? Er steht ihnen völlig fern. Während Voltaire seinen Spott ausgießt, Diderot, d'Alembert und Holbach die Encyclopädie zusammenschmieden; während Strauß Alles aufbietet, um zu beweisen, daß die Evangelien Mythen sind, Renan den deutschen Unglauben den Franzosen mundgerecht zu machen sucht, steigt der einfache Mann, der Arbeiter höher als all diese eitlen Systeme empor bis in jene Sphären des Lichtes, welche Gott den Weisen dieser Welt verborgen, den Kleinen geoffenbart hat. Wenn er von seiner Arbeit zurückkehrt, nimmt er sein Kind auf den Schoß und lehrt es beten: Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Wille geschehe! Er denkt über das Gebet nach, wendet es auf die Gegenwart an, auf die Theuerung der Lebensmittel, auf das zuneh-

mende Glend. Gibt es etwas Schöneres als jene Auslegungen eines christlichen Arbeiters, einer armen Mutter, einer guten alten Großmutter. Sie wissen Nichts und wissen doch Alles. Ihr inniger Glaube, ihre aus unbekannten Quellen geschöpfte Weisheit setzen mitunter die größten Gelehrten in Staunen. Ein Bischof traf einst auf der Firmreise einen Mann von achtzig Jahren, dessen Ansichten über Gott, die Seele, die Ewigkeit, den Tod den Oberhirten mit Bewunderung erfüllten. Derartige Beispiele sind durchaus nicht selten. Ueberall findet man Kranke, Sterbende, Frauen, Kinder, Greise, welche durch die Innigkeit ihres Glaubens, durch die Richtigkeit ihrer religiösen Anschauungen manchen Gebildeten beschämen würden. Wie erhaben ist oft der Glaube der Kleinen und Demüthigen! Welche Ruhe, welche Zuversicht verleiht er ihnen, wie sehr erhebt er sie über ihre Verhältnisse. Welcher Friede, welches Glück inmitten des Glendes und der Entbehrungen! Wie mancher Riesegeist, wie mancher Wohlthäter der Menschheit verdankte seinen Glauben einer jener ungebildeten Frauen aus dem Volk. Die Flamme, welche in ihm leuchtete, wurde an so einer verschleierten Sonne angefaßt.

V.

Aber nicht nur Frieden und Hoffnung flößt der Glaube den Reichen sowohl als den Armen, den Gebildeten sowohl als den Ungebildeten ein; er verleiht ihnen auch Selbstverleugnung, Heldenmuth, Kühnheit zu großen Unternehmungen; er verdient ihnen den Segen von Oben, von welchem ja der Erfolg abhängt. Wer kennt nicht das herrliche Lob des Glaubens und seiner Werke im Hebräerbrieфе (XI)? Ohne noch die großartigen Wunder zu kennen, welche aus dem Blute des Heilandes hervorgehen werden, blickt der Apostel in die Vergangenheit zurück und betrachtet, was durch alle Jahrhunderte Großes geschehen ist. Alles wurzelt im Glauben. Durch den Glauben war Abel Gott wohlgefällig, verdiente Henoch in den Himmel aufgenommen zu werden. Durch den Glauben wurde Noe der Retter und zweite Vater des Menschengeschlechtes. Durch den Glauben wurde Abraham Stammvater des auserwählten Volkes. Weil er kein Bedenken getragen hatte,

seinen Sohn zu opfern, war seine Nachkommenschaft zahlreicher als die Sterne des Himmels, als der Sand des Meeres. Durch den Glauben rettete Moses sein Volk aus der Gefangenschaft und führte es durch das Rothe Meer bis an die Grenze des gelobten Landes. „Und was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir mangeln zu erzählen von Gedeon, Barac, Samson, Jephthe, David, Samuel und den Propheten.“ . . . Von Begeisterung erfüllt, schildert er deren Thaten mit hinreißender Beredsamkeit. Was hätte er erst gesagt, wenn er die glorreichen Schaaren der Märtyrer, der Büßer, der Jungfrauen, der Heiligen gesehen hätte, welche seit mehr denn achtzehnhundert Jahren die Welt erfüllen? Mit noch glühenderer Begeisterung hätte er die Worte geschrieben: . . . „Welche durch den Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit erwirkten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verstopften, des Feuers Kraft auslöschten, der Schärfe des Schwertes entrannen, aus Schwachen Starke wurden, kraftvoll im Streite, Heerlager in die Flucht trieben. Weiber bekamen durch Auferstehung ihre Verstorbenen wieder. Einige wurden auf die Folter gespannt, und mochten die Freilassung nicht annehmen, um die bessere Auferstehung zu erlangen. Andere haben Spott und Schläge ertragen, dazu Bande und Gefängnisse: wurden gesteinigt, zersägt, durch das Schwert getödtet, gingen umher in Schafpelzen und Ziegenfellen, Mangel leidend, gedrängt, mißhandelt; ihrer war die Welt nicht werth; sie sind umhergeirrt in Wüsten und Gebirgen, in Höhlen und Klüften der Erde. Und diese Alle, obwohl durch das Zeugniß des Glaubens bewährt, haben die Verheißung nicht erhalten: weil Gott etwas Besseres für uns ausersehen hatte, damit sie nicht ohne uns vollendet würden.“

In diesem herrlichen Kapitel kommt Paulus beständig darauf zurück, daß sie keinen Lohn empfangen, daß sie Freuden und

Ehren verachteten, Schimpf und Schande freiwillig erkoren; daß sie wie Fremdlinge auf der Erde wohnten und hiedurch zu erkennen gaben, daß sie jene unvergängliche Stadt suchten, deren Gründer und Baumeister Gott ist. „Im Glauben sind diese Alle gestorben, und haben das Verheißene nicht empfangen, sondern von ferne es angeblickt und begrüßt, und haben bekannt, daß sie Pilger und Fremdlinge auf Erden seien: denn die so sprechen, geben zu erkennen, daß sie ein Vaterland suchen.“

Da haben wir den Glauben in seiner ganzen Schönheit, Erhabenheit und Fruchtbarkeit.

VI.

Freilich muß der Mensch, um zu jenem Lichte zu gelangen, durch eine grauenhafte Dunkelheit hindurchgehen. Allein Gott spendet seine Gaben nur um diesen Preis. Wer vermöchte indeß zu sagen, wie sehr das Licht zunimmt, je freudiger sich die Seele in das heilige Dunkel des Glaubens versenkt. Jedes Opfer bringt überreichen Lohn.

Vorerst gibt es im Glauben gewisse speculative, theoretische Wahrheiten, welche vor Allem den Geist angehen, z. B. daß in Gott drei Personen sind, Vater, Sohn und heiliger Geist; daß die zweite Person durch die Wirkung des heiligen Geistes im Schoße einer Jungfrau die menschliche Natur angenommen hat; daß Christus zugleich Gott und Mensch ist. Uns diese Wahrheiten begreiflich zu machen, lag nicht in der Macht Gottes, denn alsdann wäre unser Verstand dem Seinigen gleich gekommen, was ja undenkbar ist. Wohl aber konnte er sie uns evident erscheinen lassen, wie z. B. die Geheimnisse der Natur. Er hat es nicht gewollt. Eine solche Evidenz wird es für uns im Himmel geben. Dort werden wir die Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Menschwerdung u. a. schauen, ohne sie freilich zu begreifen, aber mit einer solchen Klarheit, daß der Glaube unmöglich wird. Inzwischen sind diese Wahrheiten für uns verschleiert. Wir können nur daran glauben; ein Augenschein, eine Controle sind ausge-

schlossen. Hierin besteht nun gerade das Opfer, welches uns Gott auferlegt. Er hat uns in eine Welt voll der Wunder gesetzt, indem er zu uns sprach: „Glaubet ohne zu sehen. Vertrauet mir. Seinerzeit werdet ihr schauen.“

Aber das Opfer liegt nicht nur in dem Mangel an Evidenz. Wenn wir in die Sonne schauen, glauben wir darin Schatten wahrzunehmen, wofür der Grund in der Schwäche unseres Auges liegt. Ebenso verhält es sich hinsichtlich gewisser Geheimnisse als da sind: Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Eucharistie. Wir glauben darin Schatten, Widersprüche zu erblicken; und anstatt unsere Schwäche, unsere Unwissenheit hiefür verantwortlich zu machen, sind wir nur allzu geneigt, sie auf Rechnung Gottes zu schreiben, zu behaupten die betreffenden Geheimnisse seien dunkel, während in Wirklichkeit ihr Glanz es ist, der uns blendet. Freilich hätte Gott unser Auge stärken, uns wie dem Adler ermöglichen können, der Sonne ins Antlitz zu schauen. Er hat es nicht gethan. Er wird es später thun. Weshalb? Weil unser Glaube ein verdienstlicher, ein mit Opfer verknüpfter sein soll. Was Gott von uns verlangt, ist übrigens nicht das Opfer unserer Vernunft, sondern das Opfer unseres Stolzes.

Dieser Stolz besteht darin, daß wir Allem auf den Grund gehen wollen, uns einbilden, wir allein verstünden Etwas; daß wir jede Wahrheit vor den Richterstuhl unserer Vernunft ziehen, ja uns sogar unterfangen, über Gott zu urtheilen. Diesen Stolz will nun Gott in uns vernichten, unsere übermüthige Vernunft zwingen, zum Geständniß ihrer Schwäche, ihrer Unfähigkeit Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen und aus eigener Kraft die Dinge zu ergründen. Nichts fällt uns schwerer als ein solches Geständniß; haben wir uns jedoch also gedemüthigt, beten wir zu Gott: „O Herr, ich bin nichts als ein armseliger Erdenwurm, unfähig, dich von Angesicht zu Angesicht zu schaun; der Anblick deiner Herrlichkeit würde mich zu Boden schmettern; darum schließe ich die Augen, glaube und bete dich an,“ welche Strahlen sendet da Gott in seine Seele. Freilich vermögen wir die Geheimnisse nicht zu begreifen, wir thun jedoch mehr, wir sehen sie mit den Augen des Geistes. Man kann nicht sagen, daß wir sie durchdringen, was ja unmöglich ist, unbestreitbar ist

jedoch, daß wir von ihnen eine höhere, geheimnißvolle Erkenntniß erlangen. Daher jener Friede, jene Seligkeit bereits in dieser Welt. Das ist das erste Opfer des Glaubens und sein erster Lohn.

Es gibt im Glauben andere, vielleicht noch tiefere Schatten, welche die Seele weit schmerzlicher berühren, ich meine die Schatten, welche uns nicht etwa mehr Gottes unendliche Natur, sondern das Walten seiner Allmacht verbergen.

Es ist Glaubenssach, daß Gott die Welt und in ihr den einzelnen Menschen leitet; daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt; daß Gott, die unendliche Weisheit nur Weises anordnet, bezw. zuläßt; daß Er in seiner unendlichen Güte nur unser größtes Wohl im Auge hat. Der theoretische Glaube an diese Wahrheiten ist gewiß nicht schwer; anders verhält es sich mit dem praktischen Glauben; letzterer ist nicht selten mit Opfern verbunden, zu welchen der Mensch aus eigener Kraft durchaus unfähig erscheint.

Du hast eine treue edle Lebensgefährtin gefunden, genießest im trauten Familienkreis ein himmlisches Glück. Da plötzlich stirbt das erste Kind in deinen Armen, wird dir die heißgeliebte Gattin hinweggerafft. Was sagen, was thun? Der Glaube lehrt uns zu sagen: „O Herr, du weißt was uns zum Heile gereicht! O Herr, du hast wohl gethan!“ Wer fühlt nicht, daß ein solcher Act des Glaubens und der Ergebung inmitten jener geistigen Nacht die großartigste Huldigung ist, welche ein Geschöpf seinem Schöpfer darzubringen im Stande ist?

Denken wir uns eine arme Wittwe, welche ihre Kinder durch mühsame Händearbeit ernährt. Plötzlich kommt Krankheit; es schwinden die Kräfte; keine Arbeit, kein Brod. Wie nahe liegt da die Versuchung, Gott der Grausamkeit, der Ungerechtigkeit zu beschuldigen! Was lehrt hingegen der Glaube? Daß Gott unendlich gütig ist, sich in Allem nur durch Liebe leiten läßt. Diese Wahrheit, durch Monate treu beherzigen, inmitten der grausamen Winterkälte, im Angesichte hungernder, vor Frost und Elend zitternder Kinder, wie schwierig, aber wie erhaben!

Es eröffnet sich dir eine herrliche Laufbahn; sie wird dir durch Verläumder untergraben; alle Aussichten sind dahin. Sprich

in Demuth: *Fiat!* und dein Lohn im Himmel wird groß sein.

Und wenn uns doch wenigstens Gott das Warum jener Zulassungen offenbaren wollte, wie sehr würde die Erkenntniß seiner Allweisheit und Güte unseren Schmerz lindern! Doch nein; er verbirgt sich so zu sagen, wenn er uns schlägt. Aus einer undurchdringlichen Wolke zuckt der Blißstrahl auf uns herab. Es wird einst der Tag kommen, an welchem wir die Gründe des göttlichen Waltens einsehen. Inzwischen heißt es, das Haupt in Demuth beugen und Gott zurufen: „Herr, du hast wohl gethan!“ Welches Opfer, aber welch herrlicher Lohn! Raum hat sich der Mensch vor seinem Schöpfer gebeugt, als Gott ihm durch den Trost, welchen er seinem Herzen einflößt, das verlorene, ich möchte sagen tausendfach wiedergibt. Staunend betrachtet die Welt jene Heroen gläubiger Ergebung. Selbst der leichtfertigste Weltmensch vermag ihnen seine Bewunderung nicht zu versagen. Auf ihrem Angesicht erglänzt ein schmerzlicher Friede. Ihr Herz ist getröstet aber nicht geheilt.

Soll ich noch auf andere Schatten, andere Opfer, andere Belohnungen hinweisen? Was lehrt uns der Glaube über die Welt, in der wir eine gewisse Anzahl von Jahren zubringen? Daß ihre Freuden trügerisch, ihre Genüsse eitel, ihre Reichthümer gefährlich sind; daß wir, um unser Heil zu wirken, auf alles Irdische verzichten, unsere Sinne abtödten, das Kreuz auf uns nehmen müssen. Daran müssen wir unerschütterlich festhalten, danach unser Leben einrichten; denn glauben und nicht dem Glauben gemäß handeln ist ein Widerspruch. Aber daran glauben und sein Leben danach einrichten, wer fühlt nicht, daß hierin die denkbar vollständigste Hingopferung unserer selbst liegt? Wir verzichten auf eine Gegenwart, die wir mit Händen greifen, in Erwartung einer Zukunft, von der uns jede Vorstellung abgeht. Es ist, als ob wir zu Gott sprächen: „Ich vertraue dermaßen auf dich, daß ich mein Leben einsehe.“

Das ganze Alterthum war von Bewunderung hingerissen, als Alexander den ihm von Parmenio gereichten Becher trank. Er baute auf das Wort eines Freundes. Wir bauen auf das Wort Gottes; gewiß weit vernünftiger und nicht minder groß.

Darum jubeln auch die Engel, wenn sie armselige Geschöpfe im Vertrauen auf Gottes Wort auf Alles verzichten sehen, um in Armuth, Keuschheit, Gehorsam und Abtödtung dahinzuleben. Gott selbst ist, ich möchte sagen, gerührt; und welchen Lohn spendet er ihnen bereits in dieser Welt! Die Wichtigkeit der Güter, auf welche sie ihm zu Liebe verzichtet haben, führt er ihnen dermaßen zum Bewußtsein, daß sie keine Worte finden, ihrer Verachtung Ausdruck zu verleihen, während sie einen Vorgeschmack der himmlischen Freuden empfinden. Wie Stephanus sehen sie den Himmel offen — *video coelos apertos* (Apostelgesch. 7, 55) und durch den Schleier dieser armseligen Welt schauen sie bereits die unendliche Schönheit Gottes.

VII.

Den Ausgangspunkt und das Endziel von Allem bildet die Liebe. Sie ist es, welche offenbart, sie ist es, welche die Offenbarung hinnimmt. Warum hat Gott zu uns gesprochen? Aus Liebe. Warum hat er uns bis in die tiefsten Geheimnisse seines Lebens eingeweiht? Weil man Jenen, die man liebt, Nichts verbirgt. „Ich nenne euch nun nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut: sondern ich habe euch Freunde genannt, weil ich Alles, was ich von meinem Vater gehört, euch kundgethan habe“ (Joh. 15, 15). Fraget deshalb nicht mehr: „Wozu die Offenbarung?“ Sie war überflüssig. Unsere Vernunft genügte; Gott hätte sie befähigen können, Alles, dessen sie bedurfte, selbst zu entdecken. Ohne Zweifel. Alsdann hätte er jedoch auf die Freude verzichten müssen, zu uns zu reden, uns seine Geheimnisse mitzutheilen. Er zog es vor, einem jeden von uns zu sagen: „Ich will, daß du mich kennest, wie ich mich selbst kenne. Ich will nicht, daß du mich mühsam suchest. Du sollst Alles von meinen Lippen, aus meinem Herzen empfangen, auf daß du wissest, wie sehr ich dich geliebt habe.“ Das ist der wahre Charakter der Offenbarung. Sie wurde dem Herzen Gottes durch die Liebe entlockt.

Gleichwie die Liebe antreibt zu reden, und zu offenbaren, also treibt sie auch an zu glauben. Je mehr wir Jemanden

lieben, desto leichter, desto vollkommener glauben wir ihm; da ist jeder Zweifel ausgeschlossen. „Es bedarf keiner Beweise; ich glaube dir ohne das. Wie könnte ich an dem Worte Jemandes zweifeln, den ich liebe, der mich liebt?“ Wie erhaben, wie wohlthuend ist der Glaube, welcher auf derartigen Grundlagen ruht, wie zart, wie rein, wie uneigennützig! Welcher unlautere Hauch vermöchte ihn zu trüben; welches Opfer fiele ihm zu schwer! Auf ihm beruhen Freundschaft, Liebe, Familie; auf ihm beruht das Glück; auf ihm die Religion.

Drittes Kapitel.

Ehrenhaftigkeit und Heiligkeit.

Wir schulden Gott nicht etwa nur die Hingabe unseres Verstandes, sondern unseres Herzens, unseres Willens, unseres Gewissens, unseres ganzen Lebens, m. e. W. die Hingabe unseres ganzen Ich. Hier finden wir wiederum jenen harmonischen Dualismus, den wir bereits erblickten, ein Ergebniß des großartigen göttlichen Planes. Wie der Glaube, weit entfernt der Vernunft zu widersprechen, ihr vielmehr als Stütze dient, sie veredelt, also ist die Ehrenhaftigkeit Voraussetzung der Heiligkeit. Auf geistigem Gebiete Harmonie zwischen Vernunft und Glauben; auf sittlichem Harmonie zwischen Ehrenhaftigkeit und Heiligkeit. Nur unter dieser Bedingung ist man ein wahrer Christ.

Leider wird dies von Vielen anders aufgefaßt. Gleichwie es Menschen gibt, welche sich mit der Vernunft begnügen und den Glauben zurückweisen, also fehlt es auch nicht an solchen, die, weil im wirklichen oder vermeintlichen Besitze der Heiligkeit, sich einbilden, sie dürften die Ehrenhaftigkeit vergessen, ja, mehr noch, geringschätzen.

Wie auf dem Gebiete des Glaubens, so gibt es auch gewissermaßen auf sittlichem Gebiete Rationalisten und Traditionalisten.

Keine von beiden Richtungen läßt die Kirche gelten. In ihren Augen macht der Glaube die Vernunft ebensowenig überflüssig als Heiligkeit die Ehrenhaftigkeit und umgekehrt.

Dessen müssen wir uns vorerst klar werden. Wir stoßen allhier auf eine Welt von Irrthümern.

I.

Wohl dem, welcher verdient, ein Ehrenmann genannt zu werden. „Meister Robert*),“ sagt der heil. Ludwig, „ist der Ansicht, der Name Ehrenmann sei etwas so Großes und Schönes, daß das bloße Aussprechen desselben den Mund füllt¹⁾!“ Dieser Name ist in der That so groß, daß ihm in den Augen der Christen selbst der Name „Heiliger“, welcher doch weit erhabener ist, kaum Etwas von seinem Glanze nimmt.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern. Ehrenhaftigkeit ist vollkommene Gleichförmigkeit unseres Lebens mit den Gesetzen der Gerechtigkeit, welche Gott in unsere Herzen geschrieben hat. Sie beginnt mit der klaren Erkenntniß des Guten und des Bösen; sie gipfelt in dem unerschütterlichen Willen, dieser Erkenntniß gemäß unser Leben zu ordnen, was es auch immer kosten mag. Wie die Heiligkeit, so hat auch die Ehrenhaftigkeit ihre Märtyrer, zuweilen verborgener, aber um so größer.

Der Ehrenmann liebt das Gute, wie es auch sein mag. Er unterscheidet nicht zwischen gut und gut, fragt nicht, ob es für ihn vortheilhaft ist oder ihm weh thut. Er liebt das Gute unter jedweder Gestalt einzig darum, weil es gut ist.

Ebenso wenig unterscheidet er zwischen böß und böß. Er haßt jedwedes Böse. Setze den Ehrenmann in einen dunkeln Wald, in einen unterirdischen Kerker, wo sich sein Thun und Lassen den Blicken der Menschen völlig entzieht; er wird lieber sterben als insgeheim auch nur das mindeste Unrecht begehen. Eine geringe Lüge, ein kaum nennenswerthes Unrecht vermöchte ihn aus einer Nothlage zu befreien, wäre seiner Beförderung dienlich; nie und nimmer wird er sich dazu verstehen. Wie jener große Papst, so wird auch er mit den Worten erliegen: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich im Elend.“

*) Robert von Sorbon, Beichtvater des heil. Ludwig.

1) »Maitre Robert m'est avis que ce mot d'honnête homme est si grande chose et si bonne, que même à le prononcer il emplit la bouche.« (Joinville, édition de Wailly, p. 19.)

Dem Ehrenmann ist das gegebene Wort heilig. Er gibt es nicht aufs Gerathewohl; er braucht es nicht auf seine Ehre zu stützen. Hat er es gegeben, dann hält er es. Die Verhältnisse mögen sich ändern, das Wort bleibt. Der es empfangen hat, ist außer Sorgen. Ich habe, spricht er, sein Wort; mehr verlange ich nicht.

Wie für gut und böse, so hat auch der Ehrenmann einen lebhaften Sinn für Recht und Unrecht. *Cuique suum* — einem Jeden das Seinige, lautet sein Grundsatz. Unter keinem Vorwande weicht er auch nur um ein Haar von demselben ab. Es gibt keinen besseren Nachbarn als den Ehrenmann, er ist mehr werth als zehn Gensdarmen.

Der Ehrenmann ist nicht frei; er hat einen Herrn, dem er stets gehorcht, einen Tyrannen, vor dem er sich jederzeit beugt. Dieser Tyrann ist die Pflicht. Alles bringt er ihr zum Opfer, Zeit, Vermögen, Annehmlichkeit, Lebensstellung, ja mitunter sogar das Leben. Doch was sage ich? Selbst das Leben seines Weibes und seiner Kinder ist er hinzugeben bereit, wenn es sich um Pflichterfüllung handelt.

Hüten wir uns übrigens, ihn zu beklagen. Mag die Pflichterfüllung mitunter weh thun, es gibt nichts Beseligenderes. Außer ihr Nichts als Schmerz. Gajus trägt Hermelin und Purpur, ist Mitglied des obersten Gerichtshofes, ein hochangesehener Mann. Aber welche Ränke, welche Kriechereien, Ehrabschneidungen, Verleumdungen seiner Mitcompetenten wandte er an, um zu diesem Ehrenposten zu gelangen! Endlich ist es ihm gelungen. Scheinbar ist er der glücklichste Mensch. Schaaren von Schmeichlern umgeben ihn, man buhlt um seine Gunst. Er hingegen wird von jenem unbestechlichen Richter, den wir beständig in uns tragen — dem Gewissen unablässig verfolgt; er kann es nicht zum Schweigen bringen. Inmitten des ihn umgebenden Glanzes flüstert es ihm beständig zu: „Du bist ein Glender.“ Wie ganz anders der Ehrenmann, welcher stets seine Pflicht erfüllt, sich dem Gewissen zum Opfer gebracht hat. Der Friede, welcher in seinem Innern herrscht, spiegelt sich auf seinem Antlitz. Blickt er auf seine Kinder und Enkel, dann kann er sich mit freudigem Stolz sagen: Hätte ich wie Gajus gehandelt, ich würde ihnen mehr Vermögen hinterlassen;

wenn sie jedoch an ihren Vater, an ihren Ahnherrn zurückdenken, dann werden sie ihm das rühmliche Zeugniß geben müssen: Er war ein Ehrenmann.

Ja, es ist etwas Großes um die Pflichttreue! Aber der Stimme in unserem Innern folgen, wenn nur Schmerzen zu erwarten sind, wenn man sich sagen muß, daß selbst die Kinder darunter leiden werden, ist eine Hochherzigkeit, welche hienieden nur das Gewissen und im Jenseits nur Gott lohnen kann.

Das ist der Ehrenmann. Magst du auch Priester oder Bischof sein, du wirst ihm den Tribut deiner Hochachtung nicht verweigern, wirst streben, daß man dereinst auch von dir sagen könne: Er war ein Ehrenmann.

II.

Doch ach! Warum müssen wir heutzutage so oft im Geiste, im Herzen, im Leben des Ehrenmannes eine entsetzliche Lücke wahrnehmen? Der Ehrenmann erfüllt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle Pflichten gegen den Mitmenschen, keine einzige gegen Gott. Darf jedoch, wer ein Ehrenmann heißen und sein will, das höchste und heiligste aller Wesen außer Acht lassen?

Der Ehrenmann ehrt Vater und Mutter. Ist nicht Gott für uns mehr denn Vater und Mutter?

Der Ehrenmann ist dankbar für empfangene Wohlthaten. Ist Gott nicht unser größter Wohlthäter?

Der Ehrenmann gehorcht den Landesgesetzen, mögen sie wie z. B. die Blutsteuer auch noch so hart sein. Hat uns Gott denn keinerlei Gesetze gegeben?

Der Ehrenmann hält sein Wort. Hat er es denn niemals Gott gegeben? Hat er seinem Schöpfer niemals ein Versprechen gemacht?

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung,“ schrieb Racine an seinen Sohn, „du werdest in deinem Streben, ein vollkommener Ehrenmann zu werden, stets einsehen, daß ein Ehrenmann nur sein kann, wer seine Pflichten gegen Gott erfüllt.“ Was schuldet nun aber der Mensch Gott? Er schuldet ihm einmal Anbetung, als dem höchsten Schöpfer und Herrn aller Dinge; er schuldet ihm sodann Bitte als dem einzigen und freien Spender Alles, dessen wir

bedürfen; er schuldet ihm Dank; denn Leben und alle Güter, welche wir besitzen, stammen von seiner Freigebigkeit. Die Liebe und Verehrung, welche wir gegen Gott im Herzen tragen, wird sich naturgemäß nach außen offenbaren; denn der Mensch empfindet in sich den unabweislichen Drang, seinen Gefühlen durch äußere Handlungen Ausdruck zu verleihen. Können wir Jenen wohlthätig nennen, welcher seine Liebe zu den Armen platonisch für sich behält? Ebenso wird sich die ehrenhafte Gesinnung ganz von selbst und naturgemäß im Verkehre mit dem Nächsten äußern. Ein verhängnißvoller Irrthum ist es mithin, zu glauben, wir könnten Gott gegenüber die Gefühle des Glaubens, der Anbetung, der Liebe empfinden, ohne ihnen durch unsere Handlungen Ausdruck zu verleihen.

Geben wir uns daher keinen Täuschungen hin. So lange wir nicht beten, so lange wir Gott nicht die ihm schuldige innere und äußere Verehrung darbringen, dürfen wir auf den Titel Ehrenmann in des Wortes höherer und eigentlicher Bedeutung keinerlei Anspruch erheben. Hierüber läßt sich nicht streiten.

III.

Sollten wir indeß auch den Höhepunkt der Ehrenhaftigkeit erreicht haben, es würde keineswegs genügen. Christus brauchte in der That nicht am Kreuze zu sterben, wenn er nur ehrenhafte Leute schaffen wollte; hiezu genügte das Heidenthum — *Ethnici hoc faciunt* (Matth. 5, 45). Gleichwie Gott die Reiche der Natur einander überordnete, vom Mineral bis zum Menschen, also hat er auch auf dem Gebiete des Lebens Rangstufen geschaffen, vom Menschen bis hinauf zu Gott.

Auf das ehrenhafte Leben als nothwendige Grundlage hat er das übernatürliche Leben aufgebaut. Wir nennen es übernatürlich, nicht etwa, weil es außerhalb der Natur liegt; im Gegentheil, selbst gewöhnliche Seelen streben danach; das ehrenhafte Leben genügt ihnen nicht; sie streben höher empor. Wir geben ihm diesen Namen, weil es zu hoch ist, als daß wir es durch unsere rein natürlichen Kräfte erreichen könnten. Das Programm, die Grundlinien desselben hat Christus selbst in hervorragender Weise entworfen. (Matth. 5.)

„Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird.

„Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen; ich aber sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde nach ihr ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat im Herzen.

„Wiederum habet ihr gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht falsch schwören, sondern du sollst dem Herrn halten, was du geschworen hast. Ich aber sage euch: Ihr sollet gar nicht schwören Eure Rede soll sein: Ja, ja; nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Bösen.

„Ihr habet gehört, daß gesagt worden ist: Aug um Aug, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Ihr sollet dem Uebel nicht widerstehen; sondern wenn dich Jemand auf deinen rechten Backen schlägt, so reiche ihm auch den andern dar.

„Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden Denn wenn ihr die liebet, welche euch lieben, was sollet ihr dafür einen Lohn haben? Thun dies nicht auch die Zöllner? Ihr also sollet vollkommen sein, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Da haben wir die herrliche Uebereinanderstellung des rein natürlichen und des übernatürlichen, göttlichen Lebens. Ueber den bürgerlichen Tugenden die christlichen, welche da sind: Demuth, Feindesliebe, Reinheit des Herzens, Keuschheit, Opfermuth.

„Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? — Willst du zum Leben eingehen, so

halte die Gebote: Du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben. Ehre deinen Vater und deine Mutter, und liebe deinen Nächsten wie dich selbst. — Das Alles habe ich von meiner Jugend an beobachtet" (Matth. 19, 16 ff.). Nun wohl, dann warst du ein Ehrenmann. Steige höher empor, werde ein Christ, ein Heiliger. Ehrenhaftigkeit ist die Uebereinstimmung unseres Lebens mit dem Gesetze, welches Gott in unsere Herzen geschrieben hat; Heiligkeit die Uebereinstimmung desselben mit jenem höheren Gesetze, welches Christus der Welt geoffenbart und seinen Jüngern auferlegt hat.

Da nun aber der Mensch jene Höhen aus eigener Kraft nicht erreichen konnte, brachte Christus den Seelen zugleich mit dem neuen Gesetze die zur Erfüllung desselben nothwendige göttliche Kraft. Er setzte sieben Sacramente ein, d. h. sieben Heerde übernatürlichen Lebens, welche den Menschen zu einem göttlichen Leben befähigen sollten, worunter wir besonders hervorheben möchten: Die Taufe, welche dem Menschen das übernatürliche Leben verleiht; die Buße, welche dasselbe wieder herstellt, wenn es durch die menschliche Schwäche, die Lockungen des Teufels Schaden litt oder gar verloren ging; das Allerheiligste Altarsacrament, welches uns eine der Erhabenheit jenes Lebens entsprechende Nahrung bietet. Und daß jene heiligende Kraft den Sacramenten wirklich innewohnt, beweist der Umstand, daß sofort nach Einsetzung derselben die herrlichsten Tugenden zuerst im privaten, dann im öffentlichen Leben zur Herrschaft gelangten. Ein weiterer Beweis liegt darin, daß sobald der Mensch aus jenen heiligen Quellen zu schöpfen aufhört, er in das fade, nichtsagende, unfruchtbare Leben des Ehrenmannes zurückfällt. Ja meistens sinkt er noch tiefer, denn das Gesetz der Schwere beherrscht wie die Körper so auch die Seelen. Je höher man herabstürzt, desto tiefer sinkt man ein.

Christus hat sich jedoch keineswegs damit begnügt, uns die Mittel zur Erlangung und Erhaltung des übernatürlichen Lebens in die Hand zu geben; er hat uns in demselben als Muster vorangeleuchtet, hat es selbst gelebt. Sein Herz war ein nie er-

kaltender Heerd der Demuth, der Sanftmuth, der Reinheit der Liebe; und von seinem Herzen strömt durch die Sacramente wie durch Canäle jenes Leben in einen Jeden von uns, so daß wir mit Recht sagen dürfen, Christi Leben sei unser Leben; der Saft, welcher in ihm strömt, ströme auch in uns — „Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben“ (Joh. 15, 5) —; und jenes Leben sei, trotz unserer Schwächen, weil ein und das nämliche Leben, in uns nicht minder erhaben als in ihm. O Christ, sprach ein großer Papst, erkenne deine Würde und stürze von jenen Höhen niemals in den Schlamm des heidnischen Lebens hinab!

Ein Christ kann sich mithin nicht damit begnügen ein Ehrenmann zu sein. Es mag dies einst genügt haben, jetzt nicht mehr. Christus hat unseren Augen das Ideal des göttlichen Lebens leuchten lassen; wir dürfen uns nicht mit weniger begnügen. Er hat uns jenes höhere Leben zur Pflicht gemacht, was Anderes erübrigt uns da als Gehorsam? Um uns jenes höhere Leben zu ermöglichen, hat er die Sacramente eingesetzt. Sie nicht gebrauchen heißt sie verachten, heißt das Werk der Erlösung unnöthig finden, heißt die Würde eines Kindes Gottes verschmähen, welche uns Christus durch seinen Kreuzestod erworben hat, heißt seine Wohlthaten zurückweisen, ihm die denkbar empfindlichste Schmach anthun.

Gehen wir daher muthig ans Werk. Haben wir in uns das Fundament der Ehrenhaftigkeit gelegt, nun so trachten wir das Werk zu vollenden, indem wir auf die Ehrenhaftigkeit das Christenthum aufbauen.

IV.

Nummehr eine andere, viel größere Gefahr. Wären wir nicht weiter verachtungswürdiger in den Augen unserer Mitmenschen, weit schuldiger in den Augen Gottes, wenn wir, vom Wahne bethört, wir hätten die Höhen des übernatürlichen Lebens bereits erklommen, die natürlichen Tugenden verachten, unter dem Vorwande, wir seien keusch, wohlthätig, eifrig im Gebete, die Pflichten der Wahrheitsliebe, des Zartgefühls, der Ehrlichkeit und Rechtsschaffenheit geringschätzen wollten. Es erscheint dies kaum möglich. Macht es nicht den Eindruck, als ob eine Statue ihr Postament

zurückwies? Und dennoch findet es sich hie und da. Ferdinand R. besitzt ein ausgedehntes Anwesen. Er ist ein überaus fähiger Kopf und christlich gesinnt. Er empfängt die heiligen Sacramente sehr oft; erforscht regelmäßig sein Gewissen und faßt ausgezeichnete Vorsätze, die er gewissenhaft zu Papier bringt. Ich habe verschiedene seiner Vorsatzhefte in Händen gehabt. Er nimmt sich darin vor, seinen geistlichen Uebungen gewissenhaft zu obliegen seine geistliche Lesung nur aus den wichtigsten Gründen zu unterlassen, sich auf die heilige Communion sorgfältig vorzubereiten, u. s. w. Jedenfalls ungemein erbaulich. Dabei hat aber R. einen entsetzlichen Charakter; seine Heftigkeit, sein Jähzorn, seine Härte gegen Untergebene sind geradezu sprüchwörtlich; seine Leidenschaftlichkeit verleitet ihn zu zahllosen Ungerechtigkeiten. Sonderbarer Weise habe ich hinsichtlich dieser Punkte in seinen Heften keinen einzigen Vorsatz gefunden. Ferner ist er im höchsten Grade selbstüchtig, eigennützig und eifersüchtig, wendet zur Erreichung seiner Ziele tausenderlei Winkelzüge an; wer ihm im Wege steht, wird rücksichtslos niedergeschmettert. Hievon in den Vorsatzheften ebenfalls keine Spur. Er ist über derartige Kleinigkeiten erhaben. Vielleicht ein Heiliger, jedenfalls kein Ehrenmann.

Heinrich L. ist katholischer als der Papst, königlicher als der König. In seinen Augen war Pius IX. lau, der Graf von Chambord zu nachgiebig. Welche Lasterungen gegen Andersdenkende; sie werden in jeder Weise verdächtigt. Da ihm seine Religion den Zweikampf verbietet, schreckt er vor keiner Beleidigung zurück. Was er sich aus Furcht vor den Gerichten nicht offen zu sagen traut, weiß er in einer Weise einzukleiden, daß der Pfeil Nichts von seiner Schärfe verliert. Dabei geht er täglich in die heilige Messe, sehr häufig zu den Sacramenten, betet täglich den Rosenkranz und zwar häufig auf der Straße, damit es die Leute ja sehen. In der Beichte klagt er sich über Zerstreuungen während der heiligen Messe an, sagt jedoch nicht, daß Ränke, Lügen, böshafte Streiche, die er wider seine Gegner im Schilde führt, die Ursache jener Zerstreuungen bilden. Dies Alles zur größeren Ehre Gottes und zum Wohl der Kirche, für die er (wenigstens mit dem Munde) seinen letzten Tropfen Blutes zu

vergießen bereit wäre. Mag ebenfalls ein Heiliger sein, gewiß kein Ehrenmann.

Frau D. ist die frömmste Dame ihrer Pfarrei; sie steht an der Spitze der Marienkinder (Enfants de Marie) und communicirt täglich. Dabei hat sie die denkbar giftigste Zunge und zahlt ihre Schulden nicht. Vielleicht eine Heilige, jedenfalls nicht ehrenwerth.

Doch reden wir ernsthaft. Die vorhin Geschilderten sind Zerrbilder von Heiligen. Heiligkeit ist von Ehrenhaftigkeit untrennbar, bildet, wie gesagt, deren unerläßliche Voraussetzung, wie umgekehrt Ehrenhaftigkeit nur auf religiöser Grundlage den Charakter einer eigentlichen Tugend zu erlangen im Stande ist. Ein wahrer Christ wird stets als vollkommener Ehrenmann dastehen.

V.

Dem weiblichen Geschlechte wohnt weit mehr als dem männlichen der Sinn für Alles inne, was edel und zart ist. Von einer Dame¹⁾ stammt der ebenso liebliche als wahre Ausspruch: „Das einzige Vorrecht, welches die Katholiken in meinen Augen besitzen, ist, daß sie edler handeln als die Uebrigen. Du magst,“ fügte sie hinzu, „ein Heiliger sein, was du jedoch vor Allem und im höchsten Maße sein mußt, ist ein vollkommener Ehrenmann.“ Wie wahr! Gewöhnliche Rechtschaffenheit ist für den Katholiken zu wenig; man verlangt von ihm das höchste Maß von Edelsinn und Zartgefühl; denken wir nur an die Worte des Heilandes: *Nisi abundaverit justitia vestra plus quam Scribarum et Phariseorum, non intrabitis in regnum coelorum* — Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen (Matth. 5, 20). Diese Harmonie zwischen Heiligkeit und Rechtschaffenheit finden wir bei allen Heiligen. Als Beispiel möchte ich den heiligen Ludwig anführen, ein großer Heiliger, ein Ehren-

1) Madame Swetchine, II, 80.

mann in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Welch innige Frömmigkeit, welche Bußübungen, Gebete, Nachtwachen, Geißelungen! Welche Wohlthätigkeit gegen die Armen, Greise, Aussätzigen, Pestkranken! Dabei welches Pflichtgefühl, welche Gerechtigkeitsliebe, welcher Zartsinn! Er gab Provinzen zurück, selbst auf die Gefahr hin, das Volk gegen sich aufzubringen. Er zwang, die Großen des Reiches, die Rechte der Armen zu achten. Seine einzige Sorge war, daß überall Gerechtigkeit walte. Die Kirche hat ihn auf den Altar erhoben; selbst ein Voltaire bewundert ihn, und nach sechshundert Jahren erscheint er uns als das Urbild des Heiligen und des Ehrenmannes.

Dieser Einklang zwischen Ehrenhaftigkeit und Heiligkeit war niemals nothwendiger als heutzutage. Die Welt hat keinen Sinn mehr für Heiligkeit, wohl aber weiß sie die Ehrenhaftigkeit zu schätzen, und der Anblick letzterer vermag ihr die geheimnißvollen Tiefen ersterer wenigstens einigermaßen zu eröffnen.

Darum, o Christen, seid vor Allem Ehrenmänner! Strebet nach den höchsten Höhen, aber vernachlässiget die Grundlagen nicht. Gedenket stets, daß wie bei Kirchen, so auch in den Seelen zwischen der Höhe der Thürme und der Tiefe ihrer Fundamente ein richtiges Verhältniß bestehen muß.

Pierstes Kapitel.

Das Gebet.

Das Gebet sproßt aus dem Glauben hervor. Es ist eine der Hauptpflichten des Menschen gegen Gott. Wenn der Mensch Gottes unendliche Vollkommenheit, Allmacht, Güte und Liebe erkennt, und ihm dann das Bewußtsein seiner eigenen Armseligkeit lebendig vor die Seele tritt, dann kann er, zumal wenn ihn die Noth drängt, nicht umhin, jene Allmacht anzurufen, welche ihn zu retten allein im Stande ist. Diese Anrufung ist das Gebet. „Das Gebet,“ sagt Gerbet¹⁾, „ist das Geständniß einer Armseligkeit, welche hofft.“ Daß dieses Geständniß in der menschlichen Natur liegt, bedarf kaum des Nachweises; aber wie wunderbar ist seine Macht! Wie jene Schwäche, welche um Hilfe ruft, die höchste Stärke des Menschen ist, Gott selbst Gewalt anthut; welche Ruhe das Gebet der Seele verleiht; welche Verheerungen die Unterlassung des Gebetes im Herzen des Menschen anrichtet, welche Verheerungen in Familien und Nationen; ob es wahr ist, daß die Welt wegen Mangels an Gebet zugrundegehen könnte; wie wir endlich die geheimnißvolle Waffe des Gebetes handhaben müssen, um unser Heil zu wirken; an diese zahlreichen und heiklen Fragen wollen wir nunmehr herantreten und deren Lösung versuchen.

I.

Heutzutage verlangt man Thatfachen; führen wir eine unbestreitbare Thatfache an. Der Mensch bittet; er bittet einen

1) »La prière est l'aveu d'une indigence qui espère« (Gerbet, *Dogme générateur*, S. 15).

Menschen, welcher nicht mehr ist als er selbst. Vor Gott, vor dem menschlichen Gesetze sind wir alle gleich. Wir sind es in Bezug auf den Ursprung, sind es meistens hinsichtlich der Erziehung, und dennoch bittet der Mensch den Menschen; kannst du dir eine Gesellschaft denken, in der es anders wäre? Das Kind bittet die Mutter, der Arme den Reichen, der Schwache ruft den Schutz des Starken an; überall sehen wir m. e. W. den Menschen den Menschen bitten und ihn durch Bitten überwinden. Coriolan bedroht seine Vaterstadt. Was vermochte ihn von seinem Vorhaben abzustehen? Bitten, die Bitten seiner Mutter. Und nie wird es anders sein. Stets sehen wir den Starken durch die Thränen des Schwachen besiegt, und gerade hierin liegt der Reiz, liegt die Sicherheit des Lebens. Wenn der Starke allein Waffen besäße, was würde da aus den Schwachen und Kleinen? Zum Glück haben wir die Bitte, welche das von Gott gewollte Gleichgewicht in der Gesellschaft wiederherstellt.

Und zwar je schwächer ein Wesen, desto mächtiger seine Bitte. Was ist leichter zu erdrücken als ein Kind? Streckt es jedoch weinend und flehend die Händchen empor, dann ist der Starke entwaffnet, er sei denn ein Scheusal.

Hierin liegt auch die unüberwindliche Kraft der Frau. So lange sie bittet, steht sie als Königin da; sobald sie befehlen will, zerschellt ihr Scepter.

Wenn dem aber so ist, wenn der Mensch auf das Bitten des Menschen hört, wie sollte es da nicht auch Gott thun, der liebende, gütige, allmächtige Vater? Man hat dies so klar eingesehen, daß das Gebet allen Zeiten und allen Orten angehört. Wenn der Gelehrte in den Trümmern vergangener Jahrhunderte herumsucht, was findet er da? Säulen, Altäre, Ueberreste von Tempeln, welche noch beten.

Das Gebet ist aber nicht nur allgemein und ununterbrochen, es ist auch unvergänglich. Umsonst wüthet die Revolution, zerstört die Kirchen, zertrümmert die Glocken; kaum hat sich der Himmel aufgeheitert, sofort erstehen die Gotteshäuser aus ihren Trümmern, steigt der Weihrauch wiederum gen Himmel, sehen wir das Volk wieder zum Gebete versammelt.

Und was sich also in der Geschichte der Menschheit vollzieht,

vollzieht sich noch wunderbarer in den Seelen. In den Tagen der Leidenschaft, des Uebermuthes unterdrückt man das Gebet, bald steigt es jedoch wieder aus dem Herzen empor. Nur in ihm findet das bedrängte Herz den ersehnten Trost. Am Sterbelager einer theuern Gattin, eines heißgeliebten Kindes kniet man unwillkürlich nieder und ruft: „O Gott, o Gott, hilf mir!“ Ein neuer, ergreifender Beweis für die Unvergänglichkeit des Gebetes. Es ist unsterblich wie die menschliche Seele.

II.

Das Menschengeschlecht hat also zu allen Zeiten gebetet, war sich stets bewußt, daß es die Hilfe Gottes zu jeder, selbst der geringfügigsten Handlung bedarf; ohne dieselbe weder zu denken, noch zu handeln, noch zu lieben, noch zu leiden, noch zu verdienen im Stande ist; und daß es für den Menschen nur ein Mittel gibt, diese Hilfe zu erlangen: das Gebet. Der Mensch ist unzähligen Leiden ausgesetzt. Er leidet am Körper, er leidet an der Seele; er leidet von seiner Umgebung, fühlt sich durch sie beengt, bekümmert. Da genügt ihm weder Lob noch Anbetung, da greift er zur Bitte, fleht inbrünstig zu Jenem, der ihn allein zu retten, zu heilen oder doch wenigstens zu trösten vermag. Und wenn der Mensch doch nur ausnahmsweise enttäuscht, betrogen, in seiner Seele geknickt würde! Aber nein, es wiederholt sich dies täglich, ja stündlich mit einer staunenswerthen Mannigfaltigkeit. So sehr ist unsere Natur zum Leiden geschaffen; so sehr wohnt uns aber auch das Bedürfniß inne, zu hoffen und die mit Thränen gefüllten Augen zu den Bergen zu heben, von welchen Hilfe kommt — *Levavi oculos meos in montes unde veniet auxilium mihi* (Ps. 120, 1). Das Gebet ist die Stimme jenes Schmerzes, jener Hoffnung.

Es ist zugleich das einzige Mittel, uns diese nothwendige Hilfe zu verschaffen. Welches andere Mittel könnte es in der That geben? Soll uns Gott seine Hilfe aufdrängen, aufnöthigen? Wohlان, dann stehen wir aber auf der Stufe der Steine, der Pflanzen, der Thiere, m. e. W. der unfreien Wesen, die, was ihnen Noth thut, ohne ihr Zuthun empfangen. Eine solche Hilfe würde uns entehren, unsere Freiheit mit Füßen treten.

Oder aber sollen wir mit Gott in herrischem Tone reden, ihm befehlen, uns zu Hilfe zu kommen? Eine solche Annahme möchte ich geradezu als blasphemisch bezeichnen.

Es gibt ein Drittes, wodurch die Freiheit des Menschen und die Majestät Gottes in gleichem Maße gewahrt erscheinen — die Ueberredung, die Bitte. Also der Schrei jener Mutter, deren Kind von einem Löwen geraubt worden, und welche durch ihre Thränen das Unthier zwang, ihr das entrissene Kleinod wiederzugeben; das Flehen jenes greisen Königs, von welchem Homer erzählt, daß er, um die Leiche seines in der Schlacht gefallenen Sohnes zu erhalten, Achilles mit den Worten zu Füßen fiel: „Ich bin gekommen, die Hand zu küssen, welche meinen Sohn ermordete. Hieraus magst du die Größe meines Unglücks ersehen.“ Also das Wort jenes berühmten Redners, welcher, als er das Vaterland in Gefahr sah, seinen Mitbürgern zurief: „Nein, nein Athener, ihr werdet dies nicht thun! ich beschwöre euch bei den Manen eurer Väter, bei den Häuptern eurer Kinder!“ Dies sprach er zu ihnen mit so unwiderstehlicher Gewalt, in so ergreifendem Ton, daß sich Alle besieg gaben.

Das ist die Beredsamkeit, das ist die Bitte.

Die Beredsamkeit ist die Weise einer bewegten Seele, ebenso das Gebet.

Die Beredsamkeit ist unüberwindlich, nicht minder das Gebet, nur ist die Zuhörerschaft des Betenden Gott selbst.

Deshalb sprach Christus jenes kurze aber inhaltsvolle Wort: „Bittet und ihr werdet empfangen“ (Joh. 16, 24); und der Apostel Jacobus: „Ihr bittet und erlanget es nicht, weil ihr in der üblen Gesinnung bittet“.... (4, 3). Aehnlich als sagten wir zu einem Redner: „Deine Zuhörer sind kalt und theilnahmslos geblieben, weil du langweilig und einschläfernd gesprochen hast. Thu' den Mund auf, bringe Geist und Leben in deine Worte, und du wirst deinen Zuhörern gefallen.“ Auf das Gebet angewandt: „Du hast keine Erhörung gefunden, weil du schlecht gebetet hast;“ bete inbrünstig, mit ganzer Seele, und du wirst das Herz Gottes erobern. Das Herz Gottes ist leichter zu erobern, als das Herz des Menschen; er ist ja die Güte selbst. Jedes andächtige Gebet

rührt ihn. Gleichwie der Heiland sich plötzlich im Gedränge umwandte und fragte: „Wer hat mich berührt? — Aber Herr, Alle berühren dich ja. — Nein, ich fühle, daß mich Jemand berührt hat.“ Also Gott in den Tiefen seiner Ewigkeit: „Wer hat zu mir gebetet? — Aber Herr, Alle beten ja zu dir. — Nein, Jemand hat zu mir gebetet; ich habe die Regung einer andächtigen Seele empfunden.“ Das ist das Gebet. Nicht alle Gebetsweisen sind gleich mächtig; aber es gibt ihrer, denen Nichts zu widerstehen vermag; Gott selbst wird durch sie besiegt.

Diese Macht ist so unwiderstehlich, daß Gott, wenn er zu strafen und seiner Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen sich entschlossen hat, vorerst das Gebet verstummen macht. „Ich sehe,“ sprach der Herr zu Moses, „daß dies ein hartköpfiges Volk ist: darum laß mich, daß mein Zorn wider sie ergrimme, und ich sie vertilge... **Moses aber bat den Herrn seinen Gott** und sprach: Herr, warum ergrimmt dein Zorn wider dein Volk, das du herausgeführt aus dem Lande Aegypten mit großer Kraft und mit starker Hand? Laß ruhen deinen Zorn, und habe Nachsicht mit der Bosheit deines Volkes. Gedenke an Abraham, Isaac und Israel deine Diener. . . Und der Herr ward versöhnet, daß er das Uebel nicht thäte, so er wider sein Volk geredet hatte“ (Exod. 32, 9 ff.).

Denken wir ferner an Abraham. Gott hatte beschlossen, Sodom und Gomorrha durch Feuer zu vernichten, wollte es jedoch nicht thun, ohne seinen treuen Diener Abraham zu verständigen. „Kann ich Abraham verbergen, was ich thun will?“ . . . Welch zarte Aufmerksamkeit von Seite Gottes, welche Dreistigkeit von Seite Abrahams, der sofort erwidert: „Wirst du den Gerechten vernichten mit dem Gottlosen? Wenn 50 Gerechte in der Stadt wären, sollten auch sie mit umkommen? Und der Herr sprach zu ihm: Wenn ich zu Sodom 50 Gerechte finde in der Stadt, will ich um ihretwillen dem ganzen Orte vergeben. Und Abraham antwortete und sprach: Weil ich einmal begonnen, will ich reden mit meinem

Herrn, obwohl ich Staub und Asche bin. Wie? Wenn fünf Gerechte weniger denn 50 da wären, würdest du um der 45 willen die ganze Stadt vertilgen? Und er sprach: Ich will sie nicht vertilgen, wenn ich 45 daselbst finde." Also bittend und hoffend steigt Abraham herab bis auf 10. „Ich bitte, zürne nicht, o mein Herr, wenn ich noch einmal rede. Wie, wenn sich 10 da fänden? Und er sprach: Ich will sie nicht vernichten um der zehn willen“ (Gen. 18, 17 ff.). Welch herrliches Zwiegespräch! Wie klar geht aus ihm die Macht des Gebetes hervor!

Alles erblaßt indeß vor den Worten des Heilandes: „Wenn ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, so möget ihr bitten, was ihr immer wollet, es wird euch gegeben werden“ (Joh. 15, 7). „Alles, um was ihr immer im Gebete mit Glauben bitten werdet, das werdet ihr erhalten“ (Matth. 21, 22).

„Christus,“ schreibt Bossuet, „bedient sich dieser energischen Ausdrucksweise, um zu zeigen, daß wir durch das Gebet Alles erreichen können. Sieh,“ fügt er hinzu, „das Wunder der Wunder: der Mensch mit der Allmacht Gottes angethan“¹⁾.

III.

Hier stoße ich auf zwei Einwürfe. Der erste lautet: „Wozu das Gebet? Gott ist zu erhaben, um auf armselige Geschöpfe wie wir zu hören. Uebrigens ist er ja unveränderlich; da läßt sich doch gewiß nicht erwarten, daß er an den ewigen Gesetzen, mittelst deren er die Welt regiert, auch nur das Geringste ändern wird. Sollte er es ja einmal auf mein Gebet hin thun, dann müßte er es hunderttausendmal auf das Gebet Anderer hin thun, es im widersprechendsten Sinne thun; da hätten wir einen beständigen Wechsel; was würde aber darin aus der Unwandelbarkeit seiner göttlichen Natur, aus der Schönheit und Harmonie seines Werkes?“

1) Bossuet, Méditations sur l'Evangile 1^{ère} partie, 39^e jour; 2^e partie, 21^e jour.

Von jenem System „unwandelbarer und ewiger Gesetze“ war im ersten Bande, Kapitel 8 dieses Werkes bereits die Rede. Es war ein Schoßkind des 18. Jahrhunderts, weil es die Beseitigung des Gebetes, der Gottesverehrung, der ganzen Religion, ich möchte sagen mit einem Federstrich ermöglichte. Es ist jedoch so lächerlich, daß selbst Voltaire darüber spottete: Gott hätte also, als er die Welt erschuf, sich selbst sowohl als dem Menschen Daumenschrauben angelegt; beide lebten in gegenseitiger Gefangenschaft, von einander durch Gesetze geschieden, welche Gott für den Menschen aufgestellt hätte, und welche Gott sowohl als den Menschen beherrschten! Wie thöricht!

Die Welt, wie sie von Gott erdacht wurde und gegenwärtig von der Wissenschaft wenigstens einigermaßen erkannt wird, ist schmiegsamer, harmonischer. Sie bildet ein Ganzes nicht etwa von unwandelbaren Gesetzen, sondern von Kräften, welche auf einander einwirken, einander bald unterstützen bald bekämpfen, einander im Gleichgewicht halten, einander zuweilen vernichten und insgesammt ein schmiegsames Netz bilden, inmitten dessen der Geist des Menschen, natürlich weit mehr noch der Geist Gottes sich frei und wie ein König bewegt.

Ich setze irgend einen Act, welcher nothwendig diese oder jene Folge haben wird, es sei denn, daß ich eingreife und die betreffende Wirkung durch eine andere Naturkraft zunichtemache.

So ist es z. B. Naturgesetz, daß der Stahl, welcher in das Fleisch eindringt, die heftigsten Schmerzen verursacht. Nun aber besitzen wir das Chloroform. Jüngst erlebte ich den Fall, daß ein Kranker von einer entsetzlichen Operation erwachte und flehte, man möchte doch endlich einmal anfangen. Die Operation war glücklich beendet.

Nicht minder Naturgesetz ist es, daß das Fieber, sich selbst überlassen, den Menschen tödtet. Hiefür bietet u. A. die heil. Monika ein denkwürdiges Beispiel. Nun haben wir das Chinin; infolge dessen ist es ein Zeichen von Geisteschwäche, wenn Jemand am Fieber stirbt.

Wir könnten der Beispiele weit mehr anführen. Gott hat nicht gewollt, daß der Mensch ein Sklave der blinden Naturgesetze sei. Er hat ihm Mittel in die Hand gegeben, gegen dieselben

zu kämpfen und sein Königthum wiederzuerobern. Zu diesen Mitteln gehört nun das Gebet. Es ist eine Kraft, ähnlich wie die Anziehungskraft, wie die Electricität. Es kommt nur darauf an, die Kraft des Gebetes mit den anderen zu combiniren, sich seiner zu bedienen, um letztere zu modificiren oder zu suspendiren. „Wenn,“ bemerkt treffend de Maistre, „ein gefeierter Philosoph seine Verwunderung darüber ausspricht, daß ich zum Gebete greife, um mich vor dem Blitze zu bewahren, so antworte ich ihm: Aber mein Herr, warum bedienen Sie sich des Blitzableiters? Oder aber, um ein gewöhnlicheres Beispiel anzuführen: Warum verwenden sie bei Bränden die Feuerspritze und in Krankheitsfällen Arzneien? Sehen sie sich da nicht gerade wie ich in Gegensatz zu den ewigen Gesetzen? — Das ist doch fürwahr etwas ganz Anderes; denn wenn es beispielsweise Naturgesetz ist, daß das Feuer brennt, so ist es nicht minder Naturgesetz, daß es durch Wasser gelöscht wird. Worauf ich erwiedere: Wenn es Naturgesetz ist, daß der Blitz diesen und jenen Schaden anrichtet, so ist es nicht minder Gesetz, daß das Gebet, zur rechten Zeit angewandt, das Feuer des Himmels löscht und den Schaden abwendet¹⁾.“

„Seien Sie überzeugt,“ fährt de Maistre fort, „daß jedweder Einwand wider das Gebet sich gegen die Medizin, überhaupt gegen jede Wissenschaft lehren läßt. Jener Kranke wird sterben oder davontkommen, folglich ist es unnöthig für ihn zu beten; worauf ich erwiedere: Folglich ist es unnöthig, ihm Arzneien zu reichen, folglich gibt es keine Heilkunde. Wo, frage ich, ist hier der Unterschied zu suchen? Daß sich Nebenursachen mit der höheren Einwirkung verbinden, wollen wir nicht einmal in Betracht ziehen. Jener Kranke wird sterben oder davontkommen: ohne Zweifel wird er sterben, wenn er keine Arznei nimmt; im entgegengesetzten Falle wird er genesen. Diese Bedingung liegt, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit in den ewigen Rathschlüssen²⁾.“ Ebenso verhält es sich mit dem Gebet. Ein Kranker war dem Tode nah; es wurde für ihn gebetet, und das allgemeine Gesetz des Gebetes trug über das allgemeine Gesetz der Krankheit den Sieg davon.

1) *Soirées de Saint-Petersbourg*, I. S. 305.

2) *Ebd.* I. S. 320.

Der einzige Unterschied liegt darin, daß die Kräfte der physischen Ordnung starr und rücksichtslos zur Anwendung kommen, während wir bei jenen, welche dem moralischen Gebiet angehören, eine gewisse Schmiegsamkeit wahrnehmen, weil da die menschliche Freiheit ins Spiel kommt. Sie sind infolge dessen nur um so edler, und wird Gott, der sie geschaffen hat, der Mensch, welcher sie gebraucht, durch sie nur um so mehr geehrt.

Wenn nun aber der Mensch in der Natur Kräfte findet, durch welche er andere, die ihm entgegenstehen, bekämpft, warum sollte dies nicht auch Gott thun können? Es handelt sich hier weder um „eine willkürliche Vorsehung, noch um kleine Staatsstreiche“. Ja es handelt sich nicht einmal um Wunder. Man kann ja darum flehen, aber Gott bedarf ihrer nicht. Es handelt sich nur darum, die gewaltige Claviatur der Naturkräfte geschickt zu handhaben. Wer vermag nun aber mit einem Instrumente geschickter umzugehen als der Erfinder? Und wenn dieser Erfinder unendlich gütig ist, wer vermag da zu sagen, was ein Wörtchen, ein kaum wahrnehmbares Zeichen von ihm vermag, wenn es gilt, das Flehen seiner Kinder zu erhören? Umsonst verstrickt sich Michelet in jenen gewaltigen und unwandelbaren Gesetzen, welche nach seiner Ansicht Gott aus der Welt auszuschließen scheinen; sein Herz empört sich dagegen. „Soll,“ schreibt er, „damit, daß wir die unhaltbare These von einer willkürlichen Vorsehung aufgegeben haben, welche von einzelnen Entscheidungen und kleinen Staatsstreichen in den Tag hinein lebt, etwa gesagt sein, daß wir nicht mehr die hohe, unparteiische Liebe fühlen, welche durch jene großen Gesetze regiert? Und weil sie Vernunft ist, hat sie deshalb aufgehört Liebe zu sein? Was mich betrifft, so höre ich auf zu handeln, wenn das Gefühl der liebenden Ursache aufhört. Wenn mir nicht mehr die Banne zutheil werden soll zu fühlen, daß diese Welt geliebt wird, daß ich selbst geliebt werde, dann leget mich ins Grab. Der Anblick des Fortschrittes hat für mich jeden Reiz verloren. Was nützt er mich, wenn ihr mir die Liebe auslöschet?“

Und an einer andern Stelle. „Ich kann Gott nicht entbehren. Die momentane Verfinsterung des hohen centralen Gedankens umnachtet die Welt der Wissenschaften und der Entdeckungen.

Alles ist Fortschritt, Alles Kraft und Alles entbehrt der Größe. An Poesie fehlt es gewiß nicht: aber der Zusammenhang, die Harmonie, das Gedicht, wo sind sie? Ich sehe sie nicht. Ich kann Gott nicht entbehren."

"Der Zusammenhang, die Harmonie, das Gedicht, wo sind sie?" Wir haben es soeben gesehen: in jenem herrlichen System einander ergänzender oder bekämpfender Kräfte, zwischen welchen der Mensch sich trotz seiner Armseligkeit mit einer gewissen Größe bewegt, über welche Gott als König herrscht und wo er durch das Gebet des Menschen besiegt sein wollte.

IV.

Ein zweiter Einwurf lautet: „Das Gebet erniedrigt den Menschen, entwürdigt ihn. Bleib auf den Füßen stehen, Freund," schreibt Rousseau, „du wirst noch winzig genug sein. Statt zu beten, arbeite. Bettelei ist etwas Häßliches, einerlei, ob sie sich an Gott oder an die Menschen wendet."

Das Gebet erniedrigt, entwürdigt! Ich muß sagen, daß mich dieses Wort in Staunen versetzt. Welchen Begriff machst du dir denn von Gott dem Unendlichen, dem Allmächtigen, dem Allgütigen, der du behauptest, der Mensch, jenes winzige Atom im Weltall erniedrige sich, wenn er zu ihm fleht! Du behauptest, anstatt ihn um das tägliche Brod zu bitten, soll ich arbeiten. Wohlan! Wenn es mir indeß trotz eifernen Fleißes nicht gelingen will, für mich und die Meinigen das tägliche Brod zu beschaffen, ich von den Menschen Nichts zu erwarten habe; wenn die Noth ihren Höhepunkt erreicht hat, und ich ohne die Arbeit aufzugeben, Augen und Herz zu Jenem erhebe, der unendlich reich, unendlich gütig ist, so möchte ich in der That wissen, inwiefern ich mich entwürdigte. Oder aber, ich habe ein krankes Kind. Gott weiß, daß ich Alles aufgeboten, verschiedene Aerzte zugezogen habe — umsonst. Von Angst und Gram verzehrt, wende ich mich an den allmächtigen Arzt. Ich frage abermals: Wer anders als ein Thor kann hier von Entwürdigung reden? Oder endlich, ich stehe jung und unerfahren inmitten der Lockungen und Verführungen des Lebens, fühle die Leidenschaften in mir auflodern, hege den

festen Willen, ihnen zu widerstehen, ein ehrbares und tugendhaftes Leben zu führen; ich flehe zu Gott. Liegt nun, frage ich wiederum, hierin auch nur das Mindeste, was sich mit meiner Ehre nicht vereinigen ließe? Und selbst dann thäte ich es. Um mein Heil zu sichern, um Jenen, die ich liebe, denen ich zum Danke verpflichtet bin aus der Gefahr zu helfen, wäre ich zu jeder Erniedrigung bereit. Und du, armseliger Prahler, laß einen jener Schläge über dich kommen, welche das Haar innerhalb vierundzwanzig Stunden bleichen, und ich will sehen, ob du deiner eiteln Philosophie treu bleibst, ob du nicht mit dem Schmerzensruf auf die Kniee sinkst: „O mein Gott! O mein Gott!“

Wie verschieden urtheilen übrigens die Menschen. Wo du eine Erniedrigung findest, da finde ich etwas Großes. Wenn meine Seele betet, scheint sie mir den höchsten Act der Vernunft auszuüben. Kann es in der That etwas Vernunftgemäßeres geben, als die Herrschaft Gottes, die Abhängigkeit des Menschen und die in jener Herrschaft hervortretende Macht, Weisheit und Güte des unendlichen Wesens zu verkünden; es mithin anzubeten, sich seinem heiligsten Willen in Allem zu unterwerfen, sich seiner Allweisheit und Allgüte rückhaltslos anzuvertrauen? Ich mag mich irren, aber in meinen Augen kann es Nichts geben, was der Vernunft vollkommener entspräche.

Weit entfernt durch das Gebet erniedrigt und geschädigt zu werden, wird die Seele hiedurch im Gegentheil nach allen Richtungen hin vervollkommenet. Sie gewinnt an Demuth, Stärke und Güte. Erst durch das Gebet gelangt sie zu ihrer wahren Größe. Ich erblicke im Gebet gleichsam die Vollendung und Krone meines Wesens. Gott hat meinem Gedanken einen fast unendlichen Flug verliehen; mit der Schnelligkeit des Blitzes steigt er zum Himmel, zum Throne Gottes empor. Einen, ich möchte sagen, noch unendlicheren Flug verlieh er meinem Herzen; es kennt keinen Raum, keine Entfernung, im Nu trägt es mich zu theueren Abwesenden. Den Menschen zu vollenden, bedurfte es mithin einer ihm innewohnenden unendlichen Kraft, welche so weit reichte, wie der Gedanke, wie das Gefühl. Sonst blieb dies Alles in ihm hinkend und unvollständig, gereichte ihm statt zur Größe zur Qual. Deshalb gab uns Gott das Gebet.

„Die Gebete,“ sagt Homer, „sind Töchter des großen Jupiter.“ Der alte Dichter hat Recht. Gott hat sie in seiner Liebe, in seiner väterlichen Eiferjucht erschaffen, um seinen Kindern eine Zier und eine Waffe zu verleihen. Unmöglich kann ich jedoch unterschreiben, was er hinzufügt: „Daß sie furchtsam dahineilen mit gerunzelter Stirn und sich kaum getrauen, den Blick zu erheben.“ Es mag dies auf die heidnischen Gebete passen, die unsrigen sind lebendig und rasch; wie Pfeile, wie Engel eilen sie zum Himmel empor. Ich will nicht sagen wie Königinnen, wohl aber wie Königstöchter, ihrer Macht bewußt, steigen unsere Bitten zum Throne Gottes, welcher sie erschaffen, ihnen über sein Herz eine unumschränkte Herrschaft eingeräumt hat. Mit derselben Schnelligkeit steigen sie herab in alle Theile der Erde, Schmerzen lindernd, die erslehten Gnaden allenthalben austreuend. Sie besuchen die geheimnißvollen Regionen des Fegfeuers, dem Schmerze die Hoffnung entgegenhaltend. Ihr Flug ist unendlich wie der Flug meines Gedankens, wie die Regung meines Herzens und noch weit mächtiger. Das Gebet stärkt, beschützt, tröstet Jene, die mein Gedanke nur von weitem begrüßen, die mein Herz nur lieben kann. Durch das Gebet wird meine Seele von ihrer Schwäche geheilt. Sie vermag Alles für die Geliebten; sie erglänzt wie in einer Strahlenkrone.

V.

Hieraus ersehen wir die Größe und Erhabenheit des Gebetes wir wollen nicht weiter darauf eingehen; doch wer vermöchte seine Süßigkeit zu beschreiben? Es ist gleichsam der religiöse Athem der Seele. Wenn wir zum Leben erwachen, ist das Erste, daß wir die Lippen aufthun und die Luft einathmen, deren wir bedürfen. Nun ist Gott das Element der Seelen gleichwie die Luft das Element der Leiber. „In ihm,“ sagt der Apostel, „leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apostelgesch. 17, 28). Gott ist die übernatürliche Atmosphäre der Seelen. Gleichwie er uns mit Athmungs Werkzeugen versehen hat, mittelst welcher wir die nothwendige Luft fast ohne Anstrengung in uns aufnehmen, also hat er auch in unsere Seele gewissermaßen einen religiösen

Organismus gesetzt, dessen wir nicht entbehren können, und welcher der göttlichen Atmosphäre entspricht, in der wir leben. Die Seele athmet wie der Körper; sie athmet Gott; sie nimmt ihn in sich auf, ähnlich wie der Körper die Luft. „*Aperui os meum et attraxi Spiritum* — Ich thu' auf meinen Mund und athme nach Geist“ (Ps. 118, 131).

Das Gebet liegt dermaßen in der Natur des Menschen, daß wir uns überwinden müssen, um nicht zu beten. Ganz von selbst steigt es aus unserem Herzen empor, thut ihm wohl, belebt es. Die Luft, welche wir einathmen, besteht aus zwei Grundstoffen, die mit einander vermischt, äußerst mild erscheinen: Sauerstoff, jenem mächtig belebenden Element, welches unserem Blute das Feuer verleiht; Stickstoff, welcher letzteres mäßigt, verhindert, daß wir an Entzündung und an nervöser Ueberreizung zugrundegehen. Ebenso ist die übernatürliche Luft, welche unsere Seele durch das Gebet einathmet, aus Licht und aus Liebe zusammengesetzt. Wäre darin nur Licht, dann würde unsere Seele in Schwärmerei gerathen, aber es kommt die Liebe hinzu, und aus der Mischung beider entspringt ein Gefühl unaussprechlicher Bönne. „Sowie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen der Seele,“ schreibt Goethe (Sprüche in Prosa 6. Abth., 51; Cotta 1868 S. 189); und Lammenais: „Gewisse glühende Winde wehen über die Seele und trocknen sie aus: das Gebet ist der Thau, welcher sie erfrischt;“ und an einer anderen Stelle: „Fühlst du, wenn du gebetet hast, nicht dein Herz erleichtert und deine Seele zufriedener? Das Gebet lindert den Schmerz und macht die Freude reiner: es verleiht Ersterem ich weiß nicht was Stärkendes und Mildes zugleich, Letzterem ich weiß nicht welchen himmlischen Wohlgeruch (*Paroles d'un Croquant XVIII*).“ Und Maine de Biran bezeichnet als Bedingungen des inneren Friedens: „Erstens, daß man Sehnsucht empfinde, seine Noth, sein Elend, seine Abhängigkeit einsehen und trachte sich höher zu erheben. Zweitens, daß man bete, damit der Geist der Weisheit bei uns eintreffe, und das Reich Gottes zu uns komme; bete, das Auge nach der Quelle wende, aus welcher das Licht strömt: alsdann besitzt der Mensch einen unendlichen, uner schöpflichen Schatz“ (*Pensées*, S. 384). „Wer

wird mir die Flügel der Taube und die Flügel des Gebetes verleihen?" (Ebd. S. 302). „Wie sehr drängt es mich zu beten," sagt er an einer anderen Stelle. Und sobald er aus der Verlesung in die Gegenwart Gottes neue Kraft geschöpft hat, fügt er hinzu: „Ein Tag der Borne, der Ruhe, der Vernunft: Wirkung des Gebetes" (ebd. S. 328).

Das ist das Gebet. Es ist nicht nur ein heiliges Recht des Menschen, eine unwiderstehliche Macht, welche in seine Hände gelegt wird und selbst dem Himmel Gewalt anthut — *omnipotentia supplex*; es ist ein unwiderstehlicher Drang seines Herzens, es wurzelt in den tiefsten Tiefen der menschlichen Natur; ich möchte es als deren religiösen Athmungsproceß bezeichnen. Daß dem so sei, beweist das unsägliche Mißbehagen Jener, welche das Gebet aufgegeben haben, die Borne Jener, welche demselben obliegen. Gehen wir auf diesen herrlichen Gegenstand etwas näher ein.

VI.

Gibt es etwas Peinlicheres als Athemnoth? Ich sah ein Kind, von der Halsbräune beinahe erstickt, alle möglichen Stellungen annehmen, um ein wenig Luft zu bekommen; ich konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ich sah kräftige Männer, von Bohn, von Verzweiflung ergriffen, mit dem Angstschrei: Luft! Luft! auf das Fenster zustürzen. Und wenn die Luftnoth andauert, dann tritt der Tod ein. Athmen ist die Grundbedingung des Lebens.

Etwas Derartiges finden wir bei Jenen, die nicht mehr beten; das religiöse Athmen der Seele hat aufgehört; eigenthümliche Krankheitserscheinungen sind die Folge davon.

Zuweilen ist es nur ein Dahinsiechen; die Seele hat ihre Kraft, ihre Mannhaftigkeit eingebüßt; seitdem sie das Gebet vernachlässigt, ist sie so zu sagen gelähmt, jedweder edlen Bestrebung unfähig.

Oder aber es ist eine Traurigkeit, ein Trübsinn, eine Reizbarkeit, ein Lebensüberdruß ohne jede Veranlassung. Man ist wüthend gegen Gott, gegen die Elemente, gegen sich selbst. Sehen wir näher zu, dann werden wir in der Unterlassung des Gebetes die Ursache jener Erscheinungen fast immer finden.

Der innere Mensch ist aufgeregt, gedrückt, weil er Gefühle, welche der Rundgebung bedürfen, in seinem Innern verschlossen hat. Das unterdrückte Gebet gleicht dem unterdrückten Dampf; wie letzterer die Maschine, so vermag ersteres ein Leben in die Luft zu sprengen. Wie mancher hätte sich nicht entleibt, wenn er gebetet hätte.

Wenn gewisse Stürme nicht durch das Gebet in wohlthätige Thränen aufgelöst werden, dann gibt es entsetzliche Katastrophen. Das Herz ist ein tiefes, aber zerbrechliches Gefäß. Es kann zerspringen, wenn die Flammen, welche in ihm lodern, nicht das Ventil des Gebetes finden. Entweder Gebet oder Auflehnung. Entweder die Ergebung, welche niederkniet und Gott anbetet, oder die Verzweiflung, welche ihn lästert, ihm trotzt. Unterdrückte Thränen ersticken; unterdrückte Gebete bringen den Tod.

VII.

Jenes Aufgeben des individuellen Gebetes hat noch anderes Unheil zur Folge gehabt. An erster Stelle möchte ich das fast völlige Verschwinden des Familiengebetes anführen.

Christus hat gesagt: „... Wenn du betest, geh in deine Kammer, und schließe die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen: und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten“ (Matth. 6, 6). Da haben wir das Gebet des Einzelnen, welches so oft wie ein erquickender Thau auf seine Seele herabfällt. Da jedoch der Mensch nicht allein steht, genügt es nicht; deshalb spricht auch der Heiland an einer andern Stelle: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (ebd. 18, 20).

Zwei oder drei versammelt in meinem Namen! Wer? Einmal Gatte und Gattin; sie sind mehr denn versammelt, sie sind vereinigt. Wie weit inniger, reiner, beständiger ist ihre Liebe, wenn sie mit einander beten! Die Ehe vermag ihre Blüthen erst dann zu entfalten, ihre Früchte erst dann zu zeitigen, wenn die Gatten nach der übernatürlichen Seite eins sind. Da erst haben wir die heiße, die nie versiegende Liebe. Das gemeinsame

Gebet ist wie ein milder Regen, welcher jeden Abend auf die Dürre des Tages herabrieselt, wie ein Balsam, welcher die kleinen Reibungen lindert. Das gemeinsame Gebet ist wie eine gegenseitige Verzeihung; es heilt die kleinen Wunden. Und wenn die Ehegatten so glücklich sind, daß sie weder Schatten noch Wolken kennen, dann verleiht es der mitunter allzu menschlichen Liebe eine himmlische Weihe, welche die Gluth lebendig erhält.

Zwei oder drei in meinem Namen versammelt! Wer noch? Mit dem Vater und der Mutter die Kinder. Das Kind wird niemals beten können, wenn es nicht in den zarten Jahren auf dem Schoße der Mutter, später an der Seite des Vaters beten gelernt hat. Es genügt nicht, daß ein Vater sage: „Tochter, geh hin und bete;“ er muß auch sagen: „Sohn, geh hin und bete;“ oder, am allerbesten: „Kinder, wir wollen mit einander beten.“ Das gemeinsame Gebet ist für die Kinder eine Schule der Ehrfurcht. Sie werden den Vater erst dann vollkommen ehren, wenn sie ihn jeden Abend das Haupt entblößen und vor Gott neigen sehen. Wie viel achtungsgebietender erscheint das Familienhaupt, wenn es kniet, als wenn es steht!

Zwei oder drei in meinem Namen versammelt! Wer endlich noch? Mit dem Vater und mit der Mutter die Dienstboten. Das gemeinsame Gebet, die gemeinsame Gewissenserforschung, das gemeinsame Bekenntniß der Schuld würde zwischen ihnen und der Herrschaft ein weit innigeres Band knüpfen, in das stets etwas complicirte Räderwerk der gegenseitigen Beziehungen das Del der Liebe träufeln.

Wann werden wir die Familie wiederum im Gebete vereinigt sehen? Wer am meisten hiebei verloren hat, ist der Vater. Dadurch, daß er das Gebet aufgab, sich aus dem gemeinsamen Zimmer in jenem Augenblick fortstahl, da die Mutter mit den Kleinen das Abendgebet verrichten wollte, hat er sich selbst der Krone beraubt, die religiöse Herrschaft über die Familie aus der Hand gegeben. Der heil. Paulus lehrt (Ephes. 5, 23 u. 24), daß der Mann das Haupt des Weibes ist wie Christus das Haupt der Kirche, in religiösen und sittlichen Dingen natürlich weit mehr als in den alltäglichen, und daß gerade in dieser Hinsicht das Weib ihm in Allem (in omnibus) Gehorsam schuldet, wie die Kirche Christo

Aber wie soll das möglich sein, wenn der Mann nicht mehr betet, sich um die göttlichen Dinge nicht mehr kümmert? Der Apostel fügt hinzu, daß der Mann der Lehrer seines Weibes sein, das Weib den Mann fragen soll, wenn ihm Etwas von Gottes Wort unverständlich ist — *domi viros suos interrogent* (I Cor. 14, 35). Wie soll das nun aber geschehen, wenn der Mann nicht mehr in die Kirche geht, das Weib in religiösen Dingen weit bewandter ist als er? Dies gibt er auch ganz unumwunden zu. Hieraus erwuchs für die Frau die Nothwendigkeit, den Priester weit mehr zu Rathe zu ziehen, als dies vielleicht früher zu geschehen pflegte. An wen soll sie sich in der That in ihren Zweifeln und Gewissensängsten wenden? Du beklagst dich hierüber, junger Ehemann. Du verlangst von deiner Gattin Liebe und Vertrauen, möchtest so zu sagen ihr Beichtvater sein. „Für mich,“ sagst du ihr beständig, „darfst du kein Geheimniß haben.“ — „Wohlan mein Lieber, aber unter einer Bedingung: daß du befest und beichtest. Eine Christin kann keinem Heiden ihr Vertrauen schenken.“ Wenn sie den Muth hätte, würde sie dir sagen: „Du verstündest mich nicht, wie könntest Du mich da leiten?“

Ein Nichts weniger als verdächtiger Beobachter, welcher den Gedanken, daß der Mann Beichtvater seiner Frau sein soll, am schärfsten verfißt, Michelet, schreibt hierüber: „Die reinen, edlen, treuen Ehefrauen, welche Nichts zu verbergen, Nichts zu sühnen haben, bedürfen trotzdem mehr als andere des Bekenntnisses der Liebe, empfinden den Drang, sich in einem liebenden Herzen zu wiegen. Wie kommt es nun aber, daß der Mann dieses Element des Glückes so selten zu benützen versteht? Durch die Evidenz gezwungen, antwortet er: „Ach die meisten sind dessen unwürdig!“ Ja, unwürdig und unfähig, seit sie nicht mehr glauben, nicht mehr beten.

Und erst die Kindererziehung! Antwortet mir Familienväter; seid ihr fähig, christlich zu erziehen, da eure alles Göttlichen bare Seele durchaus unfähig erscheint, die Sehnsucht der jungen Seelen nach dem Göttlichen zu befriedigen?

Wollen wir der Ehe ihren wahren Charakter wieder geben; soll in den Familien das auf übernatürlicher Verwandtschaft der

Seelen beruhende Glück herrschen, dann müssen Glaube und Gebet bei ihnen wiederum eintreten; dann müssen Vater, Mutter, Kinder und Diener wiederum gemeinsam vor ihrem Schöpfer niederknien. Dann werden sich die Worte des Heilandes bewahrheiten: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth. 18, 20).

VIII.

Gehen wir weiter. Wie traurig jenes Verschwinden des individuellen und des Familiengebetes auch sein mag, ich kenne etwas weit Traurigeres, weit Beunruhigenderes — das Verschwinden des nationalen Gebetes.

Ein Volk ist keineswegs eine durch Zufall zusammengewürfelte Menschenmenge; es ist ein durch feierliches *fiat* von Gott geschaffenes, beseeltes Wesen, eine moralische Person, welches eine bestimmte Aufgabe hat, Gefahren läuft, leiden und sterben kann; es klagt, folglich kann es auch beten.

In der That haben auch alle Völker gebetet und beten noch. Frankreich allein bildet eine Ausnahme.

England betet. An gewissen Tagen bietet es, seine Königin an der Spitze, das erhebende Schauspiel einer Nation, welche betet, fastet, sich vor Gott demüthigt, die Hände gen Himmel erhebt.

America betet. Niemals beginnt der Congreß eine Sitzung, ohne daß der Präsident stehend und entblößten Hauptes die Segnungen von oben auf die Berathungen der Versammlung herabfleht.

Preußen bezw. Deutschland betet. Wie oft hat es i. J. 1870 auf unserem Grund und Boden und in unseren Kirchen Gott für die über uns erfochtenen Siege gedankt.

Nur in Frankreich hat das Gebet aufgehört. Es bleibt dem Einzelnen unbenommen zu beten; allein Frankreich, als Nation betrachtet, kennt kein Gebet mehr; seit hundert Jahren schämt es sich dessen. Es hat das Gebet in die Kirchen eingesperrt, ihm Straßen und öffentliche Plätze verwehrt, weil es in ihm ein Hinderniß für den Verkehr erblickte. Es hat dasselbe aus dem Heere verbannt, ebenso aus den Parlamenten; ja es ging so weit,

daß es dieses frevelhafte Verfahren als Princip, ich möchte sagen als Dogma hinstellte. Das Gesetz, hieß es, ist atheistisch und soll es sein; ein wohlgeordneter Staat betet nicht.

Der Staat betet nicht! Darum geht er an Erstickung zugrunde; denn das Gebet ist das Athmen der Völker wie des einzelnen Menschen.

Der Staat betet nicht! darum vermag weder sein Haupt eine Krone, noch sein Arm ein Schwert zu tragen.

Der Staat betet nicht! Darum sehen wir Frankreich, von unerhörten Schlägen heimgesucht, dahinsiechen.

Ja! Kein Volk kann ohne Gebet leben! Wenn aber Frankreich es ist, welches in dieser Weise abfällt, dann ist dies nicht nur ein wahnsinniger Frevel, sondern der denkbar schwärzeste Undank. Es ist, als ob Frankreich dies fühlte, von Gewissensbissen gefoltert würde. Es hat das Nationalgebet mehr denn einmal wieder eingeführt, so in den Jahren 1801, 1815, 1848 und 1871, um es dann, vom bösen Geist überwältigt, wieder abzuschaffen. Pflicht der Katholiken ist es mithin, Gott hiefür Ersatz zu bieten, die Schuld des Vaterlandes abzutragen. Hiedurch werden sie die Stunde herbeiführen, in welcher Frankreich einsieht, daß sein Ruhm von der Zeit herrührt, da es betete, sein Elend mit jenem Tage begann, an welchem es zu beten aufhörte. Dann wird das Heil nahe sein. Wie groß stünde Frankreich da, wenn es betend vor Gott niederkniete!

Ja selbst in diesem Jahrhunderte könnte das inbrünstige, einmüthige Gebet der Nation allmächtig sein. Es könnte zu den Bergen des Hochmuths, welche auf uns lasten, sprechen: „Werfet euch ins Meer und lasset uns gewähren.“ Wie manches Geschwächte würde wieder erstarren, wie manche Wunde vernarben. Ja, Frankreich möge niederknien, und im großartigsten Maßstabe wird die Verheißung des Heilandes in Erfüllung gehen: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

IX.

Höher endlich als das individuelle, höher als das Familien- und als das Nationalgebet steht das Gebet der Kirche. Da sehen wir nicht mehr „zwei oder drei“ im Frieden des häuslichen Herdes, „zwei oder drei“ in der majestätischen Großartigkeit eines Volkes; da sehen wir das ganze Menschengeschlecht zu den Füßen seines Schöpfers niederknieen; da sehen wir die Kirche, jene unermessliche Gesellschaft der Seelen, der Familien, der Nationen sich der Gebete der Menschheit bemächtigen, sie in unübertreffliche Formeln fassen und sie mit der ihr von Gott selbst verliehenen Autorität vor dem himmlischen Throne niederlegen.

Wer vermöchte die Schönheit und die Macht des Gebetes der Kirche auszusprechen? Wir finden darin alle Weisen, welche im Stande sind, das Herz Gottes zu rühren, das Herz des Menschen zu erweichen. Bald ist es das edle Vertrauen einer königlichen Braut, welche sicher ist, vom Bräutigam erhört zu werden; bald der Schmerzensschrei einer Mutter, welche für ihre Kinder zittert; meistens die süße Klage einer Verbannten, welche sich nach dem Geliebten sehnt. Wie sollte Gott durch solche Weisen nicht gerührt werden? Die Menschen vermögen ihnen nicht zu widerstehen; von Augustinus bis auf Rousseau vernimmt sie die Menschheit nur unter Thränen.

Ein Tag ist durch das Gebet der Kirche besonders geheiligt — der Sonntag. An jenem Tage versammeln sich der Papst und die Cardinäle in Rom, die Bischöfe in ihren Diöcesen, die Priester und die Gläubigen in ihren Pfarreien an der nämlichen Stätte, im Gott geweihten Tempel und senden zum Himmel jenes Gebet empor, welchem Gott stete Erhörung verheißen hat. Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich unter ihnen! Gibt es in der That etwas Großartigeres als jene gemeinsame Bitte, welche die Menschen aller Länder und Zungen vereinigt! Es ist, als ob sich an jenem Tage die Gegenwart Gottes besonders fühlbar machte. „Ich erinnere mich,“ schreibt ein Autor (Alfons Daudet), leider tief gesunken, aber reich an erhabenen Gedanken, „wie es mir in den Kinder-

jahren erging. Als ich morgens aufstand, fühlte ich deutlich, daß es Sonntag war. Auf den Bäumen in der Nähe meines Fensters sangen die Vögel lustiger; die Kirchenglocken tönten freudiger; die Luft war mit Harmonieen und Wohlgerüchen erfüllt; der Himmel so klar, die Sonne so strahlend. Es war mir unbegreiflich, wie die Natur an einem bestimmten Tage sich so ganz umwandeln konnte. Später begriff ich es. Kind, noch triefend vom Wasser der Taufe, noch bezaubert von den Liebkosungen der Mutter; ein Abglanz deiner religiösen Seele geht auf die Natur über, macht sie schöner und dir ähnlicher.

Entzückt wird sich das Kind von seinem Lager erheben und sich in den Tempel begeben, welcher das Haus Gottes, zugleich aber auch das Haus des Volkes ist. Die Reichen haben ihre Paläste: sie könnten sich mit einer bescheidenen Kapelle begnügen. Das Volk will Domkirchen, will Feste, wie sie den Fürsten der Erde nicht geboten werden, wie nur die Kirche sie zu bieten vermag. Das wahre Volksfest ist der Sonntag. In dem geräumigen Heiligthum haben sämtliche Künste, um den Altar vereinigt, ihre verschiedenen Reize zu einem Zauber zusammengeschmolzen: Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik und insbesondere die Redekunst. Ja die Redekunst! Mögen die Worte des Priesters auch noch so wenig beredt sein, Dank den Wahrheiten, die er verkündet, den Fibern, die er in der menschlichen Seele zu berühren gewiß sein kann, ist er nothwendig beredt. Das Volk wird sich, wenn es in den Tempel eintritt, seiner Größe bewußt. Die Kinder werden, wenn sie die Schwelle des Heiligthums überschreiten, wie Könige durch die erhebenden Klänge der Orgel empfangen; sie athmen den Duft des Weihrauchs und der Blumen; sie lauschen auf die majestätischen und lieblichen Gesänge, auf die lateinischen Worte, welche sie zwar nicht verstehen, die ihnen trotzdem so viel sagen, Worte der Ewigkeit geschleudert in die Zeit, Geheimnisse der in der Verbannung geschauten Heimath. Von Glaube, Hoffnung und Liebe beseelt, gehen sie vom häuslichen Heerde zum Altar, vom Altar zum häuslichen Heerde. Sie bringen der Mutter den Kuß Gottes, gleichwie sie Gott den Kuß der Mutter gebracht hatten."

Auch das Weib schöpft hieraus neue Kraft, neue Berufsfreudigkeit. Ein Ehemann sprach einst zu seiner Gattin: „Es

ist heute Sonntag. Ohne Zweifel hast du communizirt; laß dich umarmen."

Selbst die Arbeiter in den Städten werden jener Wohlthaten theilhaftig. „Für diese während der Woche Gefangenen," schreibt der genannte Autor, „lüftet das dicke Netz des Kalenders von Zeit zu Zeit seine Maschen, läßt Licht und Luft einströmen. Der Sonntag, welcher den Weltmenschen so lang vorkommt, ist für viele Wesen die einzige Belohnung, das einzige Ziel sechstägiger verzweifelter Anstrengungen Wer den Sonntag gründlich kennen lernen will, der betrachte ihn in den Arbeitervierteln, wo die Straßen durch das Schließen der Kaufläden breiter und heller werden, wo die schweren Lastwagen in den Schuppen ruhen, und Schaaren aufgeputzter Kinder sich auf den Straßen und Plätzen mit Federball und anderen Spielen vergnügen, der betrachte ihn in jenen Vierteln, wo sonst fieberhafte Aufregung herrscht, heute jedoch bereits in aller Frühe die geschlossenen Fabriken schweigend, die hellen Kirchenglocken laut verkünden, daß der Tag der Ruhe, der Erquickung für Leib und Seele angebrochen ist; er wird ihn kennen und lieben lernen.

Pariser Sonntag, Sonntag der Arbeiter und der kleinen Leute, wie oft habe ich dich ohne Grund geschmäht! Ströme von Tinte habe ich in meinem Mißmuth über deine lärmende und ausschreitende Fröhlichkeit verschrieben. Doch jetzt sehe ich mein Unrecht ein; ich lobe und preise dich, wenn ich an die wohlverdiente Ruhe des Arbeiters, wenn ich an den Jubel der Kinder, wenn ich an den Stolz der Mütter über ihre dir zu Ehren aufgeputzten Kleinen, wenn ich an die Würde denke, welche durch dich in den ärmsten Wohnungen gewahrt bleibt." Wir könnten dem Autor volles und unbeschränktes Lob spenden, wenn er hinzugefügt hätte: „Und wegen der Befriedigung, welche du den religiösen Bedürfnissen des Volkes, dem Drange der menschlichen Seele nach Uebernatürlichem und Göttlichem gewährst."

Hierin liegt in der That die Weihe des Sonntags. Er ist der Tag des feierlichen Gebetes, der Tag des *Credo*, des *Miserere* und des *Te Deum*. Der wahre Christ steigt noch höher. Gleichwie man bei weltlichen Concerten zuweilen inmitten herrlicher Chöre einen Tenor vernimmt, welcher alle übrigen Stimmen in den

Schatten stellt, also unterscheidet der Christ in den Gesängen der Kirche die Stimme des Heilandes. Er betet mit ihr und in ihr. Sie liefert sozusagen nur die Begleitung. Bevor Jesus seine heilige, von Schönheit strahlende Braut verließ, gab er ihr den Geist der Gnade und des Gebetes, welcher beständig in ihr wohnt, beständig für uns begehrt mit unaussprechlichen Seufzern (Röm. 8, 26), auf daß ihr Gebet ihrer würdig sei, nicht wie die alten Gebete hinkend und zitternd zu Gott emporsteige. Deshalb ist das Gebet der Kirche Gott selbst ehrwürdig, so daß er es stets erhört.

Was die Welt vor dem Untergange bewahrt, sie auf der abschüssigen Bahn zurückhält, ist das Gebet der Kirche, ist das heilige Meßopfer, sind die erhobenen Hände tausender von Priestern und Bischöfen, welche, die Lippen mit dem Blute Christi gefärbt, jeden Morgen sprechen: *Parce Domine*, worauf Millionen von Gläubigen antworten: *Amen*, ganz besonders aber die unaussprechlichen Seufzer des heiligen Geistes, welche gleichsam die Seele jenes Gebetes bilden.

O allmächtiges Gebet der Kirche! Man kennt dich nicht genug, vermag nicht mit der nothwendigen Wärme sich dir anzuschließen! Gerade hierin liegt aber die Lösung, der heilige Knoten der Dramen, welche sich seit Jahrhunderten im Schoße der Menschheit abspielen. Erheben wir uns daher, Kinder der katholischen Kirche; lernen wir das Gebet unserer Mutter beten; thun wir dem Himmel die von ihm gewünschte Gewalt an, dann werden wir die Herren der Welt sein, weil wir das Herz Gottes beherrschen, der uns Nichts verweigern wird.

Fünftes Kapitel.

Die Beichte.

Göttliche Einsetzung der Beichte.

Wären wir Engel, dann könnte sich unsere Religionsübung auf Gebet und auf Anbetung beschränken; aber wir sind Menschen, wir wandeln im Fleisch, und unsere Füße berühren die Erde; folglich müssen wir uns reinigen, es sei denn, daß uns von dem Unterschiede zwischen gut und böse jede Vorstellung abginge. Denn wer möchte in der That behaupten, das Böse sei ein Mythos! Oder meinst du, man könne zehn, zwanzig schlechte Handlungen begehen, ohne daß die Seele befleckt würde? Meinst du, man könne über das begangene Unrecht hinweggehen, wie jenes Weib in der heiligen Schrift, welches „genießt, sich den Mund abwischt und spricht: Ich habe nichts Böses gethan“ (Spr. 30, 20).

Die Menschheit hat es nicht geglaubt; darum finden wir in jeder Religion Reinigungsceremonien, Handlungen, durch welche die Seelen ihre Reinheit wiedererlangen, sich mit Gott ausöhnen. Aus dem nämlichen Grunde hat Jesus das Bußgericht eingesetzt, wo unser durch das Bekenntniß gedemüthigtes, durch die Reue zerknirsches Herz den Frieden wiederfindet.

Dieses Gericht, von den Einen bewundert, von Anderen gefürchtet, von Dritten gehaßt und verspottet, wollen wir nach allen Richtungen ins Auge fassen. Wer klar denkt und richtig urtheilt, kann an der Göttlichkeit desselben auch nicht den leisesten Zweifel hegen.

Dies läßt sich auf zweifache Art beweisen: einmal so zu sagen rein äußerlich, indem wir durch Anhäufung von Väterstellen und Concilienbeschlüssen, durch eine ununterbrochene Kette mit einander übereinstimmender Documente darthun, daß dieses Institut bis auf Christus zurückreicht. Es ist das mühsam und zeitraubend; wir werden mithin von dieser Methode nur einen mäßigen Gebrauch machen; es gibt eine andere, die mir weit mehr zusagt.

Es wurde einst in Chateaubriands Gegenwart über die Frage gestritten, ob eine berühmte Stelle, die man dem Gefangenen von St. Helena zuschrieb, welche von der Liebe handelt, die Christus von den Menschen verlangt und erlangt hat, und worin es u. A. heißt: „Ich kenne die Menschen und behaupte, daß Christus kein Mensch war,“ ob, sagten wir, jene Stelle wirklich von Napoleon wäre. Der große Schriftsteller las sie aufmerksam und gab sie mit den Worten zurück: „Wie läßt sich daran zweifeln? Man kennt ja den Löwen an der Kralle.“

Die Kralle des Löwen, d. h. jenes Etwas, welches die großen Geister ihren Werken ausprägen, jener eigenthümliche Abdruck ihres Ich auf der Leinwand, auf dem Marmor, welcher selbst in Ermangelung jedweden äußeren Beweises allen Zweifel ausschließt. Nehmen wir ein Bild Raphaels, eine Stelle aus Bossuet, eine Statue Michelangelos; da braucht der Name des Künstlers nicht angegeben zu sein; ein Blick genügt, um zu erkennen, daß das Werk von einem großen Meister stammt; man kennt den Löwen an der Kralle.

Lasset uns das Beichtinstitut in diesem Lichte studiren. Sei es nun, daß wir seine Elemente, sei es, daß wir seine innere Einrichtung, ich möchte sagen seinen Bau, sei es endlich, daß wir seine göttliche Einwirkung auf die menschliche Seele ins Auge fassen, stets werden wir zum nämlichen Schlusse gelangen: Hier haben wir mehr als die Kralle des Löwen, hier haben wir den Stempel der Gottheit.

I.

Ich weiß nicht, ob Christus je etwas Gefährlicheres unternommen hat als die Einsetzung der Beichte. Ohne Zweifel war es ein kühner Gedanke, einen Greis zu nehmen, ihn in den Mittelpunkt der Welt zu setzen und ihm zu sagen: „Setze dich auf diesen

Thron, lehre Wahrheit und Tugend; mögen die Stürme um dich auch noch so sehr toben, die Leidenschaften auch noch so heftig sein, sie dürfen dich niemals zum Schweigen bringen; bleibe bis an das Ende der Zeiten die Stimme der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Ehre." Gehe ich nun nach mehr denn achtzehnhundert Jahren nach Rom und höre um den nämlichen Greis jenen Ruf ertönen, welcher einst aus dem Munde des Heilandes kam: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen," dann fühle ich mich von Bewunderung hingerissen und sage mir, daß Gott durch die Einsetzung des Papstthums ein unvergleichliches Denkmal seiner Gottheit in der Welt errichtet hat.

Und dennoch war dies weit minder schwierig und gefährlich als die Einsetzung der Beichte.

Bergegenwärtigen wir uns in der That, was ein derartiges Sacrament erfordert: zwei, menschlich gesprochen, unmögliche Dinge, welche da sind: das Beichtkind und der Beichtvater.

Vorerst mußte das Beichtkind geschaffen werden. Da mußte man an den stolzen Menschen herantreten, welcher durch eisiges Schweigen die Zugänge seiner Seele so geschickt zu verschließen weiß, und zu ihm sprechen: „Du sollst zu den Füßen eines Menschen niederknien, welcher nicht besser ist als du, und ihm knieend bekennen, was du weder deinen Freunden noch deinen Kindern, ja nicht einmal deinem Weibe mittheilst, worüber du dich selbst schämst." Das war nothwendig, das hat Christus gethan und zwar ohne jede Rücksicht, in einer Art und Weise, welche, nach menschlicher Auffassung, einen Mißerfolg herbeiführen mußte.

Er hat in der That zwei, ich wiederhole es: menschlich gesprochen, unmögliche Anforderungen gestellt: Alle sollen beichten; Alle sollen Alles beichten. Alle und Alles! Welcher Wahnsinn, wenn Christus nicht Gott ist!

Ja, Alle ohne Ausnahme! Solltest du zur Reife der Jahre, zur Fülle der Erfahrung gelangt sein, alle Gaben und Talente besitzen; solltest du mit allen Würden und Ehrenämtern geschmückt sein, auf den Stufen des Thrones, ja auf dem Throne selbst sitzen,

du mußt vor einem armen, bescheidenen, geistig unbedeutenden, vielleicht in mehr denn einer Hinsicht tief unter dir stehenden Manne niederknien. Ja, solltest Du selbst Priester, Bischof, Papst, mit allen Gnaden erleuchtet, mit allen Tugenden ausgestattet sein, es gäbe für dich keine Ausnahme. Jeder Getaufte, einerlei in welcher geistlichen oder weltlichen Stellung, mag ihn die Inful, die Krone oder gar die Tiara schmücken, er muß zu den Füßen eines Menschen niederknien und in Demuth sprechen: Vater, ich habe gesündigt.

Und wenn doch nur das Geständniß jener Missethaten verlangt würde, die Gottlob nur selten begangen werden, welche centnerschwer auf der Seele lasten, den Schlaf verschrecken und den verhärtetsten Bösewicht nicht selten zum Richter treiben, um ihm zu sagen: „Lassen sie mich verhaften, ich bin ein Elender, habe einen Menschen ermordet.“ Würde, sagten wir, nur das Geständniß derartiger Frevel verlangt, wohlan! Doch nein; die geringsten, die verborgensten, die demüthigendsten Fehler, ja selbst gewisse Unredlichkeiten, welche schwerer zu beichten sind als gewisse Verbrechen, müssen wahrheitsgetreu eingestanden werden; also lautet das Gesetz.

Einen, ich möchte sagen, so tollkühnen Gedanken verwirklicht zu haben, hieß das nicht dem Werke den göttlichen Stempel aufprägen?

Noch weit schwieriger jedoch als das Beichtkind war es den Beichtvater zu schaffen und ihn annehmbar zu machen. Da bedurfte es einer förmlichen Vernichtung des menschlichen Herzens, welches zugleich so schön und so häßlich ist; jenes Herzens, welches so wenig oder welches zu sehr liebt; jenes Herzens, zuweilen so selbstüchtig, oft so leidenschaftlich; denn welche Gefahren, welche Verlegenheiten hätte ein solches Herz bereitet! Und was mußte man an seine Stelle setzen? Ein neues Herz, auf dieser Welt aber nicht von dieser Welt, ein Herz, welches in einem menschlichen Gefäß übermenschliche Tugenden barg.

Selbstverständlich muß ja der Beichtvater, um sein erhabenes Amt ausüben zu können, eine Liebe besitzen, die sich weder durch Fehler, noch durch Schwächen, noch durch Verbrechen, noch durch Rohheit, noch durch ewige Wiederholung des Nämlichen je ermüden

läßt; welche weder Leiden noch Gefahren, ja nicht einmal der Tod abzuschrecken vermag; welche bereit ist, Geschäfte, Studien, Vergnügen m. e. W. Alles zum Opfer zu bringen. Besser gesagt: für den Priester darf es keine Geschäfte, keine Freundschaft, keine Familie geben, auf daß er Tag und Nacht Allen zu Verfügung stehe, die ihn verlangen.

Hiermit ist es keineswegs abgethan. Jene glühende Liebe mußte eine allumfassende sein. Da durfte es kein Ansehen der Person geben. Einerlei, wen man vor sich hat, ob reich oder arm, ob alt oder jung, ob einen Heiligen oder einen Sünder, ob einen Ehrenmann oder einen Dieb, einen Räuber, einen Mörder. Dem Betreffenden muß es völlig gleichgiltig sein, ob er an die Stufen des Thrones gerufen wird, um die Seele des Königs, oder aber in den Kerker, um die Seele eines zum Tode Verurtheilten zu retten. Es bedurfte m. e. W. einer Herzensgluth, einer Herzensweite, welche nicht von dieser Welt sind.

Es bedurfte ferner einer Reinheit besonderer Art: eines Herzens, welches liebt, ohne zu lieben, eines Herzens, glühend und eifig zugleich. Denn welches Unglück für die Seelen, wenn es nicht glüht! Welche Gefahr, wenn es nicht eifig ist!

Den engherzigen, leidenschaftlichen, selbstsüchtigen Menschen nehmen und ihm jene glühende, jene allumfassende Liebe einflößen: das nenne ich den Stempel der Gottheit.

Und was die Aufgabe noch erschwerte, war, daß es sich nicht etwa darum handelte, einige edle, zarte, auserlesene Seelen zu nehmen. Nein, da mußte im großartigsten Maßstabe vorgegangen werden; da hieß es die Beichtväter in die ganze Welt austreuen, gleichwie Gott die Sandkörner am Ufer des Meeres ausgestreut hat; durch alle Jahrhunderte sollte auf allen Punkten der Erde jedweder Sünder einen geeigneten Beichtvater zu finden im Stande sein.

Und dies Alles war noch Nichts. Die wesentlichste Gabe war eine Alles übersteigende Verschwiegenheit, Lippen, die ewig geschlossen blieben, ein Herz, unzugänglich der Neugierde, der Eitelkeit, der Furcht, welches alle Verbrechen, alles Elend, allen Jammer in sich aufnahm, ohne je auch nur das Mindeste ans Tageslicht gelangen zu lassen, jenen Schächten ähnlich, denen man zuweilen

im Gebirg begegnet. Magst du auch noch so große Steine in dieselben schleudern, nie trifft ein Schall dein Ohr.

Nur unter solchen Bedingungen war die Beichte möglich. Hatten wir da Unrecht zu behaupten, Jesus habe nie etwas Gefährlicheres unternommen? Hätte ich das Glück gehabt mit dem Heilande, da er auf Erden wandelte, reden zu können, ich hätte nicht umhin gekonnt, ihm zu sagen: „Du kennst doch die Menschheit, o Herr. Sie ist hochmüthig; wie wirst du da Pönitenten; es ist ihr so schwer Geheimnisse zu bewahren, wie wirst du da Beichtväter finden?“

Und dennoch besteht dieses undenkbbare Institut seit mehr denn achtzehnhundert Jahren. Es hat ihn allen Ländern, unter den Völkern aller Zonen Fuß gefaßt und ist in der That nicht daran unterzugehen. Weder die Fehler der Beichtväter noch die der Pönitenten haben ihm den Untergang bereitet; wer möchte da noch seine Göttlichkeit in Abrede stellen?

Ja, seit mehr denn achtzehnhundert Jahren spricht die Kirche zur hochmüthigen Menschheit: Kniee nieder und bekenne deine Sünden. Seit mehr denn achtzehnhundert Jahren kniet trotz des Widerstandes Einzelner, dessen man früh oder spät Herr wird, die Menschheit nieder und bekennt ihre Sünden. Seit mehr denn achtzehnhundert Jahren entnimmt die Kirche der im Durchschnitt gewiß mittelmäßigen und armseligen Menschheit Jünglinge, welche sie erzieht, ausbildet und zu denen sie eines schönen Tages spricht: „Setze dich hieher und vernimm mit dem Geiste Gottes, mit dem Herzen Jesu Christi alle Geheimnisse, alle Schmerzen, alle Frevel, allen Jammer, alles Elend, alle Schande, welche man in dein Herz gießen wird. Niemals und unter keiner Bedingung darf auch nur ein Wort hievon über deine Lippen kommen. Keine Gefahr, keine Drohung, keine Noth, keine Folter darf dir das Beichtgeheimniß zu entreißen je im Stande sein!“ Und seit mehr denn achtzehn Jahrhunderten trägt der Priester trotz seiner Schwäche diese erdrückende Last.

Freilich sind wir nicht was wir sein sollten, sind wir vom göttlichen Ideal weit entfernt. Wir wissen es und erröthen darüber. Ja, wir haben zahllose Fehler begangen; die Feinde der Religion sorgen dafür, daß wir es nie vergessen. Sie haben unsere Wunden

gezählt und weit entfernt dieselben mit dem Oele des Samariters zu lindern, Alles aufgeboten, ihre Schmerzlichkeit zu erhöhen. Sie kennen dieselben bis ins Kleinste, und wir können in der That mit dem Erlöser sprechen: Sie haben alle unsere Gebeine gezählt, alle unsere Wunden untersucht.

Nun, was haben sie gefunden? Welches ist das Ergebniß ihrer Forschungen? Sie haben Priester gefunden, denen es an der glühenden, an der allumfassenden Liebe gebrach, von welcher vorhin die Rede war, kalte, selbstsüchtige Menschen; zugegeben.

Sie haben Priester gefunden, welche die jungfräuliche Zartheit ihrer Seele nicht immer unversehrt erhielten; ebenfalls zugegeben; wer hat dies mehr beweint, als wir Priester selbst?

Was sie aber niemals gefunden haben, ist — ein Priester, welcher das Beichtgeheimniß verletzt hätte. Weder in den Reihen der hochmüthigen Häretiker, noch inmitten der blutigen Ausschreitungen der Revolution, ja nicht einmal in den Fieberphantasieen und in den Ausbrüchen des Wahnsinns haben die Feinde der Kirche einen directen Bruch des Beichtsiegels nachzuweisen vermocht.

Deshalb bringt aber auch trotz unserer Schwächen und Fehler nach dem Ausdruck eines großen Kanzelredners die Welt zu uns „sechzehnjährige Kinder, sechzehnjährige Herzen, sechzehnjährige Geständnisse. Sie führt zu uns Mutter und Tochter, junge und alte Schmerzen; was das Ohr des Vaters nicht vernimmt, das Ohr des Bruders nicht weiß, das Ohr des Freundes nicht ahnt.“ Sie verkündet durch dieses wunderbare Vertrauen, daß es Beichtväter, folglich Pönitenten, Beichtväter und Pönitenten gibt, weil Christus Gott ist.

II.

Neben der metaphysischen Unmöglichkeit, daß ein Anderer als Christus die Beichte eingesetzt habe, gibt es eine noch größere historische Unmöglichkeit. Denn wenn dieses großartige Institut nicht von Christus herrührt, von wem dann? Wann ist es auf dem Schauplatz der Weltgeschichte erschienen? Es konnte dies offenbar nicht *incognito* geschehen. Wer wird je annehmen, daß ein Institut, das denkbar genialste einerseits, den menschlichen Stolz am tiefsten demüthigende, seinen Leidenschaften am heftigsten

widerstrebende andererseits, sich so ohne weiteres überall Eingang verschafft habe? Mußte es nicht in den Herzen die widersprechendsten Gefühle wachrufen; hier die höchste Befriedigung und Bewunderung, dort den heftigsten Zorn und Widerwillen? Mußte m. a. W. sein erscheinen nicht eine förmliche Revolution herbeiführen? Hievon findet sich in der Geschichte nirgends auch nur die leiseste Spur.

Die Beichte ist eines der Hauptmachtmittel der Kirche. Sie ist die Krone des Priesters, macht ihn zum Könige der Seelen. Welche Bewunderung und Dankbarkeit hätte man da ihrem Erfinder zollen müssen. Die Kirche hat den Bischof nicht vergessen, welcher die Bittprocessionen einführte, ebenso wenig den Papst, welcher die Frohnleichnamsp procession anordnete. Sie weiß wem sie den Rosenkranz und das Skapulier verdankt. Sie verehrt die Jungfrau, welche der christlichen Welt die Andacht zum heiligsten Herzen offenbarte, und da sollte sie jede Erinnerung verloren haben an Jenen, dem sie die Beichte verdankt, mit welcher sich alles vorher Genannte denn doch nicht im entferntesten vergleichen läßt! Ein solcher wäre jedenfalls, vom kirchlichen Standpunkte betrachtet, der größte Mann, der tiefste Geist, den die Menschheit hervorgebracht hat. Sein Werk ist von unvergleichlicher Schönheit unermesslicher Fruchtbarkeit, und die Kirche sollte Nichts von ihm wissen! Undenkbar! „So oft uns,“ sagt der heil. Augustinus, „in der Kirche ein großartiges, segensreiches Institut entgegentritt, über dessen Entstehung sich nirgends Angaben finden, müssen wir stets annehmen, es stamme von Christus oder von den Aposteln; denn es läßt sich absolut nicht annehmen, daß die Kirche den Urheber vergessen habe.“ Nun aber weiß die Kirche nicht nur Nichts vom Urheber des Beichtinstituts, was schon an sich zur Annahme berechtigen würde, es stamme von Christus, sondern sie erklärt sogar seit mehr denn achtzehnhundert Jahren ununterbrochen und unumwunden, kein Mensch habe die Beichte geschaffen; dieselbe gehöre von jeher zum Schätze der ihr von Christus anvertrauten Heiligungsmittel; sie habe die Beichte stets als ein göttliches Institut angesehen. Es gibt dies gewiß allein schon Stoff zum Nachdenken.

Ebenso wenig finden wir irgendwo Spuren eines Unwillens,

einer Protestation, eines Widerstandes, gewiß noch weit eigen-
thümlicher. Wie! Da taucht plötzlich ein Institut auf, welches
mir die Pflicht auferlegt, vor einem Menschen niederzuknieen, der
nicht mehr ist als ich, und ihm meine verborgensten Sünden,
Fehler, Missethaten, Frevel, Verbrechen, Dinge, über die ich mich
vor mir selbst schäme, einzugestehen; und die Menschheit sollte
dies so ohne Weiteres angenommen, da sollte Niemand zum
Priester gesprochen haben: „Wer bist du denn? Wer hat dir
diese Gewalt verliehen, mir diese Pflicht auferlegt? Sie bestand
gestern nicht, wie kann sie da heute bestehen?“ Nehmen wir ferner
an, Frauen, Kinder, gewöhnliche Leute hätten sich unter dieses
Joch gebeugt, so ließ sich dies von stolzen Seelen, Königen, Kaisern
Landesherrn u. s. w. doch gewiß nicht erwarten. Sonderbar,
daß nirgends ein Schrei ertönte, mächtig genug, um durch die
Reihe der Jahrhunderte bis auf uns zu gelangen.

Am allerwunderbarsten wäre die Unterwerfung der Priester
unter das Beichtgesetz gewesen. Was lag näher, als daß sie mit
den Worten protestirten: „Für wen haltet ihr uns? Kennen
wir die Dinge nicht aus eigenster Anschauung? Ein solches Ge-
setz ist nicht für uns.“ Doch nein; alle Priester beichten, sind
hiezuhin strenger verpflichtet als die Laien, beichten in der That viel
öfter und müssen sich hiebei weit mehr demüthigen; sind ja die
Beichtväter ihresgleichen, oft viel weniger als sie. Es hat Priester
gegeben, welche behaupteten, die Kirche sei gegen die Sünder zu
gut, zu nachsichtig gegen Rückfällige u. s. w.; kein Priester hat
jedoch vor Luther der Kirche das ihr von Gott verliehene Recht
der Sündenvergebung abgesprochen. Päpste, Bischöfe, Könige,
Landesherrn, Gebildete und Ungebildete, alle haben sich dem
Beichtgesetz unterworfen, und es galt dies als so selbstverständlich,
daß sich hiebon in der Geschichte nirgends eine Spur findet.

Denken wir ferner an die unzähligen Feinde, welche die
Kirche von allen Seiten belauschen und überglücklich sind, wenn
sie irgend eine Neuerung auf dem Gebiete der Glaubens- oder der
Sittenlehre entdeckt zu haben glauben. Wer von ihnen hat nun
je die Beichte aufgegriffen? Im 9. und im 11. Jahr-
hundert trennen sich die Griechen von der katholischen Kirche, be-
halten jedoch die Beichte als göttliches Institut und haben sie

heute noch. Das Nämliche hatten im 5. und 6. Jahrhundert die Nestorianer und Euthychianer, im 4. die Arianer gethan. An Beschuldigungen der Kirche hat es gewiß nicht gefehlt. Es hieß, sie habe die Lehre Jesu Christi gefälscht, die betreffenden Artikel waren genau angegeben, von der Beichte jedoch kein Wort und zwar ebenso wenig im 9. und 11. als im 3. und 4. Jahrhundert. Niemals hat sich vor dem 16. Jahrhundert eine Secte von der Kirche getrennt, ohne die Beichte als kostbares Kleinod aus dem Gnadenschatze Christi ich möchte sagen im Reisesack mitzunehmen. Die Behauptung, die Beichte sei nicht von Jesus Christus, sondern von irgend einem Unbekannten in irgend einem unbekannten Jahrhundert eingesetzt worden, ist mithin eine unhaltbare Hypothese; sie widerstreitet in gleichem Maße dem Glauben, der Geschichte und der gesunden Vernunft.

III.

Unsere Frage ist indeß zu wichtig, als daß wir uns mit einem negativen Argumente begnügen könnten. Mag das Stillschweigen auch noch so beweiskräftig sein, es genügt nicht. Wir müssen die Jahrhunderte reden lassen. Ein jedes muß von seinem Glauben an den göttlichen Ursprung der Beichte Zeugniß geben.

Luther, du hast denselben zuerst in Abrede gestellt! Du hast jedoch gewiß als Kind und auch in späteren Jahren gebeichtet. Eines Tages hat dir ein Bischof die Hände aufgelegt mit den Worten: „*Accipe Spiritum sanctum. Quorum remiseris peccata, remittuntur eis* — Empfange den heiligen Geist. Denen du die Sünden nachlassest, denen sind sie nachgelassen.“ Und du hast diese Gewalt ausgeübt!

Das Nämliche gilt von Melancthon, Zwingli, Beza und den übrigen Reformatoren. Wie du haben sie alle gebeichtet, viele unter ihnen sogar Beichte gehört.

Und als der Moment kam, die Beichte über Bord zu werfen (man hatte nicht mit ihr den Anfang gemacht, sondern ließ sich zu ihrer Beseitigung hinreißen, nur um der Kirche einen Streich zu spielen, um sich beim Volke beliebt zu machen, um die schlimmen

Elemente zu gewinnen), da fingst du Luther, bisher so dreist, so apodictisch in deinen Behauptungen, zu zaudern an. Da schwand dein Muth. „Die Ohrenbeichte“, schreibst du, „obgleich sie sich nicht aus der Schrift nachweisen läßt, ist ein vortreffliches Institut, sie ist nützlich, ja notwendig. Ich möchte sie nicht vermissen; ich freue mich, daß sie in der Kirche besteht¹⁾.“ Darum heißt es auch im Art. XI der unter Luthers Leitung verfaßten Augsburger Confession (1530), „es müsse in der Beichte die Privatabsolution erhalten bleiben, sie sei im wahren und eigentlichen Sinn ein Sacrament; durch die Schlüsselgewalt würden die Sünden nicht nur in den Augen der Kirche, sondern auch in den Augen Gottes verziehen²⁾“. Und auf der Versammlung zu Schmalkalden (1537), wo Luther an sein Werk die letzte Hand legte, äußert er: „Niemals dürfen in der Kirche Beichte und Absolution abgeschafft werden; sie sind für die furchtsamen Seelen und für die leidenschaftlichen jungen Menschen unbedingt nothwendig³⁾.“ Im kleinen Katechismus endlich, den er selbst verfaßte, um die Kinder in der neuen Lehre zu unterrichten heißt es u. A.: „Glaubst du, daß die priesterliche Lossprechung die Verzeihung von Seite Gottes ist? — Ich glaube. — Und ich, im Auftrage unseres Herrn Jesu Christi spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes⁴⁾.“ Da haben wir die katholische Absolutionsformel wörtlich.

Ebenso Melanchthon. Auf der Augsburger Conferenz gab er folgendes Gutachten: „Ich bin der Ansicht, daß wir in der Buße drei Theile annehmen dürfen: Reue, Beichte und Genugthuung; und zwar muß in der Beichte auf die Lossprechung der Hauptnachdruck gelegt werden.“ Und in seiner Apologie der

1) Occulta autem confessio, quae modo celebratur, miro modo placet, et utilis, imo necessaria est, nec vellem eam non esse in Ecclesia Christi (*De captiv. Babyl.*, *Opp.* tom. II, fol. 292).

2) Bossuet, *Hist. des Variations*, liv. VI, § 46 et 47.

3) P. III, cap. VIII.

4) Bossuet, *Histoire des Variations*, liv. III. parag. 48.

Augsburger Conferenz lesen wir: „Die Taufe, das Abendmahl und die Losprechung sind drei Sacramente¹⁾.“

Ja selbst Calvin, welcher die Beichte so grimmig haßte, ließ sich zu bedeutsamen Geständnissen hinreißen. „Daß die Privatabsolution, äußert er u. A. sehr nützlich ist, stelle ich keineswegs in Abrede; im Gegentheil. An mehreren Stellen meiner Werke empfehle ich sie, unter der Bedingung, daß sie von Aberglauben frei sei²⁾.“

Nunmehr etwas weit Wunderbareres. Im Moment ihres Abfalles verfaßte die anglicanische Kirche behufs Einrichtung ihres Cultus ein Buch, welches den Titel trägt: „Buch des gemeinsamen Gebetes sowie der Verwaltung der Sacramente und Riten der anglicanischen Kirche³⁾.“ Im Kapitel, welches vom Besuche der Kranken handelt, lesen wir: „Wenn der Kranke sich durch eine schwere Sünde (with any weighty matter) im Gewissen beschwert fühlt, muß man ihn zu bewegen suchen (*moved*), daß er **Sünden im Einzelnen bekenne** (*a special confession*). Verlangt es hierauf der Kranke in Demuth und von ganzem Herzen, dann muß ihm der Geistliche die Losprechung mit folgenden Worten ertheilen: Möge dir unser Herr Jesus Christus, welcher seiner Kirche für jeden wahrhaft reumüthigen und gläubigen Sünder die Gewalt der Sündenvergebung übertragen hat, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit deine Sünden nachlassen. Und ich kraft der mir verliehenen Gewalt spreche dich los von allen deinen Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ Da haben wir abermals die katholische Absolutionsformel.

1) Ebb.

2) Instit. Buch III, c. IV, n. 7. — *Defens. II, ad Westphal.*, tom. VIII.

3) *The Book of common prayer and administration of the Sacraments and other rites and ceremonies of the Church according to the use united Church of England and Ireland.* Oxford, 1825.

Aus allen diesen Texten geht hervor, daß die Reformation unter der Herrschaft der Beichte entstand. Wie konnte sie da letztere abschaffen? Die Logik der Thatfachen drängte sie hiezu. Seit sie keine Priester mehr hatte, hatte sie keine Beichtväter; seit ihre Diener heirathen durften, gebrach es an Pönitenten, und so fiel die Beichte von selbst; Niemand wollte sie mehr. Da gab es Nichts besseres, als sie für eine menschliche Erfindung auszugeben; nur mußte dies bewiesen werden. Die Katholiken verlangten naturgemäß von den Protestanten Angabe der Zeit, des Ortes, vor Allem aber des Urhebers dieser papistischen Erfindung. Da begannen diese nun in den Annalen der Kirchengeschichte herumzustöbern. Im 13. Jahrhundert finden sie ein Concil¹⁾, welches die jährliche Beichte bei Strafe der Excommunication gebietet; es mußte herhalten. Durch die unwiderleglichen Zeugnisse der Jahrhunderte unmittelbar vor Innocenz III. überwältigt, gehen sie hinauf bis ins 6. Jahrhundert, von da bis ins 4., bis zur Abschaffung der öffentlichen Beichte durch Leo den Großen. Da sie auch hier nirgends einen Halt finden, vertriehen sie sich in das Dunkel der zwei ersten Jahrhunderte, in die Schlupfwinkel der Katacomben. Auch aus diesen vertrieben, steigen sie notgedrungen empor bis zu Christus. Ein hochinteressantes und lehrreiches Schauspiel. Wir wollen dabei verweilen.

IV.

Es heißt die Beichte sei im 13. oder wenigstens im 6. oder aber im 4. Jahrhundert erfunden worden. Lasset uns die Hauptstellen angeben, welche die Protestanten zwingen, immer höher hinaufzusteigen. Die von uns gewählten sind unzweifelhaft echt und überwältigend klar.

Im 12. Jahrhundert, hundert Jahre vor Innocenz III., haben wir den ehrwürdigen Peter von Blois²⁾; Richard von

1) Das Concil vom Lateran unter Innocenz III. 1215.

2) Peter von Blois. *Liber de Confessione Sacramentali*. „Kein Mensch wage zu sagen: Ich beichte Gott in's geheim und thue vor ihm allein Buße; denn wenn eine solche Beichte genügend wäre, hätte Christus umsonst dem heil. Petrus die Schlüssel des Himmels gegeben.“ (Migne P. L. Tom. 207, p. 1077—78.)

St. Victor¹⁾; Gottfried von Vendome²⁾; Hugo von St. Victor³⁾; den heil. Anselm⁴⁾; Ivo von Chartres⁵⁾ und Bernhard von Clairvaux⁶⁾.

1) Richard von St. Victor, *De potestate ligandi atque solvendi*, c. V u. VIII. „Die wahre Buße besteht im Abscheu gegen die Sünde, verbunden mit dem Vorsatz, sie zu meiden, zu beichten und die auferlegte Buße zu verrichten. Der Sünder, welcher dies vernachlässigt, wird der Verdammung nicht entgehen“ (Migne, P. L. Tom. 196, p. 1163 und 65).

2) Gottfried von Vendome. „Es ist gewiß, und Nichts steht unerschütterlicher fest, als daß alle Sünden oder Verbrechen des Bekenntnisses und der Buße bedürfen“ (Epist. XVI; Migne, P. L. Tom. 157, p. 200).

3) Hugo von St. Victor. Er erklärt folgendermaßen die Stelle bei Jacobus 5, 16: Bekennt einander eure Sünden. Der Sinn dieser Worte ist: „Bekennt eure Sünden nicht nur Gott, sondern dem Menschen Gottes wegen (propter Deum). Die gesündigt haben, sollen ihre Fehler Jenen bekennen, welche die Gewalt der Sündenvergebung besitzen. Und warum sollen wir unsere Sünden bekennen? Auf daß wir gerettet werden (*Confitemini, ut salvemini*). Was bedeutet das Andere, als daß wir nicht gerettet werden können, wenn wir unsere Sünden nicht bekennen“ (Lib. II de Sacramentis, Pars XIV. Migne, P. L. Tom. 176, p. 552)?

4) Der heil. Anselm. Dieser große Kirchenlehrer schreibt über die Worte des Herrn: Gehet hin und zeigt euch den Priestern: d. h. „Offenbaret durch demüthiges mündliches Geständniß den Priestern wahrheitsgetreu alle Flecken eures inneren Aussehens (omnes interioris leprae vestrae maculas), auf daß ihr davon gereinigt werdet Zu diesem Zwecke müßet ihr euch an die Priester wenden und sie um die Lossprechung angehen“ (Hom. 13 In Evang. sec. Luc 17, 11 s. s. Migne, P. L. Tom. 158, p. 662).

5) Ivo von Chartres. (Serm. XIII. in cap. Jejun. Migne, P. L. Tom 162, p. 579 s. s.)

6) Bernhard von Clairvaux. „Du mußt Alles, was dir Gewissensbisse verursacht, demüthig, aufrichtig und wahrheitsgetreu bekennen (Sermo 16 in Cantic. Migne P. L. Tom. 183, p. 852). Was nützt es einen Theil seiner Sünden bekennen, einen andern verschweigen? Alles ist offenkundig in den Augen Gottes, und du verschweigst Etwas Jenem, welcher in einem so erhabenen Sacramente Gottes Stelle vertritt? (Serm. 40 de septem gradibus Confessionis; ibid. pag. 651.) Die Priester

Im 11. und 10.: Petrus Damiani¹⁾; Regino von Prüm²⁾; Rudolph von Flaviac³⁾; und Smaragdus⁴⁾.

Im 9ten: Paschasius⁵⁾; Jonas, Bischof von Orleans⁶⁾; Rabanus Maurus⁷⁾; das Concil zu Paris 829 †); das Concil zu Pavia 850 ††); das Concil zu Chalons †††).

sollen sich hüten einen Sünder, sollte er auch reumüthig sein, loszusprechen, ohne vorher seine Beichte gehört zu haben" (*Liber ad milites Templi*, cap. 12; *ibid.* Tom. 182, p. 938).

1) Petrus Damiani. „Die Beichte muß vollständig sein. Man darf nicht einen Theil der Sünden bekennen, den andern verschweigen, die geringen sagen, die schweren für sich behalten. . . Der Priester hüte sich von dem, was er unter dem Beichtfiegel vernommen hat, auch nur das Geringste zu offenbaren" . . . (*Sermo de S. Andrea II.*; Migne, P. L. Tom. 144, p. 832 u. 33).

2) Regino von Prüm. *De Eccles. discipl.*, lib. I. *De conf. et poenit.* 288; Migne, P. L. Tom. 132, p. 245.

3) Rudolf von Flaviac. „Nur durch die Losprechung Jener, denen die Schlüssel des Himmels mit den Worten gegeben wurden: Alles was ihr auf Erden lösen werdet u. s. w. können wir von Gott Verzeihung unserer Sünden erlangen. Wir müssen mithin zu ihren Füßen niederknien, ihnen unsere Sünden bekennen und über dieselben weinen, auf daß sie uns durch ihre Gewalt verziehen werden." (Lib. VI. in cap. I. *Levitic. Bibl. Patrum*. T. X. [Colon. 1618.] T. XVII. [Lugdun. 1677.])

4) Smaragdus. *De confessione*; Migne, P. L. Tom. 102, p. 613.

5) Paschasius. „Nach Ansicht des Ap. Jacobus (15) muß, wenn Jemand krank ist, zuerst von ihm die Beichte verlangt werden; hierauf wird er durch die letzte Delung geheiligt" (*De Corp. et sang. Dom. c. 8.* *Ibid.* Tom. 120, p. 1292.)

6) Jonas, Bischof von Orleans. „Wenn die Kranken, mit Sünden behaftet, den Priestern der Kirche beichten und den festen Vorsatz haben sich zu bessern, dann sollen ihnen die Sünden verziehen werden; denn ohne Beichte und Besserung (*sine confessione emendationis*) gibt es keine Verzeihung" (Lib. VI *de Institut. Laic.*, c. 14 *ibid.* Tom. 106, p. 261).

7) Rabanus Maurus. „Tägliche und leichte Vergehen sollen wir einander gegenseitig bekennen und uns dem Glauben hingeben, daß sie durch tägliches Gebet gesühnt werden. Dahingegen sollen wir die Unreinigkeit eines schweren Aussatzes dem Gesetze gemäß dem Priester offen-

Im 8. und 7.: Den ehrwürdigen Beda); Paulinus Patriarch von Aquileja²⁾; Theodulph, Bischof von Orleans³⁾; Alcuin⁴⁾; das Concil von Kent 787; Chrodegang, Bischof von Metz⁵⁾;

baren und bestrebt sein, nach dessen Urtheil wie und solange er es will uns zu reinigen" (Hom. 42 *In lit. maj.* P. L. Tom. 110, p. 223).

†) Die Synode zu Paris 829 suspendirt die Priester, welche nicht in ihrer Pfarrei residiren und Schuld sind, daß Kinder ohne Taufe, Erwachsene ohne Beichte sterben.

††) Die Synode zu Pavia 850 beschränkt die öffentliche Beichte auf die öffentlichen Sünden und bestimmt, daß die im Geheimen gesündigt haben, im Geheimen den vom Bischof verordneten Priestern beichten.

†††) Die Synode zu Chalons handelt von der Nothwendigkeit der vollständigen Beichte, „ohne welche,“ sagt sie, „es keine Sündenvergebung gibt“ (Labb. tom. IX, col. 366).

1) Der Ehrwürdige Beda. „Wenn die Kranken, mit Sünden behaftet, den Priestern der Kirche beichten, den festen und aufrichtigen Willen haben, denselben zu entsagen, dann werden sie Verzeihung erlangen. Ohne Beichte und Besserung gibt es keine Verzeihung der Sünden“ (*In Epist. S. Jacobi* Cap. IV. P. L. Tom. 93, p. 39).

2) Paulinus, Patriarch von Aquileja. „Wir müssen ein aufrichtiges Geständniß unserer Sünden ablegen und würdige Früchte der Buße bringen . . . gemäß dem Befehle Gottes und nach dem Rath eines gottesfürchtigen Priesters. Letzterem ist es verboten, von dem Gehörten irgend Etwas zu offenbaren“ (*Lib. Exhort. etc.* Cap. 52. P. L. Tom. 99. p. 257 und 58).

3) Theodulph, Bischof von Orleans. „Alle Sünden muß man beichten, einerlei ob in Gedanken, Worten oder Werken begangen“ (*Capitula XXXI.* P. L. Tom. 105, p. 201).

4) Alcuin. *De Confessione Peccatorum* etc. insbes. VII. P. L. Tom. 101 p. 649—56).

Die Synode zu Kent 787 verbietet für Jene zu beten, welche durch ihre Schuld ohne Beichte gestorben sind (Labb., tom. VIII, col. 642).

5) Chrodegang, Bischof von Metz. „Die Gläubigen sollen jährlich dreimal dem Priester beichten, wer es öfter thut, thut noch besser. Wer beichten will, lege die Scham bei Seite; es gereicht ihm zum Heil. Ohne Beichte keine Sündenvergebung“ (*Regula Canonorum XXXII.* P. L. Tom. 89, p. 1072).

Egbert, Bischof von York); Isaac, Bischof von Lincoln²⁾; Hinkmar, Erzbischof von Reims³⁾.

Im 6ten und 5ten endlich die Päpste Gregor⁴⁾ und Leo der Große⁵⁾, um die Citate nicht unnöthig zu vermehren.

So hätten wir im Ganzen dreißig Zeugnisse, älter als Innocenz III. Wir haben, um den Leser nicht zu ermüden, nur das Wichtigste daraus angeführt; es genügt jedenfalls um die Göttlichkeit der Beichte darzuthun. Länger wollen wir bei den vier ersten Jahrhunderten der Kirche verweilen. Gehen wir der Frage auf den Grund und suchen wir unwiderleglich zu beweisen, daß die Ohrenbeichte, die eingehende Mittheilung der Sünden an den Priester, um von ihm die Lossprechung zu erlangen, im 4., 3. und 2. Jahrhundert, ja sogar in den Katakomben bereits in Uebung war, daß sie als von Gott geboten und zum Heil unbedingt erforderlich angesehen wurde. Die bereits glauben, können über die von uns angeführten Texte hinweggehen; Jene hingegen, welche Belehrung suchen, mögen sich durch die Zahl und Länge derselben nicht abschrecken lassen. Es handelt sich da-

1) Egbert, Bischof von York. (*Poenit. Lib. I. Pars Altera, Cap. 14 und 15*).

2) Isaac von Lincoln. *Canones Tit. I. Cap. 39. P. L. Tom. 124, p. 1084*, wo der große Bischof den Beichtvätern über die Behandlung der verschiedenartigen Pönitenten genaue Vorschriften gibt.

3) Hinkmar von Reims erwähnt die Gepflogenheit vornehmer Herren, einen Geistlichen in ihrer Nähe zu haben, dem sie in Todesgefahr beichten können, sowie die von anderen ihren Kindern ertheilte Weisung, im Falle sie (Eltern bezw. Gutsherren) gefährlich krank wären, sofort einen Geistlichen zu rufen.

4) Gregor der Große. „Man muß die Sünde in der Beichte bekennen darf sie jedoch keineswegs durch Lüge vergrößern. Die Sünde soll in der Beichte sein wie sie im Werke (in opere) war.“ (*In Primum Regum. lib. V. P. L. Tom. 79, p. 392*).

5) Leo der Große. „Hinsichtlich der Buße, welche den Gläubigen auferlegt wird, darf von ihnen nicht verlangt werden, daß sie ihre im Einzelnen zu Papier gebrachten Sünden öffentlich verlesen; denn es genügt, die Sünden, deren man sich schuldig fühlt, dem Priester durch die Ohrenbeichte zu bekennen (*Epist. 148 ad universos Episopos per Campanicam et Samnium constitutos. P. L. Tom. 54, p. 1211*).

rum, über eine Angelegenheit, von der das Wohl und Weh des Menschen unwiderruflich abhängt, eine richtige Vorstellung zu gewinnen.

Viertes Jahrhundert.

1) **Augustinus.** „Niemand möge sich sagen: Ich handle im Verborgenen, habe Gott zum Zeugen, thue vor ihm Buße; er weiß es und wird mir verzeihen. Umsonst hätte alsdann Christus zu den Aposteln gesprochen: Alles was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein“ (Sermo 392. P. L. Tom. 39, p. 1711). „Vor der Beichte magst du traurig sein; nach der Beichte frohlocke; du wirst geheilt werden. In deinem Gewissen befand sich verdorbenes Blut; ein Geschwür hatte sich gebildet, verursachte dir Qualen, ließ dich nicht ruhen. Der Arzt wendet das Feuer des Wortes an, zuweilen schneidet er auch. Erkenne die Hand des Arztes; beichte, und du wirst von dem verdorbenen Blute befreit werden. Freue dich dann und frohlocke; das Uebrige wird sich mit Leichtigkeit heilen lassen.“ (Enarr. in Ps. 66. P. L. Tom. 36, p. 809). Wir könnten der Stellen bei Augustinus weit mehr anführen, diese beiden genügen indeß. Wir finden darin Alles: die Beichte, ihren sacramentalen Charakter, ihre Nothwendigkeit; die Pflicht nicht nur Gott, sondern auch dem Priester zu beichten und die Scham zu überwinden; endlich die wunderbaren Wirkungen der Beichte. Wessen bedürfen wir da noch mehr?

2) **Hieronymus.** „Wenn Jemand von der höllischen Schlange insgeheim mit giftigem Bisse verwundet wurde und er nicht Buße thut, noch seine Wunde jenem Bruder und jenem Lehrer offenbaren will, welcher Worte der Heilung besitzt, wird ihm derselbe von keinem Nutzen sein können. Wozu in der That der Arzt, wenn sich der Kranke schämt, ihm sein Uebel einzugestehen? Was die Medizin nicht kennt, vermag sie nicht zu heilen.“ (In cap. 10 Eccles. P. L. Tom. 23, p. 1096.) „Gleichwie im alten Bunde der Priester es war, welcher den Aussätzigen rein oder unrein erklärte, also sind es im neuen der Bischof und der Priester, welche binden oder lösen; nicht als ob durch sie der

Mensch schuldig oder unschuldig würde, sondern vermöge ihres Amtes erklären sie nach Anhörung der verschiedenen Sünden, wer zu binden und wer zu lösen ist.“ (In Mat. XVI. P. L. Tom. 26, p. 118.) Ist nun, frage ich, die Ohrenbeichte, das eingehende Bekenntniß der Sünden vor dem Priester, in diesen beiden Stellen nicht klar ausgesprochen?

3) **Ambrosius.** Vorerst ein Bildchen aus dem Leben des großen Kirchenvaters, von seinem Geheimsecretär entworfen, welcher sein Biograph geworden ist: „So oft ein Sünder zu ihm kam um zu beichten, weinte er dermaßen, daß der Pönitent ebenfalls zu weinen anfang, und man den Bischof für den Sünder gehalten hätte¹⁾“. Vernehmen wir nunmehr, was er über die Beichte sagt: „Gehe zum Arzte, zeige ihm deine Wunde, auf daß er dich heile. Ohne Zweifel kennt Gott dein Leiden, er will jedoch das Geständniß desselben aus deinem eigenen Munde vernehmen.“ „Warte nicht, bis man dich anklagt. Wenn du dich selber anklagst, brauchst du keinen andern Ankläger zu fürchten, denn ein demüthiges Bekenntniß befreit uns von allen Sünden und Missethaten.“ — „Niemand kann Verzeihung seiner Sünden erlangen, wenn er sie nicht vorerst gebeichtet hat. Die Sünden werden durch das Wort Gottes verziehen, als dessen Organ und Vollstrecker der Priester so zu sagen dasteht. Sie werden nachgelassen durch den Priester kraft der ihm von Gott verliehenen Gewalt²⁾.“

4) **Chrysostomus.** „Erdenbewohnern wurde der Auftrag, die himmlischen Schätze zu verwalten, eine Macht zu Theil, welche Gott weder den Engeln noch den Erzengeln verlieh; nicht an sie ergingen die Worte: Alles was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein: und Alles, was ihr auf Erden auflösen werdet, das wird auch im Himmel aufgelöst sein (Matth. 18, 18). Die Fürsten der Erde haben die Macht zu binden, jedoch nur die Leiber; jenes Band indeß erreicht die Seele und steigt bis in den Himmel empor. Was die Priester auf Erden thun, wird von Gott im Himmel bestätigt, der Aus-

1) Baunard, *Hist. de saint Ambroise.* S. 62.

2) Ebd. 429, 430.

spruch der Diener von Gott selbst gutgeheißen¹⁾." „Du schämst dich die Sünden zu beichten? Schäme dich vielmehr sie zu begehen. Wenn wir sündigen, handeln wir ohne Scheu und ohne Scham, sollen wir hingegen unser Unrecht bekennen, dann empfinden wir Scheu und Widerwillen, während wir es doch mit Freude thun sollten. Die Sünden beichten ist keine Schande sondern ein Act der Gerechtigkeit und der Tugend Wer wollte sich einer Handlung schämen, durch die er gerecht wird? . . . Befiehlt dir Gott deine Sünden zu beichten, um zu strafen? Im Gegentheil um zu verzeihen²⁾." „Warum schämst du dich und erröthest du, deine Sünden zu bekennen? Eröffnest du sie einem Menschen, um von ihm mit Schmach erfüllt zu werden? Eröffnest du sie deinem Mitmenschen, auf daß er sie in die Oeffentlichkeit bringe? Nein; du zeigst deine Wunden Jenem, welcher der Herr ist, welcher für dich sorgt, welcher menschlich gesinnt, welcher Arzt ist³⁾." „Wenn der Sünder sein Gewissen erleichtern und Heilung erlangen will, so eile er zur Beichte, zeige seine Wunde dem Arzte, dessen Aufgabe nicht ist zu tadeln, sondern zu heilen und empfangen von ihm die Medizin. Er rede mit ihm allein, ohne Zeugen und eröffne ihm gewissenhaft Alles. Denn die Beichte der Sünden ist deren Vernichtung⁴⁾."

5) **Anastasiuß Sinaita.** „Bekenne deine Sünden dem Heiland in der Person des Priesters. Verdamme deine Handlungen und erröthe nicht. Es gibt eine Scham, die sündhaft ist, und es gibt eine Scham, die Ehre und Gunst mit sich bringt" (Eccli. 4, 25)⁵⁾.

6) **Basiliius.** „Hinsichtlich des Sündenbekenntnisses sollen wir die nämliche Regel beobachten wie hinsichtlich der Offenbarung unserer körperlichen Leiden. Gleichwie die Menschen ihre Krankheiten nicht einem Jeden, sondern nur den Heilkundigen offenbaren, also sollen die Sünden auch nur Jenen gebeichtet werden, die sie

1) *De Sacerdotio* lib. III. c. 5. P. G. Tom. 47—48, p. 643.

2) *Non esse ad gratiam concionandum.* P. G. Tom. 49—50, p. 658.

3) *De Lazaro*, Conc. IV, 4. P. G. Tom 47—48, p. 1012.

4) Hom. 20. *In Cap. 4 Gen.* P. G. Tom. 53—54, p. 170.

5) *Oratio de Synaxi.* P. G. Tom. 89, p. 834.

zu heilen im Stande sind, wie geschrieben steht: Wir Stärkeren müssen die Gebrechlichkeiten der Schwachen tragen (Röm. 1, 15), d. h. sie durch unsere Sorgfalt und unseren Eifer heilen ¹⁾).

7) **Hilarius von Poitiers.** „Um alle Menschen in dieser Welt in einem heilsamen Schrecken zu erhalten, hat Christus damit angefangen, daß er jenes unerschütterliche Gericht apostolischer Strenge einsetzte, auf daß alle, welche sich durch die Bande der Sünde verstricken lassen und alle, welche gelöst sind, d. h. durch die Beichte Verzeihung erlangt haben, kraft jenes apostolischen Ausspruches auch im Himmel gebunden bzw. gelöst seien ²⁾).

Doch genug hiebon. Zwei Fragen möchten wir nunmehr an alle ruhig Denkenden stellen: 1) Läßt sich vernünftigerweise leugnen, daß die Beichte bereits im 4. Jahrhundert bestand und zwar die Beichte vor dem Priester, vor einem einzigen Priester mit ausdrücklichem, strengstem Gebote für letzteren, das Vernommene Niemand und unter keiner Bedingung zu offenbaren; die pflichtmäßige, dermaßen nothwendige Beichte, daß ohne sie keine Heilung, keine Hoffnung auf den Himmel ist? 2) Wird auf den Kanzeln im 19. Jahrhundert eine andere Sprache geführt als im vierten Jahrhundert durch Augustinus in Afrika, Ambrosius in Mailand, Chrysostomus in Constantinopel, Hilarius in Poitiers? Ein jeder Unbefangene wird antworten müssen: Da haben wir die nämliche Sprache, weil den nämlichen Glauben.

Drittes Jahrhundert.

Versenken wir uns nunmehr in die dunklen Tiefen des 3. und des 2. Jahrhunderts wobei wir drei Dinge beherzigen müssen: 1) Die Zerstörung der meisten schriftlichen Denkmäler der ersten Zeiten durch die Verfolgung; 2) die Arcandisciplin, welche, wie von dem Allerheiligsten Altarsacramente, also auch aus Furcht vor Spott und Entweihung, von der Beichte zu reden

1) *Reg. brev. tract. Interr.* 229 P. G. Tom. 31, p. 1235.

2) *Comment. in Mat. Cap. 18.* P. L. Tom. 9, p. 1021.

Bougaud, Das Christenthum und die Gegenwart. V.

verbot; endlich 3) die öffentliche Beichte, welche damals die Ohrenbeichte in den Schatten stellte. Von ersterer wissen wir jedoch mit Bestimmtheit, daß ihr letztere stets voranging. Die öffentliche Beichte fand nur dann statt, wenn sie vom Beichtvater gerathen oder angeordnet war. Hierüber im Klaren, werden wir die nachfolgenden Citate richtig verstehen.

1) **Cyprian.** „Und wie viel fester im Glauben und gottesfürchtiger sind Jene, die ohne den Gözen geopfert noch einen Fürbittbrief verlangt zu haben, den bloßen Gedanken hieran den Priestern demüthig bekennen, ihr Gewissen entlasten und eine heilsame Buße verlangen Ich beschwöre euch, geliebte Brüder, ein Jeder möge seine Schuld bekennen, während er noch in dieser Welt ist, während die Beichte noch gilt, während seine Buße und die von den Priestern erlangte Verzeihung Gott noch angenehm ist 1).“ An einer anderen Stelle erzählt Cyprian von einem Mädchen, welches, des Gözendienstes schuldig, sich erfachte, den Leib des Herrn ohne vorherige Beichte zu empfangen und sofort von Gott gestraft wurde. Er fügt hinzu, daß viele Andere von Gott schwer heimge sucht wurden, weil sie nicht Buße thaten und ihre Sünden nicht bekannten 2).

2) **Origenes.** „Die unverdauliche Speisen genossen haben, oder deren Magen mit Schleim beladen ist, finden durch Erbrechen Erleichterung; ebenso werden, die gesündigt haben, solange sie die Sünde auf dem Gewissen behalten, durch dieselbe gefoltert, so zujagen erstickt. Sobald sie jedoch ihre eigenen Ankläger geworden sind und ihre Schuld bekennen, brechen sie die Sünde aus und beseitigen die Ursache ihres Leidens 3).“ „Wenn wir unsere Sünden nicht nur Gott, sondern auch Jenen bekennen, welche unsere Wunden und unsere Sünden zu heilen im Stande sind, dann werden unsere Sünden vernichtet von Jenem, welcher da gesprochen hat: Ich machte schwinden wie eine Wolle

1) *Liber de Lapsis* XXVIII u. XXIX. P. L. Tom. 4, p. 488 und 89.

2) *Ibid.* XXVI. p. 486 und 87.

3) *Hom. II. in Ps. 37.* P. G. Tom. 12, p. 1386.

deine Missethaten, wie einen Rebel deine Sünden¹⁾“ (H. 44, 22). „Die nicht heilig sind, sterben in ihren Sünden, die hingegen heilig sind, thun für ihre Sünden Buße, fühlen ihre Wunden, erkennen ihren Sturz, verlangen den Priester, suchen Heilung, wollen durch den Priester gereinigt werden²⁾.“

„Hast du einen gelehrten und liebevollen Arzt gefunden, so thue, was er dir sagt. Hält er deine Krankheit für derartig, daß sie in Gegenwart der ganzen Kirche offenbart werden soll, auf daß Andere erbaut werden und du leichter genesest, so ist dies eine Angelegenheit, welche mit reiflicher Ueberlegung und nach dem weisen Rathe jenes erfahrenen Arztes behandelt werden muß³⁾.“

In den angeführten Stellen des Cyprian und Origenes haben wir doch offenbar die Ohrenbeichte, das Bekenntniß selbst der Gedanken, welches auch öffentlich sein kann, aber nur dann, wenn es der Priester nach reiflicher Ueberlegung für nothwendig hält.

Zweites Jahrhundert.

1) **Tertullian.** „Das Bekenntniß der Sünden ist ebenso geeignet die Sünden hinwegzunehmen, als die Verheimlichung sie zu vergrößern. Der Beichte liegt die Idee der Genugthuung, der Verheimlichung die Idee der Verstocktheit zu grunde. Jene zweite Buße, die einzige, welche nach der Taufe bleibt, soll sich nicht nur im Innern, sondern auch durch einen äußeren Act vollziehen. Dieser äußere Act ist die Beichte oder Exomologese, wie sie im Griechischen heißt, durch welche wir Gott unsere Sünden eingestehen, nicht als ob sie ihm unbekannt wären sondern insofern hierin eine Genugthuung liegt. Die Exomologese ist das Mittel, den Menschen vor Gott zu demüthigen, ihn in eine Verfassung zu bringen, welche Gott zu Erbarmung bestimmt⁴⁾“. Diese Worte könnten zum Glauben veranlassen, Tertullian erachte das vor Gott abgelegte Bekenntniß für genügend, hören wir indeß weiter: „Nicht

1) Hom. 17 in *Luc.* P. G. Tom. 13, p. 1846.

2) Hom. 10. in *Num.* P. G. Tom. 12, p. 638.

3) Hom. 2 in *Ps.* 37 l. cit.

4) *De Poenitentia* Cap. 8 u. 9. P. L. Tom. I, p. 1243 u. 44.

wenige Sünder denken jedoch mehr an ihre Beschämung als an ihre Heilung und suchen der Beichte aus dem Wege zu gehen oder sie zu verschieben. Sie sind mit jenen Kranken zu vergleichen, welche dem Arzt ihre geheimen Uebel nicht zu entdecken wagen und lieber sterben, als ein wenig erröthen. Was liegt aber an einiger Beschämung, wenn es sich darum handelt, dem beleidigten Gott genugzuthun? In der That ein schönes Ehrgefühl, welches den Kopf hoch trägt, wenn es heißt Böses, und schüchtern dasteht, wenn es heißt Buße thun¹⁾“. „Neußerst vortheilhaft ist in der That die Verheimlichung der Sünde! Durch unser Stillschweigen können wir unser Gewissen dem Menschen verheimlichen, nie und nimmer Gott. Was nützt uns die Achtung der Menschen, wenn wir die Achtung Gottes verloren haben? Thun wir nicht besser daran, zu bekennen und die Lossprechung zu erlangen, als zu verschweigen und verloren zu gehen²⁾?“ „Wissend, daß dir nach Verlust der ersten Gnade, welche du durch das Bad des Herrn (die Taufe) erlangt hast, kein anderes Mittel bleibt, der Hölle zu entgehen, als die Beichte, wie kannst du da dieses Rettungsmittel von der Hand weisen? Was zauderst du, jene Medizin anzuwenden, welche dich zu retten allein im Stande ist? Gar manche Thiere erkennen, obwohl nicht mit Vernunft begabt, die Heilmittel, welche ihnen Gott bereitet hat; und da sollte der Sünder die Beichte geringschätzen, welche der Herr eingesetzt hat, um ihn wieder gesund zu machen³⁾!“

2) Irenäus. Jene Weiber, welche der berühmte Marcus mittelst eines Liebestrankes verführt hatte, theilt der Heilige in drei Kategorien. „Die Einen kehrten zur Kirche zurück und beichteten, sie hätten sich durch wahnsinnige Liebe zu ihrem Verführer hinreißen lassen; Andere begnügten sich nicht mit diesem geheimen Geständnisse, sondern legten auch eine öffentliche Beichte ab. Leider waren jedoch auch unter ihnen einige, welche von der Beichte durch falsche Scham abgeschreckt, ihre Sünden harte

1) Ebd. cap. 10. — 2) Ebd.

3) Ebd. cap. 12.

nädig verheimlichten, in Verzweiflung geriethen und verloren gingen ¹⁾."}

3) **Clemens**, zweiter Nachfolger Petri, von welchem in den paulinischen Episteln die Rede ist: „So lange wir in dieser Welt sind, müssen wir für das Böse, welches wir im Fleische begangen haben, Buße thun; denn wenn wir diese Welt verlassen haben, gibt es für uns weder Beichte noch Buße mehr ²⁾.“

4) **Der Apostel Jacobus**: „Bekennet einander eure Sünden“ (5, 16) (nicht nur Gott). Einander, wie es Eph. 5, 21 heißt: „Seid einander unterworfen“ ..., d. h. die Untergebenen den Vorgesetzten, nicht aber umgekehrt.

5) **Der Apostel Johannes**. „Bekennen wir unsere Sünden, so ist Gott treu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergibt und uns von aller Ungerechtigkeit reinigt“ (I. Joh. 1, 9).

6) **Der Evangelist Lucas** in der Apostelgeschichte: „Viele der Gläubigen kamen und bekannten und sagten, was sie gethan hatten.“ Auf die Beichte folgt die Genugthuung. „Viele aus denen, welche vorwichtigen Dingen nachhingen, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie vor Allen“ (19, 18 u. 19).

Die Katakomben.

Bevor wir zu Christus und zur feierlichen Einsetzung des Bußsacramentes gelangen, wollen wir versuchen, die Ohrenbeichte in den Katakomben nachzuweisen, den Pönitenten betrachten, wie er zu den Füßen des Beichtvaters kniet. Es ist vielleicht nicht unmöglich.

Es wurden nämlich erst vor kurzem in den Katakomben Sitze entdeckt, deren Gestalt und Stellung sich nur durch die Annahme erklären läßt, daß es Beichtstühle sind. Einerseits stehen sie immer in einer Ecke, sodann sind ihrer mehrere in jeder

1) *Adv. Haer. lib. I, cap. 13. P. L. p. 587 und 591.*

2) II. Cor. VIII.

Kapelle, einer oder zwei auf der Männer-, einer oder zwei auf der Frauenseite.

Was sind nun aber diese Sitze? Offenbar keine Bischofsthronen; solche sind in der Regel weit achtungsgebietender, stehen immer im Hintergrunde der Apsis; wir erblicken sodann stets nur einen, dem Volke gegenüber und von Bänken umgeben, welche für die Priester und niederen Diener bestimmt sind.

Die Sitze, welche ich meine, scheinen vermöge ihrer verborgenen und einsamen Stellung auf eine Function hinzudeuten, welche nicht öffentlich, vor den Augen Aller, sondern im Geheimen, fern von den Blicken der Menschen vor sich gehen soll.

In einem Winkel angebracht, gestatteten jene Beichtstühle das Knien weder rechts noch links, weil die Wand es verhinderte; der Pönitent mußte demnach vor dem Priester niederknien, das Haupt nach dessen Schoß hingeneigt.

Noch heutzutage sind in vielen neapolitanischen und sizilianischen Städten die Beichtstühle offen, und während die Frauen rechts und links durch Gitter beichten, knien die Männer vor dem Priester hin und legen die Hände, ja beinah auch das Haupt auf seinen Schoß, gerade wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Dieser Vorgang ist es, den Tertullian in den berühmten Worten schildert: *Presbyteris advolvi, Caris Dei ad geniculari* (*De Poenitentia*, cap. 9). Daher stammt auch eine der abscheulichsten Verleumdungen der Heiden, welche jedoch, wie immer, nur zur Bestätigung der Wahrheit beitrug.

Mochte, was in den Katakomben vorging, auch noch so geheim gehalten werden, Manches kam doch in die Oeffentlichkeit, sei es durch Schwachhaftigkeit, sei es durch Verrath und nahm, indem es durch die heidnische Phantasie hindurchging, die düstersten Farben an. So hieß es, würde beim christlichen Gottesdienst ein Kind auf den Altar gebracht, mit Mehl bedeckt, zerstückelt und von den Anwohnenden gegessen. Eine offenbare Anspielung auf das allerheiligste Altarsacrament, wo ja das göttliche Kind unter der Brodsgestalt geopfert und von den Gläubigen genossen wird. Ferner hieß es, die Christen knieten vor einem Priester nieder und beteten ihn in der empörendsten Weise an (Minut. Felix,

Octav. IX. P. L. Tom. III, p. 261). Woher kann nun aber eine solche Verleumdung kommen? Weder das Meßopfer noch irgend eine andere Function bietet hiezu den mindesten Stoff. Offenbar sah irgend ein Heide die Christen vor dem Priester niederknien und das Haupt gegen seinen Schoß neigen, was mit den Angaben Tertullians und der Einrichtung der in Frage stehenden Sitze völlig im Einklange steht.

„Alles vorhin Gesagte,“ schreibt M^g. Gerbet¹⁾, „kann auf Gewißheit keinerlei Anspruch erheben, immerhin ist es höchst bemerkenswerth, daß wir im 19. Jahrhundert aller Wahrscheinlichkeit nach Beichtstühle aus dem dritten oder zweiten Jahrhundert gefunden haben. Wenn ich Protestant oder ungläubig wäre, würde diese Wahrscheinlichkeit mich in hohem Grade beunruhigen.“

V.

Wir kommen endlich zu Christus. Du fragst nach dem Erfinder der Beichte. Hier ist er. Es ist Jener, auf welchen der Prophet mit den Worten hinwies: „Siehe, das Lamm Gottes, siehe, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt“ (Joh. 1, 29); Jener, welcher von sich den Ausspruch that: „Wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden“ (Matth. 9, 6); Jener, welcher über Arme und Kranke die Hand ausstreckte und um ihren Geist über die leiblichen Schmerzen zu erheben, zu ihnen sprach: „Sei getrost . . . deine Sünden sind dir vergeben“ (9, 5); Jener, welcher zu einem Wunder griff, als er das Volk über die angeführten Worte murren hörte, um seine göttliche Gewalt durch die That zu beweisen; Jener endlich, welcher im Begriff, die Erde zu verlassen, das Sacrament der Buße, die sacramentale Beichte einsetzte, um die Gewalt, welche er von seinem Vater erhalten hatte, zu verewigen und sie den Menschen aller Zungen und Länder zugänglich zu machen, Letzteres in einem so feierlichen Augenblick und mit so erhabenen Worten,

1) Gerbet, *Esquisse de Rome chrétienne* Bd. 2, S. 184.

daß es unmöglich ist, in ihm den Sohn Gottes zu verkennen, welcher als Gott handelt und in seiner Kirche etwas Göttliches einsetzt. Wie beim Sacramente seines allerheiligsten Fleisches und Blutes, so finden wir auch hier die Verheißung und die Einsetzung.

Ich übergehe die Verheißungsworte (Matth. 18, 18); sie sind mit den Einsetzungsworten beinahe identisch. Reden wir sofort von letzteren und von dem hochwichtigen Anlasse, bei welchem sie gesprochen wurden.

Es war am Tage nach der Auferstehung. Die Jünger hatten sich aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Thüren versammelt. Plötzlich stand Jesus in ihrer Mitte und sprach zu ihnen „Friede sei mit euch.“ Und um jeden Zweifel bei ihnen: unmöglich zu machen, zeigt er ihnen seine durchbohrten Hände und seine Seitenwunde. Als ihn die Jünger vollends erkannt hatten und voll Freude waren, sprach Jesus abermals zu ihnen: „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“ (Joh. 20, 21—23). Hierauf verschwindet Jesus. Er hat gesagt, was er sagen wollte; mehr zu sagen lag nicht in seiner Absicht.

Worum handelt es sich nun? Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Welche Einleitung! Was er sagen will, betrifft also die Sendung, welche er von seinem Vater erhalten hat. In der That; jene nämliche Sendung, die er von seinem Vater erhalten hat, ertheilt er seinen Jüngern; das Amt eines Erlösers und Seligmachers, er überträgt es sozusagen auf sie. Er hat den Grundstein gelegt, sie sollen weiter bauen.

In feierlichem Tone fährt er sodann fort: Empfanget den heiligen Geist. Weshalb? Da handelt es sich jedenfalls um etwas Hoherhabenes, das die menschlichen Kräfte durchaus übersteigt; da muß Gott gegenwärtig sein und mitwirken; darum: Empfanget den heiligen Geist.

Was beabsichtigt nun Jesus? Offenbar nichts Gewöhnliches;

es geht dies aus der feierlichen Redeweise, die wir beim Heilande nicht gewohnt sind, klar hervor. Wir müssen uns auf etwas Hochbedeutungsvolles gefaßt machen.

Empfanget den heiligen Geist. Ich frage abermals, o Jesus, weshalb? Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Wohlan! Jetzt verstehe ich. Wer, fragten die Juden, kann die Sünden nachlassen außer Gott? Empfanget, erwidert Christus, den heiligen Geist, auf daß ihr jenes hohen Amtes zu walten vermöget. Nun aber frage ich jeden unbefangenen Menschen: Konnte in Anbetracht seines Charakters Christus die feierlichen Worte sprechen: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch; empfanget den heiligen Geist, wenn die darauf folgenden Worte: Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen bedeutungsloses Gerede sind, wenn ihnen nicht jener hohe, erhabene Sinn innewohnt, in welchem sie die Kirche jederzeit verstanden hat? Der erste Satz steht mithin unerschütterlich fest: Christus hat seiner Kirche die Gewalt der Sündennachlassung verleihen wollen und er hat sie ihr thatsächlich verliehen.

Hätten wir indeß nur jenes eine Wort des Heilandes, es ließe sich streiten, bemerken wir nun aber das folgende: Welchen ihr die Sünden behalten werdet, denen sind sie behalten. Es sollen also nicht alle Sünden nachgelassen, gewisse sollen behalten werden; folglich ist eine Wahl, mithin eine genaue Kenntniß der Materie nothwendig. Wie ist das aber möglich, wenn der Sünder seine Schuld nicht eingesteht? Verlangst du etwa ein Zeugenverhör? Welche Folter für den Betroffenen, wenn es sich um öffentliche, wie unnütz und unmöglich, wenn es sich um geheime Sünden handelt! Nein; sollen die Sünden mit Kenntniß der Sachlage nachgelassen oder behalten werden, dann gibt es nur eines — das Geständniß des Schuldigen.

Wollte man behaupten, Christus habe seinen Priestern die Gewalt der Sündennachlassung verliehen, ohne jedoch den Gläubigen die Pflicht des Bekenntnisses aufzuerlegen; die Beichte sei

etwas überaus Nützliches und Heiljames, indeß nicht streng geboten, so wäre dies einfach thöricht. Steht es einem frei, zu beichten oder nicht, dann wird Niemand beichten. Wie! Jene Sünden, über die ich erröthe, könnten mir nachgelassen werden, wenn ich Gott allein im Geheimen beichte; und da sollte ich sie einem Priester offenbaren! Wie einfältig! Uebrigens wird dieser Priester möglicherweise mit mir streiten, mir Sühne, Wiedererstattung u. s. w. auferlegen. Weigere ich mich, dann wird er mir die Losprechung versagen — Welchen ihr die Sünden behaltet, denen sind sie behalten. Da befinden wir uns offenbar in einer Sackgasse. Gott hingegen, heißt es, verzeiht immer, verlangt niemals Etwas; man kann jederzeit mit ihm zurechtkommen; da wäre ich offenbar ein Thor, wenn ich einem Anderen als ihm beichten wollte.

Christus hätte sich also den Anschein gegeben, als wollte er etwas Großes schaffen, in feierlichem Tone zu den Aposteln gesprochen: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch; sie angehaucht mit den Worten: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlasset denen sind sie nachgelassen; und dies Alles wäre weiter nichts gewesen als leeres Gerede; Jesus hätte scheinbar etwas Großes gethan, in Wahrheit Nichts. In der That; wenn die Beichte in das Belieben des Einzelnen gestellt ist, dann hat Jesus gar nichts gethan, sind seine Worte ohne jede Bedeutung. Er hat seinen Priestern eine eitle, unnütze Gewalt verliehen, da ja die Menschheit selbige ohne Nachtheil entbehren kann. Er hat eine Titularbeichte, mithin etwas Lächerliches eingesetzt, denn nur einfältige Menschen werden davon Gebrauch machen. Wer möchte aber so etwas von einem Wesen annehmen, welches das weiseste und erhabenste von allen, welches der eingeborene Sohn Gottes ist, dem die Fülle der Gottheit innewohnt?

VI.

Nur Eines könnte begreiflicher Weise die Beichte überflüssig machen — die vollkommene Reue. Sie ist der höchste Grad der Liebe, die Liebe aber tilgt jede Sünde, reinigt die Seele vor

jedweder Beichte und Losprechung. Wer liebt ist rein, und die Liebe steht hinsichtlich der Sündenvergebung selbst über dem Bußsacramente. Nur Eines ist wunderbar: weit entfernt, die Beichte zu fliehen, empfindet im Gegentheil die Liebe Sehnsucht nach ihr, schließt nach dem Ausdruck der Theologen das Verlangen nach der Beichte ein. Die keine Liebe besitzen, scheuen vor der Beichte zurück, streiten über ihre Nothwendigkeit. Die Liebe strebt nach Demüthigung, findet keine Demüthigung tief genug. Wie weh thut es mir, den Geliebten beleidigt zu haben! Wie wohl wäre mir, wenn ich es aller Welt sagen könnte! Alsdann genügt es der Seele nicht zu weinen, vor Seufzer ihres Herzens zu stöhnen — *Rugiebam a gemitu cordis mei* (Ps. 37, 9); genügt es ihr nicht, ihr Lager mit Thränen des Reueschmerzes zu benetzen, ihre Sünde stets vor Augen zu haben, sie vor Gott ohne Unterlaß zu bekennen; die ganze Erde soll es wissen, und die spätesten Geschlechter sollen zugleich mit dem Verbrechen Davids die Güte und Erbarmung Gottes erfahren, der ihm verziehen hat — *Quia apud Dominum misericordia et copiosa apud eum redemptio* (Ps. 129, 7).

Magdalena ähnlich, welche durch den Anblick des Heilandes, der unendlichen Heiligkeit, zur Erkenntniß ihrer Schmach und ihres lasterhaften Lebens gelangt, begnügt sich die reumüthige Seele nicht mit Seufzern und Thränen, sie begibt sich in das Haus des Simon. Dort sind Alle versammelt, an deren Hochachtung ihr früher Alles lag, von denen sie jetzt nur verachtet zu werden begehrt. Sie tritt ein, drängt sich durch die Menge hindurch, welche in ihren Augen gar Nichts mehr gilt; sie kniet vor dem Heiland nieder und bevor sie zu ihm auch nur ein Wort gesprochen, bekennet sie sich durch ihre aufgelösten Haare, durch ihre Augen voll Thränen vor allen Anwesenden als elende Sünderin, der Verachtung würdig, die ihr von den Pharisäern zutheil wird, ihr indeß völlig gleichgiltig ist, weil sie liebt.

Jenem Gefühl verdankte in den ersten christlichen Jahrhunderten das öffentliche Bekenntniß, welches die Ohrenbeichte eine Zeitlang in den Schatten stellte, seine Entstehung. Auf der nämlichen Idee beruht in gewissen Klöstern die Culpa und die Buße vor der Communität. Wir haben hierin ein unfehlbares

Thermometer. Wenn die Liebe steigt, führt sie zum öffentlichen Bekenntniß oder macht wenigstens die Sehnsucht nach demselben rege. Wenn sie hingegen fällt, dann fürchtet man selbst die Ohrenbeichte. Ein öffentliches oder geheimes Sündenbekenntniß war von jeher nothwendig. Ohne Bekenntniß und Sühne gab und gibt es keine Vergebung. Also verlangt es das Gesetz.

Sechstes Kapitel.

Die Beichte (Fortsetzung).

Der göttliche Ausbau der Beichte.

Wenn die Göttlichkeit des Beichtinstitutes aus dem Studium seiner Elemente sowie aus der Art und Weise, wie es von Christus geschaffen wurde, bereits klar hervorgeht, so erkennen wir dieselbe noch deutlicher, wenn wir seine innere Anordnung, was ich seinen göttlichen Ausbau nannte, ins Auge fassen. Die Beichte ist in der That der menschlichen Seele so vollkommen angepaßt, entspricht so ganz und gar ihren edelsten Bedürfnissen einerseits, ihren schmerzlichsten Wunden andererseits, daß, je genauer wir sie studiren, desto unerschütterlicher in uns die Ueberzeugung Platz greift, daß ein derartiges Institut nur vom Urheber der menschlichen Seele geschaffen werden konnte.

Gerade in Bezug auf die Beichte that Graf de Maistre jenen berühmten Ausspruch, welcher seinen gewaltigen Geist kennzeichnet: „Es gibt in der katholischen Kirche kein Dogma, keine Institution, welche nicht in den tiefsten Tiefen der menschlichen Seele wurzelte“ (*Le Pape*, Buch III, Kap. III); und ich möchte hinzufügen: „Welches seinen edelsten Bedürfnissen nicht in göttlicher Weise entspräche.“ Das ist die eine Seite der Beichte.

Ich möchte noch eine zweite hervorheben und mich hiebei der nämlichen Redeweise bedienen: „Es gibt in der katholischen Religion kein Dogma, keine Institution, welche die Wunden der menschlichen Seele nicht wohlthuend und lindernd berührten, sie nicht heilten, ohne ihnen zu schmeicheln.“ Das ist die andere Seite der Beichte.

Gleichwie wir sodann in der durch die Sünde verunstalteten menschlichen Seele sozusagen zwei Gesichter erblicken, das eine häßlich und widerlich anzusehen, das andere strahlend und himmlisch, also nehme ich auch an der Beichte zwei grundverschiedene Antlitz wahr, das eine vom Schmerz entstellt, das andere freudestrahlend. Zitternd naht man dem Bußgerichte, verklärt kehrt man von demselben zurück.

In Avignon befindet sich ein berühmtes Christusbild. Der Künstler wollte auf dem Antlitz des Heilandes zugleich alle Freuden und alle Qualen seiner gottmenschlichen Seele bei seinem bitteren Leiden darstellen. Betrachtet du es von der einen Seite, dann siehst du alle Qualen des Todeskampfes; blickst du auf die andere, sodann die Freuden und Hoffnungen der Auferstehung. Durch ein künstlerisches Wunder verbindet sich Beides zu einer so vollkommenen Einheit, daß, wenn wir das Antlitz von vorn betrachten, wir das Gefühl von einem Gotte haben, welcher stirbt, aber auferstehen wird.

Etwas Aehnliches finde ich in der Beichte; ich will versuchen, meinen Gedanken klar zu machen.

I.

Ich weiß nicht, ob es in der ganzen vorchristlichen Literatur etwas Erhabeneres, ob es für ein edles und zartes Gewissen einen beredteren Ausdruck gibt, als die Stelle, welche ich nunmehr anführen will. Sie ist dem „Gorgias“ des Plato entnommen und lautet: „Hat man ein Unrecht begangen, dann muß man sich dahin begeben, wo man eine gebührende Zurechtweisung erhalten kann, sich sofort beim Richter wie bei einem Arzte vorstellig machen. Dort muß man sich selbst anklagen und die ganze Wahrheit offenbaren, um durch Strafe die Gesundheit wiederzuerlangen. Man muß sich Gewalt anthun, jede Furcht überwinden, sich der Gerechtigkeit mit geschlossenen Augen darbieten, wie man sich dem Arzte darbietet, um von ihm geschnitten und gebrannt zu werden, einzig und allein auf die Verfolgung des Guten und des Schönen bedacht, ohne Rücksicht auf den Schmerz. Hat das Verbrechen die Peitsche verdient, dann müssen wir sie hinnehmen; wenn Ketten,

dann müssen wir ihnen die Hände darreichen; wenn eine Geldstrafe, dann müssen wir sie entrichten; wenn Verbannung, dann müssen wir sie erdulden; wenn den Tod, dann müssen wir auch ihn leiden. Unsere ersten Ankläger müssen wir selbst sein, damit wir uns durch das Geständniß unserer Verbrechen von dem größten aller Uebel befreien, welches da ist das Unrecht."

Da haben wir das Princip der Beichte, durch einen Heiden in großartiger Weise geahnt, das blutige Antlitz von Meisterhand gezeichnet. Die Beichte wurde von Christus eingesetzt, um die Sünde aus der Seele zu reißen. Um jeden Preis muß das Böse von der Seele ausgeschieden werden, wenn sie nicht verderben soll. Auch dies hat Plato erkannt. „Dies Alles," schreibt er, „muß geschehen, widrigenfalls die Krankheit des Unrechts sich in der Seele einwurzelt und unheilbaren Schaden verursacht" (ebd.).

Und hiemit ist es nicht einmal abgethan. Es genügt nicht, daß die Sünde aus der Seele hinweggenommen werde; die Seele muß letztere selbst und aus freien Stücken ausstoßen, widrigenfalls es keine Heilung gibt. Die Sünde aus der Seele zu bannen, gibt es nun aber kein anderes Mittel als das Bekenntniß. Wenn der Mensch seine Sünde bekennt, verwirft er sie und bricht mit ihr.

Einem durchaus ähnlichen Vorgange begegnen wir im physischen Leben. Der Schmerz, das Mißbehagen, die Ueblichkeit hört nicht eher auf, das Wohlbefinden kehrt nicht eher wieder, als bis der Magen das ihn beschwerende Gift ausgeworfen hat.

In dieser Hinsicht wiegt die Strafe das Geständniß in keiner Weise auf und vermöchte für dasselbe keinerlei Ersatz zu bieten. Die Strafe kommt von außen, steht außerhalb der Seele. Sie vermag wohl durch Abschreckung das Verbrechen zu hindern, nicht jedoch es im Keime zu ersticken. Oft sogar faßt durch den Zorn, welchen sie beim Schuldigen hervorruft, das Verbrechen in der Seele nur noch tiefere Wurzeln, um dann im geeigneten Augenblick um so heftiger hervorzubrechen.

Deshalb sucht die Mutter, selbst wenn sie den Fehler des Kindes weiß, ein Geständniß hervorzurufen. Das Kind muß durch einen persönlichen Act das Böse aus seinem Herzen ausstoßen. „Gestehe," spricht sie zu ihm, „und du wirst ohne Strafe

dabonkommen.“ Sie hat Recht; denn wenn sie ein durch Reue hervorgebrachtes Geständniß erzielt, wozu die Strafe?

Aus dem nämlichen Grunde liegt auch dem Richter viel daran, daß der Angeklagte sein Verbrechen eingestehet. Er will hiebei nicht nur hinsichtlich der Verurtheilung sicher gehen; denn selbst nach einem auf Evidenz gegründeten Urtheil sucht er noch das Geständniß zu erwirken; er geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß das Geständniß, wenn es den Schuldigen auch nicht zu retten vermag, das öffentliche Gewissen entlastet und die Strafe gleichsam verklärt.

Aus dem nämlichen Grunde endlich finden wir in jedweder Religion feierliche Sühneceremonien, welche das öffentliche Geständniß der Sünden des Volkes enthalten, indem das Menschengeschlecht von jeher, ich möchte sagen instinctmäßig fühlte, daß es ohne Geständniß keine Verzeihung gibt.

Uebrigens liegt dieses nothwendige Geständniß so recht in der Natur der Seele. Gleichwie der Magen verzweifelte Anstrengungen macht, um das tödtliche Gift auszuwerfen, also auch der Schuldige, um einige Ruhe zu finden. Hiebei setzt er sich oft der äußersten Gefahr aus, indem er die daraus entspringenden Uebel den ihn folternden Gewissensbissen vorzieht. Wie mancher Verbrecher hat sich nicht selbst der strafenden Gerechtigkeit überantwortet; „und es gibt,“ schreibt de Maistre, „barmherzige Gesetzgebungen, welche in solchen Fällen obrigkeitlichen Personen das Recht der Strafermäßigung einräumen, selbst ohne daß der Landesherr eingegriffen würde¹⁾.“

Das Nämliche hat Christus gethan. Er ist jenem natürlichen Drange zu Hilfe gekommen und hat die von allen Völkern anerkannte genugthuende und verklärende Macht des Geständnisses zur Würde eines Sacramentes erhoben. Das Geständniß war menschlich, er hat es vergöttlicht. Was ein Gesetz der natürlichen Ordnung war, hat er zu einem Gesetze der übernatürlichen Ordnung erhoben; und auf daß jene Einrichtung als der Inbegriff der liebevollsten Rücksicht erscheine, setzte er obrigkeitliche Personen ein, denen er unverbrüchliches Stillschweigen auferlegte, denen er nur eine Gewalt verlieh: die Gewalt zu verzeihen.

1) Du Pape l. c.

II.

Jene unvergleichliche Harmonie zwischen der Beichte und dem Drange der sündigen Seele tritt noch klarer hervor, wenn wir den inneren Ausbau der Beichte näher ins Auge fassen. Wie vollkommen ist sie dem Uebel angepasst, welches sie in der Seele auszurotten bestimmt ist. Aus welchen Elementen besteht das Böse? Vorerst aus dem Elemente des Stolzes. Man will weder Gott noch den Menschen gehorchen. Jedes Gesetz ist verhaßt, jedes Joch unausstehlich. *Non serviam* ist der erste Schrei des empörten Herzens. Und warum will man Gott nicht gehorchen? Weil man lieber den Leidenschaften, den Begierden, den mitunter niedrigsten und schmachvollsten Regungen der verderbten Natur gehorcht. Das ist das zweite Element des Bösen — die Begierlichkeit. Und da der also fortgerissene Mensch auf ein Hinderniß stößt, welches da ist das göttliche Gesetz, geräth sein verderbtes Blut in Wallung; er lehnt sich auf. Da haben wir die vollendete Sünde. In jeder selbst der geringsten Sünde finden wir jene drei Elemente, welche da sind: Hoffart, Begierlichkeit, Empörung.

Betrachten wir nunmehr die Beichte. Woraus besteht sie? Ebenfalls aus drei Acten, welche den Elementen des Bösen entsprechen. Der erste ist ein Act der Demuth. Man kniet nieder und spricht: „Ich armer sündiger Mensch.“ Der zweite ist ein Act des Opfers. Man öffnet sein Herz, und zu den Lippen steigt ein Geständniß empor, welches die verderbte Natur kreuzigt. Der dritte Act endlich ist ein Act des Gehorsams. Man beugt das Haupt und nimmt die auferlegte Buße an, leistet den schuldigen Ersatz, gibt die Gelegenheit zur Sünde auf, bringt m. e. W. das Opfer, ohne welches eine Verzeihung unmöglich ist.

Das sind die drei constitutiven Acte der Beichte. Kein Wunder, daß die menschliche Natur davor zurückschreckt, wer möchte indeß ihre Nothwendigkeit bestreiten? Wenn es, wie wir bereits dargethan haben, Thatsache ist, daß wir ein verderbtes Blut auf die Welt bringen, in welchem sich eine dreifache Wallung geltend macht: Hoffart, Begierlichkeit, Empörung, so wird Jedermann einsehen, daß wir nur durch Acte der Demuth, des Gehorsams und des Opfers die Gesundheit wiedererlangen können.

Welch tiefgehende Einheit erblicken wir, nebenbei bemerkt, in der Religion. Fragen wir, wie wir mit dem Geiste Christi in Gemeinschaft treten können, so lautet die Antwort: Einzig und allein durch den Glauben. Wenn wir nun aber den Glauben näher ins Auge fassen, dann finden wir in ihm drei Elemente, welche da sind: Demuth, Gehorsam und Opfer. Handelt es sich um Gemeinschaft mit der göttlichen Wesenheit; fragen wir, weshalb Leib und Blut, Gottheit und Menschheit Christi unter dem Schleier des Sacramentes verborgen sind, dann werden wir sehen, daß Gott jene Anordnung aus dem Grunde getroffen hat, damit wir ihm in der dreifachen Gesinnung der Demuth, des Gehorsams und des Opfers nahen. Wir befinden uns in der Gegenwart Jesu und fragen, auf welche Weise wir ihm ähnlich werden können, und die Kirche antwortet uns: „Nur dadurch, daß ihr an die Stelle der dreifachen Regung des Stolzes, der Begierlichkeit und der Empörung den dreifachen Act des Gehorsams, der Demuth und des Opfers sezet.“ Das ist es, was wir als das schmerzliche Antlitz der Beichte bezeichneten.

Und noch ist dies nicht Alles; es erübrigt uns das eigentliche Meisterwerk der Beichte ins Auge zu fassen, worin die göttliche Hand, welche sie erschuf, so recht eigentlich zu Tage tritt. Es genügt nicht etwa, daß wir unsere Sünde bekennen, für dieselbe Genugthuung leisten, den verursachten Schaden nach Kräften gut machen, wir müssen jedwede Anhänglichkeit an dieselbe aufgeben, müssen nicht nur die sündhafte That, sondern selbst das sündhafte Begehren reumüthig eingestehen. Die böse Lust ist in den Augen der Kirche nicht minder sündhaft als die böse That. Sie nimmt eine gründliche Reinigung vor, vernichtet die Sünde in der Wurzel, löscht jede Spur derselben. In der That großartig kühn. Keine Gesetzgebung ist je so weit gegangen. Selbst Philosophen wie Voltaire, Diderot, Proudhon und unzählige andere haben dies bewundernd hervorgehoben.

III.

Wie schön und erhaben das vorhin Geschilderte auch sein mag, nur Solche würden sich zur Beichte bewegen lassen, welchen jene Seelenstärke innewohnt, von welcher Plato spricht, und welche

den Menschen zu jedweden Opfer befähigt, wenn es heißt den Weg des Bösen verlassen. Wo finden wir jedoch derartige Heldenseelen? Wie viele sind ihrer? Darum hat aber auch Gott die Menschheit behandelt wie eine zärtliche Mutter ihr Kind. Sie versüßt ihm durch einige Tropfen Honig die bittere Arznei. Neben dem schmerzlichen hat die Beichte ein strahlendes Antlitz. Es heißt freilich: „Kniee nieder, demüthige dich und gehorche;“ es heißt aber auch: „Bringe das Opfer und du wirst Trost, Erleuchtung, Verzeihung und Frieden finden.“

Vorerst Trost! Das durch die Bitterkeiten des Lebens geknickte Herz bedarf dessen so nothwendig. Je mehr der Mensch gekündigt hat, ein je schwereres Gewicht auf seiner Seele lastet, je härter ihn Gott heimsucht und straft, desto mehr bedarf er des Trostes. Wie aber pflegt es uns in dieser Hinsicht zu ergehen? Im Glück finden wir der Freunde und Vertrauten genug; das Unglück verscheucht sie. Die Heiden wissen dies nicht minder als die Heiligen; Plato führt in dieser Hinsicht die nämliche Sprache wie Christus. „Ich schaute mich um,“ sprach der Heiland am Kreuze, „und da war kein Helfer: ich suchte, und da war Niemand der half“ (Jf. 63, 5). Im Schmerze steht man allein.

Und sollte einem das seltene Glück zu Theil werden, einen treuen Freund zu finden; wie Manches kann man ihm doch nicht anvertrauen; schweigend muß man den Leidenskelch trinken.

Es entsprach mithin der Güte Gottes, die Seelen an sich, zu ziehen und sie durch Hoffnung auf Trost zum Geständnisse zu bewegen. Nicht minder entsprach es aber auch seiner Güte diesen Trost an Opfer zu knüpfen; das strahlende Antlitz der Beichte mußte sich mit dem schmerzlichen zu jener Einheit verschmelzen, von welcher vorhin die Rede war. Und wie erlangen wir in der That jenen Trost? Keineswegs dadurch, daß wir uns entschuldigen und Andere anklagen, wie es in der Welt geschieht. Da geht man zu einem Freunde und gießt ihm seine Galle aus. Anstatt getröstet, kehrt man nur noch erbitterter zurück. Gerade das Gegentheil muß man thun, um in der Beichte Trost zu finden; da heißt es sich demüthigen, an die Brust klopfen, Gott um

Verzeihung bitten, gestehen, daß man hinsichtlich seiner Fehler zugleich das Opfer und der Schuldige ist.

Welches Jahrhundert bedurfte jenes göttlichen Institutes in der That mehr als das unsrige! Diese Zeit, so reich an Enttäuschungen, an zerstörten Träumen, an geknickten Herzen! Diese Zeit, in welcher so Wenige an ihre Brust klopfen und sich selbst anklagen, so viele im Unglück Gott und die von ihm eingesetzte Weltordnung lästern. Was sehen wir aber auch? Wie viele Selbstmorde! Wie viele erbitterte und blutige Feindschaften! Wie viele Fälle von Irrsinn! In den letzten zehn Jahren wurden nicht weniger als zweitausend Leichen von Männern und sechshundert von Frauen aus der Seine gezogen, welche, durch Verzweiflung angetrieben, den Tod in den Fluthen gesucht hatten. Die Unglücklichen vermochten, jedweden Trostes beraubt, die schmerzliche Einsamkeit, die vielen Mühseligkeiten nicht mehr zu ertragen und zogen vor zu sterben.

IV.

An den Rand jenes Gefäßes, voll der Bitterkeit, hat Gott, um uns zu demselben hinzuziehen, neben dem Troste die Erleuchtung gesetzt. Wie viel leichter würden wir die Mühseligkeiten des Lebens, die Fehler und Schwächen unserer Mitmenschen ertragen; wie viel milder, geduldiger, besser wären wir, wenn wir unsere eigenen Schwächen: unsere Selbstsucht, unseren Stolz, unsere Engherzigkeit einsähen; hiezu verhilft uns die Beichte.

Christus hat der Welt ein zweifaches Licht gebracht: das äußere, allgemeine, welches von der christlichen Kanzel herabsteigt, und, die großen, allen Gläubigen gemeinsamen Pflichten offenbart; daneben das innere, geheime Licht, den Bedürfnissen, Bestrebungen Nothen, Zweifeln, Schmerzen der einzelnen Seele angepaßt: das Licht durch den einen Gott der einen Seele mitgetheilt.

Du wirst vielleicht eines Tages in eine Kirche eintreten und von der Kanzel die Worte vernehmen: „Selig die Armen im Geiste; selig die eines reinen Herzens sind.“ Sie werden deine Seele möglicherweise nur ganz oberflächlich berühren.

Ein anderes Mal ermanneft du dich, nahest dem Bußgericht und der Beichtvater spricht zu dir: „Seien Sie auf der Hut, mein

Lieber; Sie sind ehrgeizig und eitel, hängen am Weltlichen, möchten Alle überflügeln, sind betrübt, wenn Sie nicht überall der Erste waren. Hüten Sie sich vor Stolz und Hoffart." Oder aber: "Sie befinden sich auf einer gefährlichen Bahn, lesen schlechte Bücher, besuchen leichtsinnige Gesellschaften. Sie gehen dem sittlichen Verderben entgegen, ja sind bereits angesteckt."

Das ist das Licht, welches wir in der Beichte finden und nur in ihr. Bitte deinen besten Freund, dich auf deine Fehler aufmerksam zu machen, dir, wie man sagt, klaren Wein einzuschenken; er wird ausweichen. Sprich zum denkbar ehrenhaftesten und tugendhaftesten Manne: "Sie kennen Herrn X; er geht moralisch zugrunde; ebenso Frau N.; sie steht im schlimmsten Rufe. Sie sind ja mit beiden befreundet, machen sie dieselben doch aufmerksam." Er wird dir mit Kopfschütteln und Achselzucken antworten. Christus allein war im Stande, Freunde zu schaffen, rein, verschwiegen und aufrichtig genug, um dir zu sagen: "Mein Lieber, seien Sie auf der Hut; Sie wandeln auf der Bahn des Verderbens."

Es entsprach ferner der unendlichen Liebe und Güte Gottes, daß nicht der Priester das Zwiegespräch begann, sondern, daß der Pönitent mit den Worten an ihn herantrat: "Vater, ich bekenne, daß ich eitel und hoffärtig bin, stets zu gefallen trachte. — Ja mein Lieber; erforschen Sie sich genau und Sie werden erkennen, welche Gewalt Stolz und Hoffart über Sie besizen." Oder aber: "Vater, ich bin ein Sklave der Unlauterkeit, das Feuer der Sinnlichkeit verzehrt mich; ich suche überall nur Gelegenheiten Böses zu thun. — Sie haben leider Recht, mein Lieber, verlieren Sie jedoch den Muth nicht. Beten Sie, fliehen Sie die bösen Gelegenheiten und Sie werden mit Gottes Hilfe alle Versuchungen überwinden."

Hätte doch Plato jenes göttliche Gericht gekannt, durch welches die Seelen geheilt werden, indem man sie anleitet, sich bis in ihre tiefsten Tiefen zu erforschen, sie in Liebe demüthigt, ohne ihnen zu schmeicheln, den Balsam der Erbarmung über sie ergießt und sie allmählich zu den höchsten Höhen der Vollkommenheit erhebt: die Bewunderung hätte ihn hingerissen. Vernehmen wir wenigstens Leibniz, einen genialen Protestanten: "Ich betrachte," schreibt er, "einen frommen und klugen Beichtvater als das herr-

lichte Werkzeug für das Heil der Seelen; denn durch seinen Rath leitet er uns auf den Bahnen des Lebens, macht uns auf unsere Fehler aufmerksam, warnt uns vor Gefahren, beseitigt unsere Zweifel, richtet unseren gesunkenen Muth wieder auf und heilt die Krankheiten unserer Seele. Wenn es auf der Welt nichts Vortrefflicheres gibt als einen erprobten Freund, was sollen wir da von Jemem sagen, dem ein göttliches Sacrament die heilige Pflicht auferlegt, den Glauben zu bewahren und den Seelen zu Hilfe zu kommen!“

Nach Anführung dieser Worte, fährt Eugenie de Guérin fort: „Jener himmlische Freund, ich habe ihn gefunden. Darum betrübt mich die Nachricht von seiner Abreise tief. Ich empfinde einen unsäglichen Schmerz. Ich möchte dies anderswo nicht sagen; man würde es mir übel nehmen, mich nicht verstehen. Man weiß in der Welt nicht, was ein Beichtvater ist, jener Freund, jener Vertraute unserer Seele, ihr Arzt, ihr Führer, ihr Leitstern; jener Mann, der uns bindet und löst, der uns den Himmel öffnet, zu dem wir nur knieend reden, indem wir ihn wie Gott unseren Vater nennen, weil ihn in der That der Glaube gewissermaßen zu einem Gott und zu einem Vater macht. Weh mir, wenn ich zu seinen Füßen knieend, in ihm etwas Anderes erblickte als Christus, welcher Magdalena anhört und ihr viel verzeiht, weil sie viel geliebt hat! Die Beichte ist die Entfaltung der Reue in der Liebe ¹⁾.“

V.

Reden wir nunmehr von höheren Gaben. Nach dem Troste, nach der Erleuchtung kommt die Verzeihung. Wer verzeiht hienieden? Die Gesellschaft schlägt, sie verzeiht nicht; sie beschimpft; und ist die Strafe abgeblüht, dann überläßt sie den Unglücklichen seinem Schicksal, unfähig die verlorene Ehre wiederzugewinnen. Ebenjowenig verzeiht die Welt. Sie ist überaus nachsichtig und duldet eine Menge von Dingen. Es kann Jemand in den Augen Gottes ein Bösewicht sein und sich trotzdem der Achtung seiner Mitmenschen erfreuen. Werden jedoch gewisse Grenzen überschritten, tritt Jemand mit den Strafgesetzen in Conflict, dann

1) *Journal d'Eugénie de Guérin*, S. 108.

ist es aus und amen, dann haftet nicht nur dem Schuldigen, sondern selbst seinen Kindern ein unauslöschlicher Schandfleck an. Am allerwenigsten verzeiht das Gewissen. Solltest du die denkbar höchsten Würden und Ehrenämter erlangt haben, das verletzte Gewissen ist unerbittlich. Du magst auf Gold und Seide gebettet sein, das Gewissen weckt dich mit dem entsetzlichen Vorwurfe: „Du bist ein Krösus und in den Augen der Welt ein Ehrenmann, aber in Wahrheit ein Schurke.“ Und wenn Gott nicht eingreift, vermögen weder Thränen noch Seufzer noch Genugthuungen jene Stimme zum Schweigen zu bringen.

Verzeihung erlangen, es wissen, davon überzeugt sein, Ruhe, Frieden, Achtung vor sich selbst, Achtung von Seite der Mitmenschen wiedergewinnen, welche Banne! Wer anders als Gott vermag dieses Wunder zu wirken? Gerade dieses ist das Meisterwerk der Beichte. Von Furcht und Scham erfüllt, kniet man nieder, freudestrahlend erhebt man sich. Jene Worte, welche über das Haupt des Pönitenten gesprochen werden: „Geh in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben“ erfüllen sein Herz mit einer Seligkeit, welche irdische Dinge zu verleihen nie und nimmer im Stande sind.

Das ist die Beichte; sie verwundet und tröstet, sie erniedrigt und erhebt. Verwundete sie nur, dann würde sie erbittern, tröstete sie nur, dann würde sie verweichlichen. Beides ist in göttlicher Weise verschmolzen. Im Geiste der Demuth, des Gehorsams, des Opfers heißt sie uns niederknien, zugleich erfüllt sie die Seele mit Frieden, Zuversicht und Trost. Also entspricht sie einerseits den edelsten Bestrebungen des Menschen, andererseits seinen schmerzlichsten Wunden, seinen traurigsten Gebrechen, wer anders kann aber ein derartiges Meisterwerk geschaffen haben als der Schöpfer der menschlichen Seele — Gott selbst?

VI.

So unleugbar, so großartig sind die Wohlthaten der Beichte, daß Jene, die sie verloren haben, z. B. die Protestanten, sich nach ihnen zurücksehnen. Wir haben im vierten Bande den Ausspruch der Madame de Staël: „Was gäbe ich nicht darum, zu den Füßen eines katholischen Priesters niederknien zu können,“ bereits

angeführt; ebenso den des Nabile: „Wer hat wohl nicht das Bußgericht mit Eifersucht betrachtet, inmitten der Gewissensbisse und des Zweifels ob ihm Gott verziehen, sich nicht nach Jemandem gesehnt, welcher, mit göttlicher Gewalt ausgerüstet, zu ihm sprechen konnte: Geh in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben.“

Wir könnten derartiger Aeußerungen eine Unzahl anführen. Beredter als Alles ist die Thatsache, daß die Beichte ganz von selbst dank ihrer Vortrefflichkeit, dank ihren göttlichen Wirkungen in protestantischen Ländern wiederum zu Ehren kommt. Geistliche sowohl als Laien bieten Alles auf, um sie wieder einzuführen, außerhalb jedweder hierarchischen Regel und trotz des Widerstrebens der officiellen Kirchenhäupter. Es tritt dies besonders in England zu Tage, wo die Bewegung so lebhaft ist, daß der Episcopat der Landeskirche hierüber erschrak. 1878 fand zu London eine Art von Concil statt¹⁾. Hundert Bischöfe, welche sich Bischöfe der katholischen Kirche²⁾ nennen, sind unter dem Voritze des Bischofs von Canterbury zusammengekommen und weshalb? Um die Wiedereinführung der Beichte zu verhindern. Es ist in den zahlreichen Acten das einzig Beachtenswerthe. Nach spitzfindigen Erörterungen über die Einheit in Christo, über die Mannichfaltigkeit, welche die Einheit nur noch schöner erscheinen läßt, über die herrliche Geismeidigkeit sämmtlicher Formeln³⁾; nach kurzem Proteste gegen das Verbrechen des römischen Bischofs, welcher sich die Unfehlbarkeit anmaßt⁴⁾, kommen die

1) *Epistola centum Episcoporum in Anglia congregatorum in palatio Lambethano mense Julio anno MDCCCLXXVIII, graece et latine reddita jussu reverendissimi Archiepiscopi Cantuariensis. Londini apud Revington, 1878.*

2) Nos episcopi sanctae Ecclesiae catholicae centum numero

3) Et dum libere profitemur amplam quandam rituum ecclesiasticorum flexibilitatem esse exoptandam Rigidam uniformitatem non flagitamus

4) Commonendi sunt a nobis fideles, facinus illud a Romano Episcopo patratum in Concilio Vaticano anno MDCCCLXX, quo sibi supereminetiam super omnes homines in rebus fidei et morum vindicavit, arrogatae sibi infallibilitatis praetextu attributorum ipsius Domini J. Chr. manifestam fuisse invasionem.

tadelnswerthen Neuerungen zur Sprache, welche leider in England immer mehr um sich greifen, insbesondere die Beichte, die verhängnißvollste von allen, gegen welche mit der äußersten Energie eingeschritten werden muß. Daher ein vierfaches Verbot, von den hundert Bischöfen unterzeichnet:

Verbot für die anglicanischen Geistlichen, von Jenen, welche ihre Hilfe in Anspruch nehmen, um Reue in ihren Herzen zu erwecken, ein eingehendes Geständniß ihrer Sünden zu verlangen¹⁾.

Verbot, die Ohrenbeichte behufs Zulassung zur allerheiligsten Eucharistie zu verlangen²⁾.

Verbot, die Uebung der Ohrenbeichte zu befehlen oder auch nur anzurathen³⁾.

Verbot, zu lehren, die Uebung der Ohrenbeichte, die Unterwerfung unter einen Geistlichen als Seelenführer sei durchaus nothwendig, um zu den höchsten Höhen des geistlichen Lebens zu gelangen⁴⁾.

Dahin ist man in England gelangt. Man lehrt daselbst, das eingehende Geständniß der Sünden sei, insbesondere vor der heiligen Communion, für den Christen unerläßlich; die Uebung der Ohrenbeichte sei nicht etwa nur in außerordentlichen Fällen, sondern für gewöhnlich etwas überaus Empfehlenswerthes, und ohne dieselbe sei es unmöglich, zur Tugend und Frömmigkeit zu gelangen, geschweige denn die höheren Stufen des geistlichen Lebens zu erreichen.

1552 sandten die Lutheraner in Nürnberg eine Botschaft an Karl V., ihn zu bitten, die Ohrenbeichte durch ein Edict wieder bei ihnen einzuführen, um der Ueberhandnahme der Verbrechen zu

1) Et nos consulto censemus nulli Ecclesiae ministro licere, ab iis qui ad eum se recipiunt, doloris aperiendi gratia, omnium singillatim peccatorum minutam enumerationem exquirere.

2) Vel privatam confessionem iis imperare ante sacrosanctae Eucharistiae participationem.

3) Vel praescribere vel etiam commendare confessionis consuetudinariae coram sacerdote exercitationem.

4) Vel docere talem exercitationem, vel sacerdoti subjectionem, directionis, ut ajunt, causa, conditiones esse necessarias ad sublimissimam vitam spiritualem attingendam.

steuern. 1670 äußerten die Prediger zu Straßburg den nämlichen Wunsch; sie verlangten die Wiedereinführung der Beichte im Interesse der bürgerlichen Ordnung. Und nun sehen wir 1878 die anglicanischen Prediger die Beichte wieder einführen, um den Drang der Seelen zu befriedigen und dies so einmüthig, so unverhohlen, daß der ganze Episcopat der officiellen Kirche hierüber erschrickt und gegen die Bewegung Alles aufbietet.

O Macht des Guten und Wahren! O Fruchtbarkeit des von Gott ausgestreuten Samens! Man mag ihn mit Füßen treten; nie und nimmer wird man sein Aufkeimen hindern. Den in den Pharaonengräbern verborgenen Getreidekörnern ähnlich, welche nach drei Jahrtausenden entdeckt und der Erde anvertraut, reiche Ernten lieferten.

Siebentes Kapitel.

Die Beichte (Fortsetzung).

Die göttliche Fruchtbarkeit der Beichte.

Es gibt noch andere Beweise für die Göttlichkeit der Beichte.

Ein hervorragender Mann that einst den Ausspruch: „Man mag über Vieles in der katholischen Kirche getheilte Ansicht sein; unbestreitbar ist, daß sie die größte Werkstätte der Heiligkeit ist, die je auf Erden bestand. Ueberall findet man ehrliche Leute, Heilige sind nur aus ihr hervorgegangen.“ Was Anderes schafft nun aber dieselben als die Beichte? Nach der allerheiligsten Eucharistie ist sie so recht im eigentlichen Sinne das Institut, welches die Tugend schafft, die Seelen verklärt. Sie zieht sie mitunter aus der tiefsten Versunkenheit hervor und erhebt sie oft zu gewaltigen Höhen. Sie schafft den Christen, schafft den Priester; ihr verdankt man ein heiliges Leben und einen seligen Tod. Genau erkannt, fleißiger geübt, würde sie den Frieden in den Familien erhalten und von der Gesellschaft schwere Gefahren abwenden.

Ueber Letzteres möchte ich mich verbreiten. Wir haben gesehen, aus welchen Elementen Christus jenes herrliche Institut gebildet hat; wir haben seinen inneren, den Bedürfnissen der Seelen so wunderbar angepaßten Ausbau geschildert; reden wir nunmehr von seinen Wirkungen, von seiner göttlichen Fruchtbarkeit.

I.

Das Böse, welches die Seelen ins Verderben stürzt, trübt das Familienglück und gefährdet selbst die Gesellschaft. Es ist

ein durchaus zerstörendes und auflösendes Element. *Charitas aedificat* — die Liebe baut auf (I Cor. 8, 1); *justitia elevat gentes* — Gerechtigkeit hebt die Nationen (Spr. 14, 34). Das gerade Gegentheil thut das Böse; es zerstört, zerbröckelt und stürzt selbst die Völker ins Elend: *Miseros autem facit populos peccatum* (ebd.). Die Gesellschaft sieht es ein, fühlt, daß die Entfaltung des Bösen, die Entfesselung der Leidenschaften ihre Hauptfeinde sind. Darum bietet sie Alles auf, um das Böse, wenn nicht aus der Welt zu schaffen, was ja unmöglich ist, so doch es nach Kräften im Zaume zu halten.

Zu diesem Behufe hat sie das Richteramt eingesetzt. Sie läßt den Richter inmitten der menschlichen Leidenschaften thronen. Sie hat ihn unabseßbar gemacht, nicht etwa um ihn frei zu machen; die Freiheit wurzelt im Gewissen, nicht in der Unabseßbarkeit; sondern auf daß er frei erscheine, und die Leidenschaften zu seinen Füßen erstürben. Sie hat seine Stirn mit einer Strahlenkrone umgeben, in seine Hand den Scepter und das Schwert gelegt, indem sie zu ihm sprach: „Wache über die Gesellschaft und vertheidige sie gegen die Leidenschaften, welche sie zu zerstören drohen.“ Und wenn wir in der That Frieden und Sicherheit genießen, wem anders verdanken wir es als dem wachsamem Auge der Gerechtigkeit? Mag sie indeß auch noch so mächtig und geachtet dastehen, wie beschränkt ist ihre Thätigkeit! Sie vermag nur die äußere That zu strafen, keineswegs ihr vorzubeugen. Den sündhaften Gedanken und Begierden, welche in den Herzen wallen und bei der nächsten Gelegenheit zu Verbrechen führen, steht sie machtlos gegenüber.

Darum hat aber auch die Gesellschaft neben diesem bürgerlichen Richteramt ein zweites geschaffen: das Richteramt der Ehre. Es geht viel weiter als das erstgenannte. Die Ehre brandmarkt viele Handlungen, welche sich der Competenz des Richters entziehen; sie dringt bis in die Tiefen des Gewissens, entdeckt darin gewisse Niederträchtigkeiten und Rücksichtslosigkeiten, welche die Gerechtigkeit nicht zu unterdrücken vermag und weckt in dem Schuldigen ein heilsames Schamgefühl. Und trotzdem, wie manche Dinge entgehen ihr! Es gibt in der Welt Niederträchtigkeiten, die man sich erlauben darf, ohne auf den Titel eines Ehren-

mannes verzichten zu müssen; Niederträchtigkeiten in Bezug auf Gott und auf die Seelen, welche sich dem Richteramte der Ehre entziehen. Es ist zugleich partiisch und ohnmächtig.

Jenem zweifachen Richteramte, welches die Welt beherrscht, dem bürgerlichen sowohl als dem socialen, wohnt sodann ein wesentlicher Mangel inne: sie vermögen den Menschen nicht zu rehabilitiren. Haben sie ihn verurtheilt, dann ist Schmach und Verzweiflung sein Antheil. Zu den aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen sprechen sie: *Lasciate ogni speranza*. Was Anderes vermögen sie mithin zu schaffen als Feinde der Gesellschaft, Verschwörer, welche durch Umsturz der bestehenden Ordnung sich zu bereichern, ein Plätzchen wiederzuerobern hoffen.

Das religiöse Richteramt des Heidenthums hat sich nicht minder ohnmächtig gezeigt. Es fühlte wohl, daß die äußere Unterdrückung des Bösen ohne Bedeutung war, eine innere Besserung des Schuldigen angestrebt werden mußte. Zu diesem Zweck hatte es eine Art von Beichte oder Sündenbekenntniß erfunden, jedoch nicht gewagt, Letzteres auf die geheimen Sünden, auf die bösen Gedanken und Begierden auszudehnen, welche die Quelle aller Verbrechen und Schandthaten sind. Auch wurde keine Reue erfordert. Mit einigen Tropfen Wassers, einigen äußeren Ceremonien war Alles abgethan. Die Reinigung war vollzogen, nicht aber die Heilung; ein Gelöbniß der Besserung wurde nicht verlangt.

Wie ganz anders steht das wahre Bußgericht da! Da müssen nicht nur die äußeren, öffentlichen Sünden, sondern selbst die geheimsten Gedanken und Begierden bekannt und bereut werden. Ohne Reue und Zerknirschung des Herzens keine Vergebung. Da wird nicht nur geweint, sondern geküßt. Da verpflichtet man sich zur Wiedererstattung, zur Verzeihung, zur Meidung der Gelegenheit; Alles geschieht m. e. W., um den Rückfall zu verhüten. Bei einer demüthigen und edlen Seele ist die Wirkung unfehlbar. Selbst ungläubige Beobachter müssen dies zugeben. „Die beste Regierungsform,“ schreibt Raynal, „wäre jene, in welcher das Beichtgericht eingeführt würde¹⁾.“ „Man kann,“ schreibt Voltaire,

1) *Histoire philosophique du commerce des Indes*; Bd. III, S. 250.

„die Beichte als den wirksamsten Zügel der geheimen Verbrechen ansehen. Sie ist vortrefflich, um die gekränkten Herzen zur Verzeihung und die kleinen Diebe (warum nicht auch die großen?) zur Wiedererstattung des Entwendeten zu bewegen¹⁾.“ „Wie Manches,“ schreibt Rousseau, „wird nicht bei den Katholiken durch die Beichte gesühnt und gutgemacht²⁾!“ „Nicht selten,“ schreibt Hengstenberg, „vernimmt man von Protestanten die Aeußerung, sie gäben katholischen Dienstboten aus dem Grunde den Vorzug, weil dieselben, wenn sie einen Diebstahl begehen, durch den Beichtvater zur Rückerstattung verpflichtet werden³⁾.“ „Kürzlich,“ schreibt der protestantische Prediger Pestalozzi⁴⁾, „frug ich meinen vortrefflichen Nachbar L. v. H., warum in seinem Amtsbezirke so wenige Kindesmorde vorkämen. Wir haben dies, erwiederte er, der Beichte zu verdanken, mittelst welcher der Priester bis in die tiefsten Tiefen der Herzen hinabsteigt und die Keime des Bösen darin vernichtet⁴⁾.“ „Aus dem nämlichen Grunde,“ behauptet Marmontel, „gibt es kein wirksameres Mittel, bei der Jugend die Reinheit der Sitten zu erhalten⁵⁾.“ „Wir wären,“ lesen wir endlich bei Chateaubriand, „außer Stande, sämmtliche Philosophen der verschiedensten Meinungen anzuführen, welche das Bußsacrament als eine der mächtigsten Schranken des Lasters und als das Meisterwerk der Weisheit ansahen⁶⁾.“

II.

Jene Macht der Beichte, das Böse zu unterdrücken, offenbart sich noch deutlicher in der geistigen und sittlichen Wiedererhebung sündiger Seelen. Nehmen wir den denkbar verkommensten Menschen. An jenem Tage, da er in Demuth niederkniet und spricht: „Ich habe gesündigt, bin ein Elender“ und in bußfertiger Gesinnung die Lossprechung empfängt, erlangt er die Unschuld wieder. Mögen

1) *Dictionnaire philosophique*, art. *catéchisme*.

2) *Emile* III, S. 201.

3) *Evangelische Blätter*, 1863, S. 926.

4) Bon Hettinger IV, 252 angeführt. (Der Autor citirt nach der französischen Ausgabe.)

5) *Mémoires*, I, 1.

6) *Génie du Christianisme*, I. Theil, VI. Kap.

seine Verbrechen auch noch so entsetzlich gewesen sein, sie sind verschwunden; es ist, als ob man sie ins Meer gestürzt hätte.!

Ich habe einen derartigen Menschen gekannt. Nachdem er mir in tiefster Zerknirschung seine allerdings haarsträubenden Missethaten bekannt und die Losprechung empfangen hatte, da hätte ich vor ihm niederknien und seine Füße küssen mögen. Auf der Straße zeigte man noch mit Fingern auf ihn, und in der vornehmen Gesellschaft, wo man ihn gekannt hatte, hieß es: Es ist ein Scheusal. Ich jedoch, der ich Zeuge seiner Wiedergeburt gewesen war, mußte mir sagen: Es ist ein Heiliger.

Und wenn nach jener ersten Umwandlung in der Seele Schwächen zurückbleiben, was ja unvermeidlich ist, dann steigt die Losprechung wiederum in die Seele hinab. Nach und nach bessert sich das Temperament, die bösen Neigungen nehmen ab, und mit der Gesundheit kehrt der Friede zurück. Derartige Seelen, welche, durch das Böse verwundet, geheime Narben an sich tragen, an gewissen Uebeln durch Jahre laboriren, steigen in der Tugend immer höher empor und erreichen nicht selten eine höhere Stufe der Vollkommenheit als jene, die niemals gesündigt haben.

Die wiedergebärende Kraft bildet nicht nur den Glanzpunkt der Beichte, sondern die ihr ausschließlich innewohnende Wirksamkeit. In den meisten Fällen sind Gebete, Thränen, Vorsätze wirkungslos; da ist die Beichte nothwendig. Ich kannte einst einen jungen Menschen, edelgesinnt aber von Leidenschaften verzehrt. Er strebte nach Reinheit, indeß vergeblich. Trotz aller Vorsätze, Gebete, Gelübde und Thränen folgte ein Rückfall auf den anderen. Nur die Beichte vermochte ihn zu heilen. Ein geistreicher und charaktervoller Mann sprach einst zu mir: „Meine eigene Erfahrung würde hinreichen, um mich von der Göttlichkeit des Beichtinstitutes zu überzeugen. Niemals konnte ich trotz aller Vorsätze die Reinheit bewahren. Seit ich die heiligen Sacramente der Buße und des Altars empfangen, gelingt es mir so zu sagen ohne Kampf.“

Ach wie viele Menschen befinden sich in dieser Lage! Wie Mancher spricht: „Ich schwanke zwischen Laster und Tugend, bin aus Schwächen und Glend zusammengesetzt, möchte mich zum Guten emporheben, aber mir fehlen die Flügel! Wie rein,

wie edel sind indeß meine Bestrebungen! Aber mir fehlt es an Kraft; meine Hände und Füße sind wie mit Ketten beladen; meine Flügel flattern ohnmächtig. Wer wird mich ergreifen, mich aus diesem Schlamm und diesem Elend erheben, mich hintragen zu Gott? — Wer, geliebter Mitbruder? Die Gnade Jesu Christi mittels der von ihm eingesetzten Sacramente der Buße und des Altars!"

Du wirst mir vielleicht entgegen: „Aber wie könnte ich beichten? Ich glaube nicht an die Beichte.“ Vorerst möchte ich fragen, ob dem wirklich so ist. In der Beichte sind zwei Dinge: die göttliche Gewalt des Priesters; du glaubst nicht daran: zugegeben; ferner die Demüthigung des Pönitenten: was verhindert dich sie zu üben? Geh wohin du willst, in die entlegenste Kapelle, zum unbekanntesten Priester; kniee nieder und sprich zu ihm: „Vater, ich habe gesündigt.“ Warum sollte dir das unmöglich sein? Du beichtest wohl aus Eitelkeit, warum solltest du es nicht aus Demuth thun? Du gestehst deine Fehler aus Prahlerei, brüdest dich so zu sagen damit; warum solltest du sie nicht gestehen, um von ihnen geheilt zu werden, um dich in eine Verfassung zu bringen, welche Gott zur Erbarmung stimmt? Glaubst du noch immer nicht, nun dann wirst du die Lossprechung nicht empfangen; der Priester wird dir einfach sagen: „Gehe hin und sündige nicht mehr.“ Er wird dich segnen, und du kennst doch gewiß das Wort Pius VII.: „Der Segen eines Greises schadet niemals.“

Doch nein, du wirst nicht fortzweifeln. Jene Demüthigung wird dir Erleuchtung verdienen; die Schuppen werden von deinen Augen fallen; was dich verblendete, war weit mehr die Furcht vor dem Geständniß als der Zweifel. Wie Thomas, nachdem er die Wundmale des Herrn berührt hatte, so wirst auch du, nachdem du deine Schuld dem Stellvertreter Gottes in Demuth bekannt, gläubig und begeistert ausrufen: „*Dominus meus et Deus meus* — Mein Herr und mein Gott“ (Joh. 20, 28).

III.

Was ich jedoch weit mehr bewundern möchte als jene übernatürliche Auferstehung der Seele, unzähligemal beobachtet und

mit der physischen Auferstehung des Lazarus vergleichbar, ist die geheime Einwirkung der Beichte auf das gewöhnliche Leben der Christen, welche durch sie für die Tugend gewonnen, bezw. in ihr unerschütterlich befestigt werden. Kaum ist ein Kind zu den Unterscheidungsjahren gelangt, so lernt es durch die Beichte sich selbst und zwar nicht von der vortheilhaften, sondern von der schlimmen und traurigen Seite kennen. Es lernt die edlen Regungen, welche es der Taufe verdankt, von den verkehrten Neigungen unterscheiden, welche aus der Erbsünde hervorgehen, und, wenn nicht unterdrückt, seinen sittlichen Untergang herbeiführen würden. Gar manche junge Dame hört in der Welt nur ihre Schönheit, ihre Tugenden und ihren Geist preisen, im geheimnißvollen Dunkel des Bußgerichtes hingegen hebt der Stellvertreter Gottes nur ihre Fehler und Schwächen hervor. Durch ihn geleitet und belehrt, geht sie in sich und hat unter ihren bösen Neigungen gar bald den Hauptfehler, die Wurzel aller übrigen entdeckt. Hiedurch gelangt sie oft schon in jungen Jahren zu jener Kenntniß ihrer selbst, welche die Alten als das höchste Gut, als den Ausgangspunkt aller Tugenden bezeichneten: „Erkenne dich selbst!“ Dieser berühmte Ausspruch des Orakels zu Delphi sollte auf jedem Beichtstuhle geschrieben stehen; nirgends wird in der That jene schwierige Kunst gründlicher erlernt.

Hierauf beschränken sich jedoch keineswegs die Wirkungen der Beichte. Nachdem sie uns unsere Fehler gezeigt hat, lehrt sie uns dieselben ausrotten. Sie hat eine ganze Kriegskunst gegen das Böse geschaffen, die man treffend den geistlichen Kampf genannt hat. Sie lehrt uns, daß es Leidenschaften gibt, gegen die wir Front machen müssen, andere, die wir nur durch die Flucht zu überwinden vermögen. Wie im Kampfe der Horazier und Curiazier muß man theilen, um zu siegen. Im Allgemeinen soll man nur einen einzigen Fehler ins Auge fassen und ihm Monate, Jahre, Decennien lang unablässig zusehen. Erst wenn dieser überwunden ist, beginne man mit einem anderen. Hauptsache ist, daß wir den Hauptfehler aussuchen, welcher so zu sagen die Quelle und Wurzel aller übrigen bildet. Uns diese schwierige Arbeit zu erleichtern, hat die Beichte die Gewissensforschung geschaffen, die allgemeine, wenn es sich um

den Empfang des Bußsacramentes, die besondere, wenn es sich um Ausrottung dieses oder jenes Fehlers handelt; zwei wahrhaft göttliche Erfindungen, von welchen das Alterthum auch nicht die mindeste Vorstellung hatte.

Zugleich mit der Ausrottung der Laster lehrt uns die Beichte die Pflege der Tugenden, welche da sind: Demuth, Sanftmuth, Reinheit, Selbstlosigkeit, Opfergeist. Hierbei wendet sie die nämliche Methode an: Theilung der Arbeit. Wir sollen nicht Alles zugleich erstreben, sondern vorerst nur eine Tugend zu erringen trachten und uns jeden Abend fragen, ob wir in derselben Fortschritte gemacht haben. Hierauf gehen wir zu einer anderen über u. s. w., indem wir an der erwählten Ordnung und Methode beharrlich festhalten. Die Beichte hat eine förmliche Cultur der Seele geschaffen, welche den Menschen gar häufig zu den höchsten Stufen der Heiligkeit führt.

Es konnte füglich befürchtet werden, daß jene stete Beschäftigung mit den eigenen Fehlern in der Seele Melancholie und Entmuthigung herbeiführen möchte. Bei furchtsamen Seelen geschieht dies zuweilen in der That; bei der großen Mehrheit ist das gerade Gegentheil der Fall. Es ist hieraus bei den katholischen Nationen jener liebenswürdige Charakter hervorgegangen, zugleich ernst und offenherzig, gesammelt und heiter, ein Bild des inneren Seelenfriedens. Von diesen verschiedenen Zügen der christlichen Physiognomie haben die Protestanten nur einen behalten, die Zurückhaltung. Sie kennen weder Heiterkeit noch Herzlichkeit und selbst ihre etwas kalte und steife Zurückhaltung hat nicht den Reiz der Sammlung.

Aus dieser Selbstbekämpfung der Seelen geht noch ein weiteres Gebilde hervor, welches das Alterthum ebensowenig kannte und der Protestantismus nicht zu erhalten vermochte: was wir als eine innerliche Seele bezeichnen. Die innerliche Seele zieht sich mit Vorliebe in sich selbst zurück. Sie weiß durch den Glauben, daß Gott in ihr wohnt, sie fühlt es durch die Liebe; daher eine stete Aufmerksamkeit auf sich, ein unablässiges Streben, Alles zu meiden, was den göttlichen Gast des Herzens betrüben könnte, alle Tugenden zu erringen, an denen er sein Wohlgefallen hat, ein unsäglicher Schmerz über jeden Fehltritt. Sie kennt ihren

Gott als einen eifersüchtigen Gott; sie ist es nicht minder als er und trachtet seiner Reinheit durch Reinheit, seiner Liebe durch Liebe zu entsprechen. Hier nun leistet ihr die Beichte eine mächtige Hilfe. Frage den heil. Ludwig, wodurch er sich auf jener Höhe der Demuth und Reinheit erhalten hat: er beichtete allwöchentlich. Frage den heil. Karl Borromäus: er beichtete täglich. Und wie sollte dem auch anders sein? Wer sich beständig anklagt, jedes Stäubchen aus seinem Herzen mit peinlicher Sorgfalt entfernt, ohne Unterlaß Buße thut, muß der nicht in der That zur höchsten Stufe der Reinheit und Vollkommenheit gelangen?

Du wirst mir vielleicht entgegen, daß gar viele Christen häufig beichten, und wir an ihnen so gut wie keine Aenderung wahrnehmen. Zugegeben. Was beweist dies jedoch? Der beste Same wird auf schlecht bearbeitetem Boden nicht aufgehen. Die gesündeste und kräftigste Speise schlägt bei Vielen nicht an. Die Beichte wirkt nicht mit Nothwendigkeit; sie verlangt unsere freie Mitwirkung; nur bei wahrer Bußgesinnung vermag sie ihre wunderbaren Früchte hervorzubringen.

IV.

Nunmehr etwas weit Wunderbareres.

Die Beichte schafft nicht nur den Christen, zieht ihn nicht nur aus dem Schlamm des Lasters hervor, um ihn nicht selten zu den höchsten Höhen der Tugend zu erheben; sie schafft auch den Priester, sie salbt ihn zum Könige der Seelen. Durch die Erfahrung, welche sie ihm bereits in jungen Jahren verleiht, macht sie ihn frühzeitig zum Greis (*presbyter*). Schon als Jüngling führt sie ihn in jenes herrliche Reich der Seelen, wo die Schmerzen der Einen, die Fehler der Anderen, die Wunder der Gnade an Allen ihn mit Staunen, Bewunderung und Mitleid erfüllen, ihn zur Hingopferung begeistern, in ihm jene Vaterschaft begründen, von welcher der Apostel spricht: „*Filioli mei, quos iterum parturio, donec formetur Christus in vobis* — O meine Kindlein, für die ich abermal Geburtsschmerzen habe, bis daß Christus in euch gestaltet wird“ (Gal. 4, 19).

Ich rede hier nicht von der Beichte, welche der Priester

regelmäßig ablegt (sie unterscheidet sich in Nichts von der des Laien, und ihre Wirkungen sind die nämlichen), ich rede vielmehr von der Beichte, die er entgegennimmt, und wodurch er als höchster Richter der Seelen dasteht. Sie ist es, welche den Priester schafft, wie die Protestanten selbst zugeben. „Die Reformation,“ sagt der protestantische Pfarrer Pestalozzi, „hat das Band zwischen dem Volk und seinem geistlichen Leiter zerrissen. Es läßt sich nicht leugnen, daß, was die Leitung der Seelen allein ermöglicht, ich meine die Kenntniß der einzelnen Seele durch den Hirten seit Aufhebung der Beichte mehr und mehr verloren geht. In protestantischen Ländern ist aus dem Priester ein Moralprofessor geworden, welcher gelehrte Reden hält¹⁾.“ Und Kirchhoff: „Nur durch die Ohrenbeichte vermag der Geistliche zu sein, was er vermöge seines erhabenen Amtes sein soll: der Berather, Führer und Beschützer der Seelen auf geistlichem Gebiete. Nur durch sie vermag er das Ansehen und die Autorität zu besitzen, welche ihm als Stellvertreter Gottes gebühren²⁾.“ Und Bretschneider: „Die Beseitigung der Ohrenbeichte hat das enge Band zwischen Hirt und Herde zerrissen. Aus den Hirten sind bloße Prediger geworden³⁾.“ Endlich Walcher: „Ist es nicht traurig, daß sich die Hirten durch Aufgeben der Ohrenbeichte freiwillig von den ihrer Obhut anvertrauten Seelen getrennt haben? Jetzt ist der Hirt nicht mehr Beichtvater, sondern nur mehr Prediger⁴⁾.“

Die Beichte ist es mithin, welche den Priester zum Könige, besser gesagt, Vater der Seelen stempelt. Zugleich verleiht sie ihm die Eigenschaften desselben. Bald hat er Seelen von hervorragender Tugend zu leiten, welche entweder aus Liebe zu Gott Alles verlassen haben, oder aber in der Welt wie Engel dahinleben. Welche Gefühle mögen ihn bewegen, wenn er sie, zu seinen Füßen knieend, ganz geringe Fehler unter Thränen bekennen

1) Von Gettinger IV, S. 253 angeführt (der Autor citirt nach der französischen Ausgabe).

2) Von P. Ventura, *Raison philosophique et raison catholique*, Bd. III, S. 143 angeführt.

3) Handbuch der Dogmatik, I, 6.

4) *New theolog. annal.*, 1814.

hört! Welche Nührung und Beschämung für ihn! Welch sehnsüchtiger Wunsch als Priester mindestens ebenso heilig zu sein als jene Seelen!

Bald ist das gerade Gegentheil der Fall; da treten wahre Scheusale an ihn heran; da vernimmt er Geständnisse, die ihn mit Grauen erfüllen. Menschlich gesprochen, kann er Nichts als Ekel und Widerwillen empfinden; doch nein, ich weiß nicht welches Gefühl erbarmungsvoller Liebe bemächtigt sich seiner und macht ihn zu einem ganz anderen Menschen. Er lebt nicht mehr, sondern Christus lebt in ihm. Nicht wenige bilden sich ein, durch das dem Priester abgelegte Geständniß zögen sie sich dessen Verachtung zu. Abgesehen von der sacramentalen Gnade ist dies undenkbar, eine metaphysische Unmöglichkeit. Kann ich in der That selbst den größten Verbrecher mißachten, wenn er vor mir niederkniet und mir unter Thränen seine Fehler eingesteht? Und weshalb? Weil seine Fehler eingestehen so viel heißt als sich von ihnen lossagen, sich innerlich umwandeln. Ist nun aber ein Mensch umgewandelt, was liegt daran, was er früher war? Was sage ich! Je tiefer er gesunken war, desto größere Bewunderung, Hochachtung und Liebe wird das Herz des als Zeugen und als Werkzeug der göttlichen Erbarmung auserkorenen Priesters erfüllen.

Ebenso unmöglich als sie zu verachten ist es, den zu Gott wiederkehrenden Seelen die Liebe zu versagen. Jene Seelen, welche mir so viel Liebe und Vertrauen bekunden, daß sie mir ihr verborgenes Elend offenbaren, wie sollte ich keine Gegenliebe zu ihnen empfinden, nicht meinen letzten Tropfen Blutes für sie hinzugeben bereit sein! Ja, theurer Freund und Mitbruder, wenn dich Niemand mehr achtet, ein Jeder dich verabscheut und flieht, geh hin zum Priester, kniee zu seinen Füßen nieder und bekenne ihm deine Schuld, und du wirst eine so innige Liebe und Hochachtung auf dich herabsteigen fühlen, daß sie nur von Gott kommen kann, welcher den Beichtvater und den Pönitenten geschaffen hat.

Wir möchten keineswegs behaupten, daß es jene Liebe und Hochachtung ist, welche das Beichtiegel geschaffen hat; dieses ist höheren Ursprungs: es ist göttlich. Es versezt selbst den Priester in Staunen. Er empfindet auch nicht die geringste Versuchung,

daß ihm Anvertraute weiterzusagen; sobald er den Beichtstuhl verlassen hat, ist es seinem Gedächtniß entschwunden. Zuweilen wird er von Pönitenten an früher gebeichtete Sünden erinnert; er wußte Nichts mehr davon. Es grenzt ans Wunderbare. Es gibt Priester, welche kindisch werden; ihre Mitmenschen durch stetes Wiederholen alter Geschichten langweilen. Niemals ein Wort von den gehörten Beichten. Dies wissen die Gläubigen sehr wohl, daher ihr unbeschränktes Vertrauen. Andere Priester werden närrisch und plaudern in diesem jammervollen Zustande manches Geheimniß aus; das Beichtgeheimniß niemals. Es gibt endliche leider Gottes Priester, welche vom Glauben abfallen, ihre Würde mit Füßen treten, die Welt durch ihren Eynismus, durch ihre Trebel mit Staunen und Entsetzen erfüllen (*Corruptio optimi pessima*); denken wir an die Reformation, an die französische Revolution, an den Altkatholicismus; keinem, wenn auch noch so tief gesunkenen Priester ist indeß je der Gedanke gekommen, auch nur eine einzige in Ausübung seines Amtes vernommene Sünde zu offenbaren. Hierüber sprach während der französischen Revolution mehr denn einer sein Staunen aus. „Es ist geradezu wunderbar,“ schreibt u. A. die Marquise von Créqui, „daß inmitten der zahllosen Verbrechen, welche die französische Revolution kennzeichnen, auch nicht ein einziger Fall bekannt ist, daß ein abgefallener Priester das Beichtsiegel gebrochen hätte¹⁾.“ Aehnlich Marmontel: „Wie kommt es, daß seit der Revolution unter den vielen und begeisterten Anhängern der republikanischen Grundsätze, unter den zahllosen Spionen und Denuncianten, denen weder Freundschaft noch Dankbarkeit, ja nicht einmal die Bande des Blutes heilig und unverleßlich waren, zu einer Zeit, da man nur nach Vorwänden suchte, um die Priester zu berauben und auszurotten, wie kommt es da, frage ich, daß bei den revolutionären Gerichten auch nicht ein einziger Priester der Verletzung des Beichtsiegels angeklagt worden ist? Nein, dieser Fall ist unerhört²⁾.“ Alle Zeitgenossen stimmen in diesem Punkte überein und erblicken hierin ein Wunder.

1) *Souvenirs de la Marquise de Créqui*, Bd. V. S. 31.

2) *Opinion sur les cultes*.

Die Beichte schafft auch in der Hinsicht den Priester, daß sie ihn zur Keuschheit zwingt. So zu sagen instinctmäßig hat die Welt eingesehen, daß Beichtvateramt und eheliche Liebe unvereinbar sind. Jenes erheischt Verschwiegenheit, diese Herzenserguß. Wird Jemand, auf dem so viele Geheimnisse lasten, die Gattin zu lieben imstande sein, welcher er so zahlreiche und so wichtige Dinge verschweigen muß? Wird er andererseits den Bitten, sagen wir Bestürmungen jener feurigen, unruhigen vielleicht eifersüchtigen Natur auf die Dauer Widerstand zu leisten vermögen? Und wird das Weib an die Liebe eines Mannes glauben, welcher für sie so viele Geheimnisse hat? Werden endlich die Gläubigen, zumal weiblichen Geschlechtes, ihre Geheimnisse einem Herzen anvertrauen, welches sie von einem anderen Herzen so zärtlich geliebt wissen? Erfahrung und Vernunft haben hierin völlig übereinstimmend geurtheilt. Ueberall wo der Priester heirathete, verschwand die Beichte. Selbst die unirten Griechen, deren Priester bekanntlich heirathen dürfen, hätten dieselbe eingebüßt, besäßen sie nicht in ihren Bischöfen und Mönchen, welche zur Enthaltksamkeit verpflichtet sind, eine Reserve von Beichtvätern. Der Protestantismus endlich, welcher nach den Worten Melancthons weiß, „welche Thorheit es war, die Beichte abzuschaffen“ und sie wieder einführen möchte, hat, dank seinen verheiratheten Geistlichen weiter Nichts zustande gebracht, als das facultative Geständniß der Sünden, die man gern sagen will. Die pflichtmäßige Beichte aller Sünden ohne Ausnahme ist nur bei Ehelosigkeit der Priester möglich.

Das wären so einige der wunderbaren Wirkungen der Beichte. Der Weltmensch mag lästern, was er nicht kennt oder aber was er mißbraucht hat. Trotz Allem ist und bleibt die Beichte ein Meisterwerk der unendlichen Liebe und nach der allerheiligsten Eucharistie das mächtigste Werkzeug des Lebens, welches Christus seiner Kirche zur Erfüllung ihrer himmlischen Aufgabe anvertraut hat.

V.

Was soll ich weiter sagen? Nach einem heiligen Leben bereitet die Beichte einen seligen Tod. Sie läßt den Gerechten im Frieden hinüberschlummern, indem sie seiner Unschuld den letzten

Schatten benimmt. Sie bewahrt den Sünder vor Verzweiflung, indem sie ihm zuversichtliche Hoffnung auf Verzeihung bietet. Beiden zeigt sie den Himmel über ihrem Haupte geöffnet, wo die unendliche Liebe ihrer harret. Durch sie steigt ein unaussprechlicher Friede auf die Sterbenden herab. Wer hätte dies nicht zu erproben Gelegenheit gehabt? Zum Schluß möge es mir gestattet sein, ein denkwürdiges Beispiel anzuführen.

Es war im Schreckensjahr 1793. Auf den Karren, welche am 22. Juli mehrere Opfer auf den Richtplatz fuhren, befanden sich u. A. die Gemahlin des Marschalls von Noailles, ehrwürdig durch ihre Stellung und ihr Alter, am meisten durch ihre Tugend; ihre Schwiegertochter die Herzogin von Ahen und ihre Enkelin die Gräfin von Noailles, kaum 24 Jahre alt, durch Schönheit und Frömmigkeit hervorragend. In der Zeit vor ihrer Verhaftung empfingen die drei Damen allabendlich insgeheim einen alten Priester, welcher sie tröstete und ermuthigte. Er hatte ihnen versprechen müssen, ihnen, wann sie zum Schafott geführt würden, in den Weg zu kommen, um ihnen die letzte Losprechung zu ertheilen. Der gute und furchtsame alte Herr war anfangs ob eines derartigen Ansinnens betroffen, sagte indeß alsbald zu, indem er hinzufügte, die Damen würden ihn an einem blauen Rock mit rother Jacke erkennen.

Am verhängnißvollen Tage hatten die edlen Opfer, da sie auf dem Leiterwagen saßen, welcher sie zur Richtstätte führte, nur den einen Gedanken: des Priesters, welcher ihnen die letzte Hilfe bringen sollte, in dem Menschengewühle ansichtig zu werden. Er stand da in dem verabredeten Anzug, erkannte sie sofort und that Alles, um von ihnen erkannt zu werden, wegen der übergroßen Menschenmenge leider umsonst. Zweimal eilte er, um ja bemerkt zu werden, dem Zuge voraus, indem er durch Seitenstraßen abhug und sich an die Stelle begab, wo der Leiterwagen vorbeikommen mußte, beidemal vergeblich. Er war nahezu entmuthigt, denn an ein Erkennen am Fuße des Blutgerüstes war bei der stets zunehmenden Menge nicht zu denken, als ein längst drohendes Gewitter plötzlich niederbrach; es blitzte, donnerte und regnete in Strömen. Die Menge zerstreute sich und suchte unter den Thorwegen Schutz, welche sie zu fassen nicht hinreichten; der traurige

Zug bewegte sich trotzdem durch die fast leer gewordenen Straßen langsam weiter. Plötzlich erblickt die junge Gräfin von Noailles Jemanden, welcher trotz des strömenden Regens auf den Leiterwagen zueilt. Sie erkennt den Priester und gibt ihrer Mutter und ihrer Großmutter ein Zeichen. Da ist er endlich!

Der Priester eilt dem Karren voraus und bleibt an einer Straßenecke stehen. Die Opfer erkennen ihn. Da ihre Hände auf den Rücken gebunden waren, „neigten sie,“ erzählt der brave Priester, „blos das Haupt, mit einem Ausdruck von Reue, Rührung und Zuerficht, welcher mich mächtig ergriff. Ich streckte die Hand aus, sprach die Absolutionsformel und sah sie mit einem Ausdruck himmlischer Wonne das Haupt erheben. Die Nachricht von ihrer Befreiung hätte sie vielleicht minder entzündet¹⁾.“ Wenige Augenblicke später bestiegen sie das Blutgerüst und starben wie Heilige.

Da haben wir ein Bild der Lossprechung. Der Friede und die freudige Zuerficht der Opfer, über alle weltlichen Genüsse erhaben; der Priester mit seiner rothen Jacke, welcher dem Leiterwagen naheilt und dem Toben der Elemente die freie Ausübung seines Amtes verdankt; die edlen Frauen, welche, dem Tode nahe, nur völlige Ausöhnung mit ihrem Schöpfer im Auge haben, dies Alles ist von übermenschlicher Schönheit und doch nur einer jener unzähligen Fälle, in welchen die Göttlichkeit der Beichte, ich möchte sagen in Flammenzüngen zu Tage tritt.

1) *Histoire de Mme. de Noailles, Marquise de Montaigne* 1 vol. 11—12, S. 162 ff.

Achstes Kapitel.
Das allerheiligste Altarsacrament.
Die Einsetzungsworte.

Im Begriff über das allerheiligste Altarsacrament zu schreiben, kann ich nur tief bedauern, daß mir zur Darstellung jenes größten aller Wunder keine mächtigere und beredtere Feder zu Gebote steht. Das allerheiligste Altarsacrament ist der höchste Ausdruck der unendlichen Liebe; es ist die Verwirklichung des innigsten Wunsches, welcher das Menschenherz beseelt, dessen, was der Mensch schaffen möchte, um den Gefühlen seines Herzens adäquaten Ausdruck zu verleihen, hinsichtlich dessen er sich jedoch leider nur zu oft mit Wünschen begnügen muß.

Aber gerade weil dieses Geheimniß das höchste ist, beruht es auf den unerschütterlichsten Grundlagen. Es stützt sich einerseits auf den unerschütterlichen Felsen der Worte Jesu Christi, andererseits auf den steten, allgemeinen, innigen und unüberwindlichen Glauben der Menschheit. Durch diese beiden Argumente, durch die herrlichen Früchte jenes Glaubens drängt es sich dem Geiste auf und findet im Herzen den mächtigsten Wiederhall. Es überwältigt das Herz durch Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; selbst in seinen Dunkelheiten finden wir ein gedämpftes, nur um so wohlthuerenderes Licht.

Mit diesem inneren geheimnißvollen Lichte werden wir jedoch offenbar nicht beginnen; es gibt ein anderes, zugänglicheres, ein äußeres Licht (*lumen extrinsecum*), wie sich die Schule ausdrückt, welches nicht aus dem Geheimnisse selbst, sondern aus den Umständen hervorstrahlt, welche dasselbe umgeben. Jenes äußere

Licht müssen wir zuerst darstellen. Wir erblicken darin sozusagen drei besonders glänzende Strahlen, welche, miteinander verschmolzen, einen Herd bilden, aus welchem für jeden denkenden Menschen die Wahrheit hervorleuchtet, nämlich:

1) Die klaren, unzweideutigen Worte des Heilandes, welche durch den Charakter dessen, der sie gesprochen hat, sowie durch die göttliche Autorität der Kirche eine Kraft gewinnen, an der jeder Einwand zerschellt;

2) der Eindruck, welchen jene Worte bei der Menschheit hervorbrachten und welcher nach mehr denn 1800 Jahren auch nicht die mindeste Schwächung erlitten hat; endlich

3) die großartigen und segensreichen Folgen dieses Glaubens der Menschen.

Auf diese Grundlagen gestützt, werden wir in das geheimnißvolle Dunkel der allerheiligsten Eucharistie kühn eindringen und ihm blendende Lichtstrahlen entlocken.

I.

Da haben wir zuerst die klaren und unzweideutigen Worte Jesu Christi, über welche sich ja nicht streiten läßt.

Nach dem Zeugnisse des heil. Johannes bediente sich der Heiland folgender Ausdrücke, als er von dem großartigen Geheimnisse zum ersten Mal Erwähnung that: „Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen ist (Joh. 6, 51). Das Brod, welches ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt (52). Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank (56). Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm (57). Dies ist das Brod, welches vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie das Manna, das eure Väter gegessen haben und gestorben sind. Wer dieses Brod isst, wird ewig leben“ (59). Welche Klarheit und Unzweideutigkeit; welch' nüchterne Ausdrucksweise. Die Juden fassen jene Worte auch buchstäblich auf; sie murren.

„Wie kann uns,“ sagen sie, „dieser sein Fleisch zu essen geben?“ (53).

Jesus vernimmt ihre Rede. Was thut er? Hätte er nicht wie bei anderen Gelegenheiten zu ihnen sprechen sollen: „Ihr versteht mich unrichtig, seid grobsinnliche Menschen. Sehet ihr denn nicht, daß ich in Bildern zu euch spreche?“ Spricht er also zu ihnen? Beileibe nicht. Er wiederholt seine Behauptung mit allem Nachdruck: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben“ (54). Und gleichsam als wollte er den menschlichen Verstand auf die äußerste Probe stellen, fügt er hinzu: „Wer mich ißt, wird um meinetwillen leben“ (58).

Jesus konnte sich nicht klarer ausdrücken. Die Juden fragen auch nicht weiter und gehen murrend von dannen; ja selbst „viele von seinen Jüngern sprachen: Diese Rede ist hart, und wer kann sie hören? Und sie wandelten hinfüro nicht mehr mit ihm“ (61 u. 66). Was thut da Jesus? Geht er den Betreffenden nach? Nein. Mußte er es nicht thun, wenn sie ihn in der That unrichtig verstanden hatten? War es für ihn nicht Pflicht, das Mißverständniß zu beseitigen? Er thut es nicht, sondern wendet sich an seine Jünger mit den Worten: „Wollet auch ihr weggehen?“ (68). Als hätte er sagen wollen: Da heißt es entweder oder; milder ausgedrückt: Ist euch meine Macht noch immer unbekannt? Kennet ihr mein Herz so wenig, daß ihr nicht im Stande seid, hierin eine neue Erfindung seiner Liebe zu erkennen? Da sprach Petrus: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben erkannt, daß du bist Christus, der Sohn Gottes“ (69 u. 70).

Das ist die Scene der Verheißung. Und wo spielte sie? Welchen Rahmen wählte Christus zu dem Bilde? Ein hungerriges Volk, das er auf wunderbare Weise gespeist hatte. Jenen 5000 Menschen, welche ob seiner Allmacht und Güte noch mit Bewunderung erfüllt sind, offenbart er das eucharistische Wunder. Als Vorwand benützt er jene leibliche Mahlzeit, die er ihnen durch

wunderbare Vermehrung der fünf Brode (ein Brod auf tausend Menschen, für den Einzelnen kaum ein Brosamen) bereitet hat, um ihnen zu erklären, daß das wahre Brod, dessen der Mensch bedarf, nicht etwa das gewöhnliche irdische Brod ist, welches er ihnen soeben gespendet hat, noch auch das himmlische Brod, welches ihren Vorfahren in der Wüste zur Nahrung diente, sie jedoch keineswegs hinderte zu sterben; daß das wahre Brod, wonach die Menschheit hungert, durch welches sie den Tod überwindet, nichts anderes ist als er selbst, sein allerheiligstes Fleisch und Blut, seine mit der göttlichen Natur unzertrennlich verbundene Menschheit, aus welcher die Menschen das Leben, dessen sie bedürfen, schöpfen werden — „Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen ist. — Wer von diesem Brode ißt, der wird leben in Ewigkeit: das Brod aber, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. — Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben. — Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank.“

Da haben wir den ersten Lichtstrahl. Wie glänzend! Er dringt bis in die tiefsten Tiefen, jener armen menschlichen Seele, welche sich so sehr nach Leben sehnt. Es bleiben indeß noch Schatten. Jesus wird der Menschheit sein allerheiligstes Fleisch und Blut als himmlische Nahrung reichen; aber wie? Unter welcher Gestalt? Man wußte es noch nicht, man sollte es erst beim letzten Abschied erfahren. Der die Morgenröthe geschaffen hat, um das Auge des Menschen auf das blendende Licht der Mittagsjonne vorzubereiten, ließ dem eucharistischen Dogma, welches der heil. Franz von Sales die Sonne des christlichen Lebens nennt, ebenfalls eine Morgenröthe vorausgehen, welche die Seelen auf das Verständniß desselben vorbereiten sollte.

II.

Und so geschah es auch. Im Momente der Einsetzung des allerheiligsten Altars sacramentes keine Discussion, kein Streit, kein Staunen. Die Jünger sind vorbereitet. Sie kennen das Herz,

kennen die Allmacht ihres göttlichen Herrn und Meisters, wissen worum es sich handelt. Sie können nur schweigen und anbeten.

Lesen wir die Einsetzungsworte. Der göttliche Heiland hat ihnen einen nicht minder glänzenden Rahmen gegeben als den Verheißungsworten. Er hat den Vorabend seines bitteren Leidens und Sterbens, den Moment des Abschiedes ausersehen. In diesem schmerzlichen Augenblick pflegt man besonders zärtlich, besonders deutlich zu reden, da man ja an der Schwelle des Todes steht und nicht mehr da sein wird, um etwaige Zweideutigkeiten aufzuklären. In diesem Augenblick also, während eines besonders feierlichen, von Jesus sehnsüchtig erwarteten Mahles (vgl. Luc. 22, 15) ereignet sich Folgendes: „Da sie nun des Nachts aßen, nahm Jesus das Brod, segnete und brach es, gab es seinen Jüngern, und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch, dankte, gab ihnen denselben und sprach: Trinket alle daraus: denn dies ist mein Blut des neuen Testaments, das für Viele vergossen werden wird zur Vergebung der Sünden. Dieses thut zu meinem Andenken“ (Matth. 26.; Marc. 14.; Luc. 22.). Ich wiederhole: Welch einfache, klare Redeweise. Und das griechische Original ist noch kategorischer: Das ist mein Leib, mein eigener Leib, der nämliche, welcher für euch hingegeben wird. Das ist mein Blut, mein eigenes Blut; das Blut des neuen Bundes, das Blut, welches für die Nachlassung eurer Sünden vergossen wird. Und im syrischen Texte, welcher so alt ist wie der griechische und zur Zeit der Apostel verfaßt wurde: Das ist mein eigener Leib; und in der Liturgie der Griechen: Was man uns gibt, was man aus jenem Brod und jenem Weine macht, ist der eigene Leib und das eigene Blut Jesu Christi. Wie einfach, ich wiederhole es; welche Klarheit. Hätte uns Jesus nur ein Zeichen, ein Sinnbild reichen wollen, er hätte doch sicher Worte hiefür gefunden. Wenn er in Gleichnissen, in Bildern sprach, wußte er Redewendungen zu gebrauchen, die jedweden Zweifel unmöglich machten. Hier sagt er kurzweg: Das ist mein Leib; das ist mein Blut; mein hingebener Leib,

mein vergossenes Blut. O Jesus, ich wiederhole abermals: Welche Genauigkeit; zugleich welche Autorität! Welche Macht in seinen Worten! Lazarus komme heraus; und Lazarus kommt sofort aus dem Grabe heraus. Weib, ich will es, sei geheilt; und das Weib ist geheilt. Das ist mein Leib; und es ist sein allerheiligster Leib. Das ist mein Blut; und es ist sein Blut. „Diese Worte,“ sagt Melanchthon, „leuchten wie der Blitz; der Geist wird durch sie niedergeschmettert und vermag Nichts zu erwidern¹⁾.“

III.

Diesem Berichte, welchen wir bei den Evangelisten Matthäus, Marcus und Lucas dem Wortlaute nach übereinstimmend finden, wollen wir die berühmte Stelle im I. Corinthherbriefe 11, 23—30 anreihen. Man hat versucht, die Lehre des heil. Paulus der Lehre der Apostel entgegenzustellen; um so gewichtiger ist sein Zeugniß.

„Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert, daß der Herr Jesus in der Nacht, in welcher er verrathen wurde, das Brod nahm, und dankte, es brach und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird: dieses thut zu meinem Andenken. Desgleichen (nahm er) nach dem Nachtmahle auch den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute: thut dies so oft ihr trinket zu meinem Andenken. Denn so oft ihr dieses Brod esset und diesen Kelch trinket, sollet ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er kommt. Wer nun unwürdig dieses Brod isst, oder den Kelch trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn. Der Mensch aber prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brode,

1) Ista verba: Hoc est corpus meum fulmina erunt. Quid his opponet mens perterrefacta? (Melanchthon. *De veritate corporis et sanguinis Christi* von Cornelius a Lapide, in I^a Ep. ad Corinth., cap. 11, 24 citirt.)

und trinke aus diesem Kelche. Denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet. Darum sind unter euch viele Schwache und Kranke und entschlafen Viele.“

Welcher Ernst liegt in diesen Worten! Wer fühlt da nicht sofort, daß von einem Bild, einem Symbol, einem Vergleich hier nicht die Rede sein kann, sondern daß es sich um eine erhabene und furchtbare Wirklichkeit handelt. Den nämlichen Eindruck gewinnen wir bei Lesung der Apostelschüler und ältesten Kirchenväter: eines Ignatius (*Epist. ad Smyrn.*, cap. 7), eines Justinus (*Apolog.* 1, 66), eines Irenäus (*Adv. Haer.* 4, 18), eines Tertullian (*Adv. Marcion.* 4, 40; *De Resurrect. carnis* cap. 8), welche die Vorstellung, als wäre Christus auf dem Altar nur durch den Glauben gegenwärtig, mit allem Nachdruck bekämpfen und vielleicht mehr noch, wenn wir die bedeutungsvollen Ceremonien der ersten christlichen Jahrhunderte ins Auge fassen. Das geheimnißvolle Stillschweigen, welches die allerheiligste Eucharistie umgibt; die Reinheit des Herzens, welche zum Genuße derselben erfordert wird; jenes *Sancta Sanctis*, durch welches die Catechumenen aus dem Heiligthum verwiesen werden; ja sogar die verläumerische Behauptung der Heiden, die Christen schlachteten ein mit Mehl überstreutes Kind, äßen sein Fleisch und tranken sein Blut; Alles mit e. W. deutet darauf hin, daß es sich nicht um ein bloßes Stück Brod handelte, welches zum Andenken an Jesus gegessen wurde. Das Brod, welches ich euch geben werde, ist mein Fleisch. Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise. Nehmet hin und esset; dieses ist mein Leib.

IV.

So klaren, unzweideutigen und, ich wiederhole es, so vollkommen übereinstimmenden Zeugnissen gegenüber ließe sich vielleicht nur sagen: Es ist unmöglich; zur Verwirklichung eines derartigen Wunders ist zu viel Macht, zu viel Liebe nothwendig.

Wenn jedoch, wie wir bewiesen haben, Christus Gott ist, was vermöchte seine Macht zu beschränken? Wenn er Himmel,

Erde und Alles was darin ist erschaffen hat, wer vermöchte zu sagen, wessen er fähig wäre, seiner Liebe volle Genugthuung zu verschaffen? Doch wie! Du kennst die göttliche Macht nicht und willst das göttliche Herz kennen! Du kennst ja nicht einmal das Herz des Menschen. Seit sechstausend Jahren hast du es vor Augen und ahnst seine Tiefe nicht. Täglich gibt es Beweise seiner Opferfähigkeit, welche dich mit Staunen und Rührung erfüllen; was sind aber seine Thaten im Vergleich zu seinen unausführbaren Wünschen und Träumen! Und da willst du, der du nicht einmal das menschliche Herz kennst, dem göttlichen Herzen Schranken setzen!

Aus diesem unvergleichlichen und unergründlichen Herzen ist die allerheiligste Eucharistie hervorgegangen. Eine minder glühende Liebe hätte gesagt: „Nehmet: das ist das Bild meines Leibes; das ist das Sinnbild meines Blutes; das ist das Andenken an meinen Aufenthalt in der Welt.“ Es wäre dies schon unendlich großartig und rührend gewesen; es war jedoch zu äußerlich, nicht kühn genug. Jesus wollte weiter gehen, bis in die tiefsten Tiefen der Seele vordringen und in derselben eine Vereinigung vollziehen, welche alle Träume des Menschen überstieg. Deshalb sprach er: Das ist mein Leib, mein eigener Leib, welcher für euch hingegeben und zerschlagen; das ist mein Blut, welches für euch vergossen wird. Eset und trinket; ich selbst will jenes Feuer der Liebe in euren Herzen entzünden, auf daß ihr ein Leben ähnlich dem meinigen lebet.

Wir werden später die philosophischen und wissenschaftlichen Einwände betrachten. Hier möchte ich bereits ein Argument vorbringen: Wir stehen vor einer unendlichen Liebe, der eine unendliche Macht zu Gebote steht. Was läßt sich, frage ich, hiegegen einwenden? Das ist der erste Lichtstrahl.

Betrachten wir den zweiten.

V.

Was hat die Menschheit jener klaren, unzweideutigen, jedes Mißverständniß ausschließenden Erklärung Jesu gegenüber gethan, welche da lautet: Das ist mein Leib; das ist mein Blut, und welche ja ohne Zweifel gewaltige Schwierigkeiten aufwirft?

Die Menschheit hat den Leib und das Blut angebetet und genommen; sie hat geglaubt und glaubt noch heute.

Ich sage und betone die Menschheit; denn die Leugnung einiger Weniger kann ja durchaus nicht in Betracht kommen. Seit sechzig Jahren haben gar viele in Frankreich an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten; was sind aber sechzig Jahre innerhalb achtzehn Jahrhunderten, was ist Frankreich Anderes denn ein winziger Theil der Erdoberfläche? Was bedeutet die Auflehnung einer verschwindenden Minderheit gegenüber dem freien, überlegten, begeisterten Glauben der Masse gegenüber der Anbetung, welche dem Allerheiligsten allenthalben zutheil wird, und welche Nichts zu hemmen im Stande ist? Reden wir daher nicht von den Ausnahmen und blicken wir auf die Menschheit. Nun, die Menschheit hat geglaubt und glaubt noch. Das menschlich betrachtet Unglaublichste wird allgemein und unerschütterlich geglaubt.

Wie ist das zu erklären? Was konnte die Menschheit bewegen, ein derartiges Geheimniß so ohne Weiteres anzunehmen? Denn, wenn ich dasselbe ins Auge fasse, sehe ich entsetzliche Schwierigkeiten sich vor mir aufthürmen. Meine Sinne nehmen nichts als Brod wahr; und wenn ich die Sinne bei Seite lasse, weil sie zu grob und ungeschlacht sind, und meine geistigen Fähigkeiten in Thätigkeit setze, dann stoße ich auf andere, weit größere Schwierigkeiten. Wie kann Christus in der winzigen Hostie mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig sein, wie in mehreren Hostien; wie an tausend Orten zugleich? Wie? Wie? Wie? Je öfter du dieses Wörtchen anwendest, desto berechtigter erscheint meine Frage: Wie hat die Menschheit geglaubt; wie glaubt sie noch?

Man beachte nämlich, welche Menschen an dieses Geheimniß geglaubt haben. Es sind nicht etwa die in unbekannten Steppen zerstreuten Barbaren; es sind ebensowenig die verkommenen Gözendiener und Fetischanbeter, welche in diesem Glauben eine Entschuldigung und eine Nahrung ihrer Verderbniß hätten finden können. Nein, es ist die christliche Menschheit; es sind die stärksten, freisinnigsten, geistreichsten, vortrefflichsten Menschenkinder, welche je auf Erden waren. Es ist das edle Frankreich, das glänzende Italien, das stolze Spanien, das gemüthvolle

Deutschland, das reiche und thatkräftige England; denn durch den Abfall von der Kirche hat weder England noch Deutschland den Glauben an den eucharistischen Heiland eingebüßt; es ist das unglückliche Polen, welches aus diesem Glauben Muth und Standhaftigkeit schöpfte; es ist das starke Rußland, der Barbarei noch kaum entwachsen, welchem jedoch eine große Zukunft bevorstehen mag; es ist m. e. W. der menschliche Geist in seiner höchsten Potenz.

Und während im Heidenthum die größten Geister am wenigsten glaubten, sind hier gerade die edlen, reinen, starkmüthigen Seelen am gläubigsten. Da haben wir die ganze Reihe der Kirchenbäter und Kirchenlehrer: einen Augustinus, einen Hieronymus, einen Chrysostomus, einen Thomas von Aquin, einen Bonaventura; da haben wir unsterbliche Dichter: einen Dante, einen Corneille, einen Racine: da haben wir unerreichte Künstler: einen Fra Angelico, einen Leonarda da Vinci, einen Raphael, einen Michael Angelo; da haben wir berühmte Feldherren: einen Condé, einen Bauban; wir haben m. e. W. was ich als den Kern der Menschheit bezeichnen möchte. Trotz der ungeheueren Schwierigkeiten haben jene gewaltigen Geister das Geheimniß gläubig hingenommen, den eucharistischen Gott in Demuth angebetet und durch ihre Anbetung dem verborgenen Heilande nach außen hin eine derartige Majestät verliehen, daß selbst der Ungläubige vor ihm das Haupt entblößt, und es sogar in den Augen des Gottlosen kein gemeineres Verbrechen gibt als die Entheiligung jenes Brodes, in welcher er einen unmittelbaren Angriff auf die göttliche Majestät erblickt.

VI.

Was ich jedoch als ein weit großartigeres Wunder bezeichnen möchte, ist, daß die Menschheit nicht etwa nur an jenes Geheimniß geglaubt, daß sie vielmehr auch von ihm gelebt, die Worte des Heilandes: „Nehmet hin und esset“ buchstäblich genommen hat und durch den Genuß der neuen Speise, des neuen Trankes völlig umgewandelt wurde. Bis dahin glich sie einem durch Mangel an Nahrung geschwächten und heruntergekommenen Menschen. Seit sie gegessen und getrunken, hat sie eine ganz andere Gestalt angenommen, auf

ihrem Antlitze erglänzt Ernst, Milde, Edelmuth; sie gleicht in Nichts mehr dem, was sie war.

Und aus diesem Boden von Milde und Edelsinn, den man als die christliche Cultur bezeichnet, sproßten plötzlich herrliche, bis dahin unbekannte Tugenden hervor; und fragen wir, woher jenes neue edle Blut kommt, welches der Menschheit so gewaltige Kraft verleiht, dann gibt es nur eine Antwort: *Accipite et bibite, hic est sanguis meus.*

Ja, es gibt in der Welt sozusagen zwei Strömungen, einander durchaus entgegengesetzt; zwischen denselben steht ein Kreuz und am Fuße des Kreuzes ein Kelch. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Was hat die Jungfrauen geschaffen, welche aus Liebe zu Christus Alles verlassen; was die Märtyrer, welche um jeinethwillen ihr Blut hingaben, was die Büsser, was die Apostel der Liebe? Frage einen heil. Vincenz von Paul, eine heil. Theresia, wodurch sie in der Liebe zu Gott und zu den Menschen eine so hohe Stufe erreicht haben; sie werden auf das Tabernakel zeigen.

Und hierin sollte nicht ein glänzender Beweis für die Göttlichkeit des allerheiligsten Sacramentes liegen! Daß das Genie auf Abwege geräth, zugegeben; daß Pascal, Malebranche u. A. sich irren, ebenfalls zugegeben; daß der menschliche Geist äußerst beschränkt und unzuverlässig ist, wer möchte es leugnen! Was aber schlechthin undenkbar ist, daß Tugend, Reinheit, heldenmüthige Nächstenliebe sich irren, und Gott dies durch achtzehn Jahrhunderte zulasse; daß Jene, welche vom hochheiligen Sacramente gelebt, aus ihm Kraft, Liebe, Opfermuth, Reinheit geschöpft haben, im Irrthum seien; dahingegegen die Wahrheit sich auf Seite der Weltmenschen befinde, welche nur an sich denken, Nichts thun, Nichts studiren, Nichts ergründen, folglich Nichts leisten. Wie! Die Selbstsüchtigen, die Tagediebe, die Leichtsinrigen sollten Recht haben, und die Helden der Reinheit, der Nächstenliebe, der Standhaftigkeit Unrecht! Und, was noch weit unerklärlicher, der Irrthum sollte die Ursache ihrer Reinheit, ihrer Nächstenliebe, ihres Heldenmuthes sein! Wenn dem so wäre, würde ich vor dem Tabernakel niederknien und der Tugenden, die es hervorgebracht, der Thränen, die es getrocknet, der Leidenschaften die es bezähmt hat eingedenk, begeistert ausrufen: O Gott, o Vater, o Erlöser,

was muß die Wahrheit sein, die du uns verbirgst, wenn der Irrthum, den du bestehen läßt, so große Dinge vollbringt! Doch nein; eine solche Annahme ist widersinnig. Ich glaube an Reinheit, an Opfersinn, an Liebe. Und weil diese erhabenen Dinge aus dem allerheiligsten Sacrament hervorsprossen, beruht es auf Wahrheit.

VII.

Betrachten wir zum Schluß am Fuße des Altars einen großen Geist und ein großes Herz. Frau Cornuau erzählt Folgendes von Bossuet: „Als einst am Frohnleichnamstage das schlechte Wetter die Procession verhinderte, durch die Straßen zu gehen, wurde sie in der Kirche abgehalten. Da dieselbe ziemlich lang war, sah Jemand das Allerheiligste öfter an sich vorüberziehen, und es schien ihm, daß der fromme Bischof von Meaux in Jenem, den er trug, vollkommen aufging. Da die betreffende Person im Laufe des Nachmittags mit ihm zusammenkam, nahm sie sich den Muth, ihn zu fragen, wo er denn gewesen, während er das Allerheiligste in Händen hielt. Bossuet gestand, er habe den Heiland weit mehr im Herzen als in den Händen getragen, ihm Alles gesagt, was Liebe und Ehrfurcht zu sagen im Stande ist; und er sei in diese Betrachtung dermaßen vertieft gewesen, daß er nicht gewußt habe, ob er ging oder nicht¹⁾.“

1) Brief der Schwester Cornuau an den Cardinal de Noailles über ihre Correspondenz mit Bossuet. Edition Gauthier, 1828, Bd. 46, S. 57.

Neuntes Kapitel.

Das zweite schöpferische Wort des allerheiligsten Altars sacramentes.

Für Vollständigkeit des Berichtes über die Einsetzung des allerheiligsten Altars sacramentes gehört außer den angeführten Worten: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib: Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut nothwendig auch der Nachsatz: So oft ihr dieses thut, thut es zu meinem Andenken.

Das sind die beiden schöpferischen Worte des allerheiligsten Altars sacramentes; das erste der Ausdruck der höchsten Autorität, das zweite des Ausdruck der zärtlichsten und rührendsten Liebe.

Das erste ist das Wort eines Herrn, eines Königs, eines Gottes: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib. Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut. Das zweite ist das Wort eines Freundes, welcher seine Freunde verläßt und von ihnen nicht vergessen werden will: So oft ihr dieses thut, thuet es zu meinem Andenken.

Luther suchte den ersten Ausspruch zu drehen und zu wenden, um daraus etwas Anderes zu entnehmen als die wirkliche Gegenwart. Umsonst; und das Lutherthum hat den Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi behalten.

Was Luther im ersten Ausspruche nicht finden konnte, glaubte Calvin im zweiten zu entdecken und lehrte, die allerheiligste Eucharistie sei nur ein Andenken, ein Erinnerungszeichen; wodurch er nur seine Herzlosigkeit offenbarte, zeigte, daß er nicht einmal wußte, was ein Andenken ist.

Die allerheiligste Eucharistie ist in der That ein Andenken; Christus hat es ausdrücklich betont. Denke ich indeß an Jenen, welcher das Andenken und an die Stunde, in welcher er es hinterläßt, dann erwarte ich etwas einzig Schönes.

Wie konnten sich die Protestanten einbilden, Jesus hinterlasse uns in jener feierlichen Stunde ein todttes, mithin bedeutungs- und werthloses Andenken, welches kein Mensch einem Freunde weder hinterlassen noch von ihm empfangen möchte.

Lasset uns den Begriff Andenken genau erforschen, das zweite Wort: Dies thut zu meinem Andenken sorgfältig erwägen und wir werden finden, daß dasselbe, weit entfernt das erste Wort: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, zu entkräften, vielmehr einen neuen, klaren und rührenden Beweis für die wirkliche Gegenwart liefert.

I.

Wen möchte es Wunder nehmen, daß Christus uns ein Andenken hinterlassen wollte? Ist nicht in der That die Vergesslichkeit eine unserer Hauptschwächen? So lange wir Menschen oder Dinge vor Augen haben, denken wir an sie und lieben sie; hat indeß die Zeit einen Schritt gethan; breitet der Raum zwischen sie und uns den traurigen Schleier der Trennung, sofort erblaffen sie; ja selbst die wichtigsten Ereignisse, die edelsten Seelen, welche einen ganzen Zeitraum in Aufruhr gebracht, bezw. aller Herzen erobert haben, was bleibt von ihnen nach zwei oder drei Generationen? der Traum von einem Traume (*le rêve d'un songe*), wie der Dichter sagt.

Deshalb bietet aber auch der Mensch Alles auf, um gegen die Vergessenheit zu kämpfen. Er meißelt Statuen, baut Pyramiden, schichtet Haufen von Steinblöcken auf, errichtet Denkmäler, indem er zu ihnen spricht: „Ich gehe; nur noch wenige Stunden, und ich werde verschwunden sein; bleibet hier und verhindert, daß mein Andenken völlig ersterbe. Als Josue trockenen Fußes über den Jordan gegangen war, ließ er aus dem Rinnsale des Flusses zwölf der härtesten Steine nehmen und daraus am Ufer des Flusses ein Denkmal errichten, und er sprach zu den Juden:

„Wenn eure Söhne euch morgen fragen werden: Was bedeuten diese Steine? So sollt ihr ihnen antworten: Das Wasser des Jordan wich vor der Lade des Bundes des Herrn, da sie hindurchging“ (Jos. 4, 6 u. 7). Und als Leonidas mit seinen 300 Spartanern den Heldentod starb (war das Vergessen einer derartigen Begebenheit auch nur denkbar?), schrieb er auf einen Felsen die berühmten Worte: „Wanderer sag zu Sparta, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, erschlagen hier liegen.“

Das ist das Andenken. Es gräbt in die Unvergänglichkeit des Steines oder des Erzes die Erinnerung an berühmte Ereignisse. Wenn wir auf klassischen Böden dahinschreiten, durch die Triumphbögen des Titus, des Constantin hindurch, an der Trajanssäule vorbeigehen, dann erwachen alle antiken Erinnerungen in uns, wir haben die Vergessenheit wenigstens für einige Augenblicke überwunden.

Ich sage: Für einige Augenblicke; denn ach! trotz aller Hilfsmittel ist und bleibt unser Sieg ein unvollständiger; die besiegte Zeit macht alsbald ihre Rechte wiederum geltend. Wie viele gehen an jenen Denkmälern vorbei, ohne ihre Sprache zu verstehen! Und selbst für die Gebildeten sind manche unter ihnen Räthsel. Staunend blicken wir auf die Pyramiden; unser Auge ruht mit Bewunderung auf den gewaltigen Druidenblöcken. Wer hat, fragen wir uns, dieselben aufgerichtet, was bedeuten sie? Quid sibi volunt isti lapides? Und Niemand vermag uns zu antworten. So gewaltig ist die traurige Macht der Vergessenheit.

II.

Und wenn wir die historischen Ereignisse allein vergäßen! Leider ist dem nicht so.

Selbst die innigsten und wohlthuendsten Gefühle stumpfen ab. Was uns in den Kinder- und Jugendjahren am theuersten war, ist unserem Gedächtniß nach einem Jahre beinah, nach zwei, drei oder gar zehn Jahren völlig entschwunden. Deshalb pflegen scheidende Freunde, nachdem sie einander ewiges Andenken gelobt haben, in richtiger Erkenntniß der armseligen menschlichen Natur Angebinde auszutauschen, wobei es heißt: „Lebe wohl; Gott weiß, ob wir uns auf Erden je wiedersehen werden. Nimm Dieses,

und wenn du es ansiehst, dann denke an mich und an jene glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebt haben.“ Doch ach! Es dauert dies einige Monate, vielleicht einige Jahre, dann ist Alles vergessen. Und wenn man eines Tages beim Aufräumen den betreffenden Gegenstand findet, dann weiß man oft nicht einmal mehr, daß er ein Andenken ist.

Ist das Alles? Haben wir die Schranke erreicht, welche Gott den Alles verschlingenden Fluthen der Vergessenheit gesetzt hat? Sollte es in den Tiefen des menschlichen Herzens nicht Etwas geben, was der Gewalt der Vergessenheit entzückt ist? Ach, ich weiß es, es gibt eine Liebe, welche niemals erlischt! Es gibt Herzen, welche nach der Redeweise des Dichters, obwohl in Stücke zerrissen, das Andenken an die Geliebten niemals verlieren. Kann eine Mutter ihren Sohn, eine Tochter ihren Vater je vergessen? Gepriesen sei Gott, daß er inmitten des beständigen Wechsels Gefühle geschaffen hat, unwandelbar wie er selbst!

Und dennoch, o Wandelbarkeit des menschlichen Herzens! bedürfen jene tiefen, innigen Gefühle der Neubelebung, der Unterhaltung durch greifbare Andenken. Da hat ein junger Mensch den Eltern Lebewohl gesagt, das traute Heim verlassen, um in einer Universitätsstadt seine Studien zu vollenden. Da gibt es Stunden, in welchen die wohlthuenden Erinnerungen an das elterliche Haus erblaffen. Das Getümmel der Welt, der Reiz der Vergnügungen machen auf das jugendliche Gemüth einen mächtigen Eindruck. Plötzlich in dem Augenblicke, da der junge Mann den Einsprechungen des bösen Feindes Gehör zu schenken im Begriffe steht, fällt sein Blick auf das Bildniß des greisen Vaters. Er geht in sich und erröthet. „Nein; ich will meines edlen Vaters würdig erscheinen, meiner liebenden Mutter keinen Gram verursachen.“ Ein Andenken hat ihn gerettet.

Eine Mutter hat ihr Kindlein verloren; sie vergißt es niemals; es schwebt ihr jederzeit vor Augen, sie trägt es beständig im Herzen. Unzählige Sorgen und Kümmernisse trüben jedoch diese Erinnerung. Plötzlich, in dem Augenblicke, da sie am wenigsten daran denkt, erblickt sie eine jener blonden Locken, die einst das Haupt des Lieblings schmückten. Sie glaubt ihn vor sich zu sehen, seine Stimme zu vernehmen, ihn an ihr Herz zu

drücken. Eine kurze aber süße und entzückende Täuschung, durch ein Andenken herbeigeführt.

Darum wunderte es mich keineswegs, daß Christus uns ein Andenken hinterlassen wollte. Denn mochte sein Erscheinen auf Erden auch noch so umgestaltend wirken, auch noch so unauslöschliche Spuren hinterlassen, er wäre ohne ein bleibendes, greifbares Andenken dem Gedächtnisse der Menschheit entschwunden. Da nun Jesus die Flatterhaftigkeit und Vergesslichkeit des menschlichen Herzens kannte, wartete er bis zur Stunde des Abschiedes, und als dieselbe gekommen war, sprach er zu seinen Jüngern: Nehmet Dieses und bewahrt es als Andenken an mich — *Hoc facite in meam commemorationem.*

Was ist aber Dieses — *Hoc*? Was für ein Andenken wird uns der Gottmensch hinterlassen? Was wird jenes Herz, glücklicher als das unsrige, weil es alle seine Wünsche befriedigen kann, erfinden, um uns ein seiner würdiges Andenken zu bieten? Forschen wir weiter, steigen wir hinab bis in die tiefsten Tiefen unseres eigenen Herzens und trachten wir durch das Studium unserer Wünsche, ja selbst unserer unausführbaren Träume bis zur erhabenen Wirklichkeit zu gelangen.

III.

Jedermann weiß, daß nicht alle Andenken den nämlichen Werth besitzen. Es gibt unter ihnen kostbare, kostbarere, unschätzbare. Wobon hängt nun ihr Werth ab? Etwa von ihrem Preise, von ihrem Gold- oder Silbergewicht? Keineswegs. Es gibt Dinge, welche an sich gar keinen Werth besitzen, die uns jedoch um keinen Preis feil wären.

In den ersten Jahren ihrer Wittwenschaft trug die heil. Johanna von Chantal einen Ring am Finger, dessen materieller Werth vielleicht nur gering war. Sie hatte denselben an ihrem Hochzeitstag ihrem Gatten geschenkt; und als nach achtjähriger überaus glücklicher Ehe der noch jugendliche Baron von Chantal auf dem Sterbebette lag, nahm er jenen Ring vom Finger und übergab ihn seiner tiefgebeugten Ehegattin mit den Worten: „Nimm diesen Ring als Andenken und sei mir im Tode treu, wie du mir im Leben treu warst.“ Als nun nach dem Tode

Ihres Mannes die heiligmäßige Frau einem Armen begegnete und ihm, weil sie Nichts bei sich hatte, den Ring gab, vollbrachte sie den denkbar heldenmüthigsten Act werththätiger Nächstenliebe; woraus hervorgeht, daß bei einem Andenken der materielle Werth Nichts, der ideale Werth Alles ist.

Worauf beruht nun aber letzterer? Was macht ein Andenken wahrhaft kostbar?

Ein Andenken, sagt der heil. Thomas, ist ein Gegenstand, welcher uns die Person darstellt, welcher während unserer Abwesenheit, nach unserem Hinscheiden das Andenken an uns in den Herzen Jener, die uns lieben, lebendig erhalten soll. Je mehr mithin in dem betreffenden Gegenstande, ich möchte sagen, von uns enthalten ist, d. h. in je innigerer Beziehung er zu uns gestanden ist, desto größer sein Werth als Andenken.

Deswegen suchen wir stets als Andenken, was dem geliebten Wesen gehört hat; was seinen Stempel trägt; z. B. einige Zeilen von seiner Hand, worin sich seine Gesinnung ausdrückt; ein gelungenes Portrait; hiemit sind wir jedoch keineswegs zufrieden; wir möchten einen Gegenstand, welcher zur Persönlichkeit des Betreffenden gehört, ich möchte sagen sein Leben gelebt hat, in gewisser Beziehung er selbst war. Als Ludwig XVI. vom Gefängnisse zum Blutgerüste geführt wurde, erblickte er, an der Thürschwelle knieend und in Thränen gebadet, seinen treuen Diener Clerg. Der König hätte ihm ein Andenken hinterlassen wollen, aber welches? Er besaß weder Gold noch Silber, und wenn auch, er hätte ihm Nichts davon gegeben, denn gewisse Dienste lassen sich nicht auf diese Weise belohnen. Der Monarch war einen Augenblick unschlüssig. Plötzlich kam ihm ein lichter Gedanke. Er löste von seinem Haupt eine seiner durch Gram und Kummer gebleichten Locken und übergab sie Clerg als das kostbarste Andenken, welches ein König seinem Diener hinterlassen kann.

Dies ist in der That das Höchste, was der Mensch auf dem Gebiete des Andenkens zu leisten vermag. Hiemit erstirbt seine Macht, keineswegs jedoch sein Herz. Die Liebe möchte weiter gehen. Welche Mutter würde nicht ihrem scheidenden Sohne statt ihres Bildes oder etwas Aehnlichem, wenn es anginge, ihr Herz, ihre

Seele, ihr ganzes Ich mit auf den Weg geben, wäre nicht selig, wenn sie zu ihm sagen könnte: „Lebe wohl; wir scheiden; doch nein, wir scheiden nicht; ich werde als Dein Schutzengel an deinem Herzen ruhen!“

Was nun wir nicht thun können, weil wir Menschen sind, aber thun möchten, weil unser Herz nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist, das hat Christus vollbracht. Als der Heiland von seinen Jüngern Abschied nahm, hinterließ er ihnen als Andenken nicht etwa seine Krippe, welche sein allerheiligstes Fleisch nur berührt hatte; ebensowenig sein Kreuz, obwohl es mit seinem Blute gefärbt war. Wonach sich der Mensch vergeblich sehnt, das sollte durch ihn zur Wirklichkeit werden. Er sprach: Nehmet hin; Dieses ist nicht etwa nur ein Gegenstand, welcher mit mir in Berührung war, nicht etwa nur mein Bild, eine Haarlocke ein kleiner, unbedeutender Theil von mir; Dieses ist mein ganzer Leib, mein ganzes Blut, meine ganze Seele und meine ganze Gottheit. Mächtiger als die Menschen, lege ich mein ganzes Ich in ein Andenken.

IV.

Seine Liebe kennt jedoch keine Grenzen. Durch jenen ersten Act hatte er alle Wünsche, alle Träume des menschlichen Herzens verwirklicht; er wollte noch weiter gehen.

Während wir ein Andenken, wie es auch sein mag, höchstens sorgfältig aufbewahren, es allenfalls beständig an unserem Herzen tragen können, wird Jesus, größer in der Liebe als wir Menschen, jenes göttliche Andenken, welches ihn ganz birgt, bis in die tiefsten Tiefen unseres Wesens, bis in das Heiligthum unseres Herzens versenken; und wie jener Greis, welcher von sich sagte: „Ich heiße Theophorus, d. h. Träger Gottes,“ also werden wir, mit Jesu im Herzen, das Leben durchwandern.

Das ist die Allerheiligste Eucharistie, das jenes Andenken, welches Christus in seiner unendlichen Liebe erfunden und uns hinterlassen hat. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß ein Jeder von uns glücklich wäre, Jenen, die er liebt, ein derartiges Andenken bieten zu können.

Behtntes Kapitel.

Die Allerheiligste Eucharistie (Fortsetzung).

Die lichtvollen Unbegreiflichkeiten der wirklichen Gegenwart.

Reden wir nunmehr von Jenem, was ich als die lichtvollen Unbegreiflichkeiten (*incompréhensibilités lumineuses*) des Allerheiligsten Altarsacramentes bezeichnen möchte. Alle Werke Gottes haben eine dunkle und eine leuchtende Seite. Weil von Gott geschaffen, sind sie für den menschlichen Geist unfassbar, weil für den Menschen geschaffen, entzücken sie ihn. Es gilt dies nicht minder von dem Weizenkorn, welches seine Fruchtbarkeit entfaltet, indem es in der Erde erstirbt, als von dem blendenden Tagesgestirn. Wenn nun aber die Werke Gottes nicht nur aus seiner Weisheit und Allmacht, sondern aus seiner Liebe hervorgegangen sind, dann bemächtigt sich unser ein Gefühl, welches sich in menschlicher Sprache nicht ausdrücken läßt. Nichts kommt in dieser Hinsicht dem Allerheiligsten Altarsacramente gleich. Da ist für den Geist Alles dunkel, für das Herz Nichts. Wir vermögen das Wie nicht zu begreifen, um so vollkommener das Warum. Steigen wir mit Ehrfurcht und Demuth hinab bis in die tiefsten Tiefen jenes unaussprechlichen Geheimnisses. Es ist das Allerheiligste.

I.

Wir müssen zugeben, daß die Dunkelheiten und Unbegreiflichkeiten des Allerheiligsten Altarsacramentes weit undurchdringlicher sind als wir es auszusprechen vermöchten. Wie ist Jesus auf tausend Altären zugleich wahrhaft gegenwärtig? Ich weiß es

nicht. Wie ist er in einer winzigen Hostie ganz? Ich weiß es ebensowenig. Wie wird durch die Consecrationsworte die Wesenheit von Brod und Wein in die des Leibes und Blutes Jesu umgewandelt? Wie kann ich armseliger Mensch den Leib des Herrn, sein allerheiligstes Blut genießen, mich damit nähren und durch dieselben leben? Geheimniß, Dunkel, Unbegreiflichkeit. Das Einzige, dessen ich mir klar bin, ist, daß aus diesen Dunkelheiten und Unbegreiflichkeiten eine Schöpfung hervorgeproßt, deren Unzerstörbarkeit die Unbegreiflichkeit noch übertrifft. Selbst die feindseligste Vernunft ist nicht im Stande, darin eine Thorheit, einen Widerspruch zu entdecken, mag sie das Geheimniß auch sozusagen mikroskopisch betrachten. Sie findet darin nur Unbegreiflichkeit; unbegreiflich und göttlich sind aber gleichbedeutend.

Unbegreiflich ist nicht, wer es sein will, wie wir bereits anderswo bemerkten. Vollbringe irgend ein Werk. Wenn du es begreifst, dann werde auch ich es begreifen. Es wird mich dies vielleicht Zeit und Mühe kosten, da mein Verstand dem deinigen nicht gleichkommt. Ich werde vielleicht fremder Hilfe bedürfen, einen schärferen Geist als der meinige ist, beiziehen müssen; vermagst du Mensch indeß dein Werk zu erkennen, dann bin auch ich hiezu im Stande. Ich bin ein Mensch wie du, und magst du auch noch so hoch steigen, stets werde ich dir wenigstens von weitem folgen können. Man hat Kant, hat Hegel, hat die dunkelsten und abstraktesten Schriftsteller verstanden, in ihren Werken das Wahre vom Falschen wohl zu unterscheiden gewußt. Sobald nun aber der Mensch ein Werk völlig begreift, folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daß das betreffende Werk eine menschliche Schöpfung und Erfindung ist. Unbegreiflich ist nur, was nicht aus dem menschlichen Geiste hervorgehen konnte, einen höheren Ursprung haben muß, in Folge dessen göttlich ist.

Und was diesem Beweise eine besondere Kraft verleiht, ist, daß man in dieser Unbegreiflichkeit nirgends auf einen Widerspruch gestoßen ist. Seit neunzehnhundert Jahren bemüht man sich umsonst einen solchen ausfindig zu machen. Nichts ist ja klarer als ein Widerspruch; er springt in die Augen. Bestünde er, die ganze Welt würde ihn erkennen, und es wäre um das eucharistische Dogma geschehen. Nun besteht dieses aber seit

neunzehn Jahrhunderten als Gegenstand der Liebe, Verehrung und Anbetung von Millionen und abermals Millionen. Folglich kann sich in ihm kein Widerspruch, keine Ungereimtheit finden; es ist nur unbegreiflich, d. h. göttlich.

II.

Um einen Widerspruch nachzuweisen, müßte man einmal genau wissen, was die Materie ist, worin ihre Grundeigenschaften bestehen, welcher Veränderungen sie fähig ist. Hievon haben wir aber keine Kenntniß. Was wir noch weniger wissen und unbedingt wissen müßten, um einen Widerspruch festzustellen, ist die Art und Weise der Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarsacramente. Diese ist selbst der Kirche unbekannt, welche erklärt, sie sei durchaus unbegreiflich.

Leibniß, Malebranche, Newton, Haller, Humboldt gestehen ihre Unkenntniß des Wesens der Materie unumwunden ein, wir wollen mithin nicht weiter von ihnen reden. Ist die Materie nothwendig ausgedehnt oder aber ohne Ausdehnung? Sind die Accidentien von der Substanz trennbar? Welcher Veränderungen ist die Substanz fähig? Wer vermöchte auf diese Fragen eine auch nur einigermaßen befriedigende Antwort zu geben? Die Materie, welche man lange für unwandelbar hielt, ist beständigen Wandlungen unterworfen. Ein durchaus fester Körper geht in wenigen Augenblicken in den gasförmigen Zustand über; umgekehrt lassen sich alle Gase verdichten. Stünden uns die Mittel zu Gebote, wir vermöchten den Erdball und die Gestirne in einer Weise zu condensiren, daß sie in der hohlen Hand Platz fänden. Nimm andererseits einen Tropfen Wasser und wirf ihn ins Feuer, sofort gewinnt er eine vierzehntausendfache Ausdehnung. Für gewöhnlich so sanft, so harmlos, vermag das nasse Element eine Kraft zu werden, welche Berge zu zersprengen im Stande ist. Nimm den Quarz, den Marmor, ebenfalls Materie, wie kalt, wie träge! Betrachte neben ihnen das Licht: es legt in der Secunde 75,000 Meilen zurück. Nimm Aether oder irgend eine orientalische Essenz; das Licht erscheint ihnen gegenüber träge.

Ist nun aber die Materie im natürlichen Zustande also beschaffen, wer vermöchte zu sagen, was aus ihr werden kann, wenn es Gott gefällt sie zu sublimiren. Von den Leibern der Glückseligen schreibt der heil. Paulus: „*Seminatur corpus animale, surget corpus spirituale* — Gesäet wird ein thierischer Leib, auferstehen wird ein geistiger Leib“ (I Cor. 15, 46). Das ist der Zustand des Geringsten unter den Auserwählten; wie mag da der Leib Christi beschaffen sein! Du kennst m. e. W. weder das Wesen der Materie, noch die Veränderungen, deren sie fähig ist; es fehlt dir mithin das zur Feststellung eines Widerspruchs im eucharistischen Geheimnisse erste und nothwendigste Element. Der Bauer, welchem du sagst, eine Nadelspiße vermöge zwei Millionen lebendiger und fortpflanzungsfähiger Wesen zu beherbergen, antwortet mit einem einfältigen Lachen, welches dir nicht erlaubt ist.

Das zweite Element, welches dir zur Feststellung des bewußten Widerspruchs mangelt, ist die genaue Kenntniß der Art und Weise, wie Christus im allerheiligsten Sacramente gegenwärtig ist. Was lehrt hierüber die Kirche? Etwa, daß der Leib Christi im natürlichen Zustande gegenwärtig ist? Keineswegs; im übernatürlichen, verklärten? Ebensowenig. Sie lehrt, daß Christus auf unseren Altären in einer ganz einzigen Weise gegenwärtig ist, von der uns jede Vorstellung abgeht; seiner Wesenheit nach, gewiß; was ist aber die Wesenheit? Geistig, d. i. nach Art der Geister, ungefähr wie die Seele im Leib; wie ist aber die Seele im Leib gegenwärtig? Wir wissen es ebensowenig. Vergeblich wirst du mithin in diesem Labyrinth von natürlichen und übernatürlichen Geheimnissen, beide gleich undurchdringlich die zur Feststellung eines Widerspruchs nothwendige Grundlage suchen. Folglich können die gesunde Vernunft und die wahre Philosophie gegen die Gegenwart Christi im allerheiligsten Altars-sacrament keinerlei stichhaltigen Einwand erheben. Das Einzige, was sich feststellen läßt, ist Unbegreiflichkeit. Unbegreiflichkeit und Widerspruch sind aber zweierlei. Unbegreiflichkeit mit Schönheit und Fruchtbarkeit vereinigt ist das Göttliche.

III.

Mag die allerheiligste Eucharistie nach einer Seite hin für den menschlichen Geist auch noch so undurchdringlich sein, so ist es, wenn wir die Natur befragen, wenn wir auf Wissenschaft und Vernunft hören, doch nicht unmöglich, einiges Licht in das Geheimniß zu bringen. Gott hat die natürliche Welt nach dem Plane der übernatürlichen erschaffen, hat in erstere Bilder und Symbole gesät, welche einen, wenn auch nur schwachen Einblick in die Wunder der Uebernatur ermöglichen.

Betrachten wir genau die hauptsächlichsten Bedenken, welche gegen das eucharistische Geheimniß geltend gemacht werden, und versuchen wir, mittelst einiger Analogieen aus dem Reiche der Natur dessen Möglichkeit zu ahnen.

Wie kann vorerst Christus, ohne seinen himmlischen Thron zu verlassen, auf tausend Altären gegenwärtig sein? Um diese erste Frage beantworten zu können, müßten wir wissen, was der Raum ist. Denn die wirkliche Gegenwart ist, im Allgemeinen betrachtet, Nichts als eine Raumfrage. Du befindest dich in meinem Zimmer, begibst dich in das anstoßende Gemach und schließt die Thüre, dann sehe ich dich freilich nicht mehr, aber ich höre dich, wir können vor wie nach mit einander reden; da haben wir ebenfalls die wirkliche Gegenwart, jedoch verschleiert. Du verlässest das Haus und wandelst auf der Landstraße; mein Blick verfolgt dich, du winkst mir; da haben wir noch immer die wirkliche Gegenwart. Du gehst weiter; bald sehe ich dich nicht mehr; die wirkliche Gegenwart wird demnächst aufhören, nun aber besitzen wir beide Fernrohre; wir sehen einander; du gibst mir ein Zeichen, ich dir; da haben wir wiederum die wirkliche Gegenwart. Hieraus ersiehst du, daß der Raum, je nach seiner Zu- oder Abnahme die wirkliche Gegenwart schafft oder zerstört. Der Raum zwischen Himmel und Erde, zwischen Christus und uns ist ja ein ungeheurer; wenn es nun aber Gott gefiele, ihn zu beseitigen, und wer möchte ihm die Macht hiezu absprechen? Alsdann träte Jesus durch die bloße Aufhebung des Raumes zu uns in jenes Verhältniß, das wir als die wirkliche Gegenwart bezeichnen.

Du fragst, ob Gott den Raum zwischen zwei Wesen auf-

heben könne; warum nicht? Thun wir es ja doch beständig; Dank den herrlichen Erfindungen der Neuzeit sind wir in der Lage, die Kunst der Aufhebung des Raumes im weitesten Maßstabe zu üben.

Nehmen wir den Telegraphen. Durch ihn kann ich meine Gedanken in einer Secunde an alle Punkte des Erdballs senden. Angenommen, ich besäße einen vollständigen Apparat, wie man ihn bereits heutzutage herzustellen vermöchte, dann brauchte ich nur eine Claviatur zu berühren, um meinen Gedanken nach England, Deutschland, Rußland, Amerika, m. e. W. in alle Länder und Welttheile zu schleudern. Und nicht nur meinen Gedanken, auch meinen Willen. Denken wir uns einen Weltkönig; in einer Secunde könnte er alle Willen durch den seinigen in Bewegung setzen. Und um dem Ausdrücke meines Gedankens, meines Willens den Charakter unbestreitbarer Authenticität zu verleihen, ist man nunmehr daran, mittels des Telegraphen die genaue Wiedergabe meiner Schriftzüge zu versuchen, d. h. des Körpers, in welchen sich meine Gedanken kleiden. Wenn aber die Schrift, warum nicht auch die Gesichtszüge? Denn ist einmal das Princip entdeckt, was sollte da einen Stillstand verursachen?

Reden wir nunmehr vom Telephon. Denken wir uns dasselbe überall eingerichtet, wie dies in zwanzig Jahren ja unzweifelhaft der Fall sein wird, dann sende ich nach allen Weltgegenden nicht nur meinen Gedanken, meine Schriftzüge, sondern mein lebendiges Wort. Von Amerika werde ich mit Verwandten und Freunden in Europa also reden können, daß ein Jeder sagen wird: Er ist es; ich erkenne ihn an der Stimme.

Und da kommt erst noch der Phonograph. Zwanzig, hundert, tausend Jahre verstreichen. Wo bin ich? Mein Leib ist längst Staub und Asche, Eines jedoch, und zwar das Allgerbrechlichste an mir hat sich erhalten — meine Stimme. Sie ist ergriffen, aufgespeichert, verewigt. Vorhin bot sie dem Raume Troß, jetzt auch der Zeit. In hundert, in tausend Jahren wird man sie vernehmen, wie sie gegenwärtig von meinen Zeitgenossen vernommen wird. Nehmen wir an, diese herrliche Erfindung wäre vor 1900 Jahren gemacht worden, und man hätte einen Apparat gehabt, um die Bergpredigt aufzufangen; da besäßen

wir nicht nur die Worte des Heilandes: „Selig die eines reinen Herzens sind“; wir besäßen den Ton seiner Stimme, sein Organ.

Doch wie! Die Physik schafft gegenwärtig dem Menschen eine Art wirklicher Gegenwart, indem sie ihm die Erhaltung, Verallgemeinerung und Verewigung seines Gedankens, seines Wortes, seiner Schrift, ja sogar seiner Stimme und seines Organes ermöglicht, d. h. eines Theiles seiner selbst; und da sollte Gott der Allgütige, der Allmächtige, wo es sich um Offenbarung seiner Liebe handelt, ein ähnliches Wunder zu wirken nicht im Stande sein! Welche Thorheit! Das Licht legt in der Secunde fünfundsiebzigtausend, in der Minute vier Millionen, in der Stunde zweihundertsiebzig Millionen von Meilen zurück. Wenden wir diese Geschwindigkeit auf die vorhin erwähnten Erfindungen an, dann reicht die Weltkugel nicht mehr aus, dann haben wir das Uebermaß der wirklichen Gegenwart.

„Bohlan,“ wirst du mir entgegen; „da haben wir aber doch nur erst die Mittheilung deines Gedankens, deines Willens, deiner Schrift, deiner Stimme über Zeit und Raum, keineswegs indeß deiner Substanz“ — vollkommen zugegeben! Befragen wir nunmehr andere Wissenschaften: Physik, Chemie, Physiologie; sie werden uns nicht minder wunderbare Geheimnisse offenbaren. Alle Wesen strahlen aus, geben einen Theil ihrer Substanz von sich. Licht, Wärme, Magnetismus sind ausstrahlende Kräfte. Beim Menschen ist das Ausstrahlen stärker als bei irgend einem andern Wesen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit findet sich von den seinen Leib zusammensetzenden Atomen kein einziges mehr. Dieses Ausstrahlen ist freilich nur ein theilweises, allmähliches, beschränktes, wie es bei einem armseligen Wesen ja nicht anders sein kann. Warum sollte es bei Christus nicht vollständig und unaufhörlich sein? Da hätten wir das nämliche Phänomen ins Unendliche potenzirt.

Ich gebe diese Erklärungen als das, was sie sind: als Hypothesen und Analogieen, wie wir deren in jeder Wissenschaft finden, analoge Thatfachen, welche gewissen Geistern zusagen und deshalb nicht übergangen werden sollen. In meinen Augen erblickt Alles vor dem einfachen aber großartigen Argumente:

Gott hat die wirkliche Gegenwart gewollt und sie bewirkt. Er hat sie gewollt, weil er die unendliche Liebe, hat sie bewirkt, weil er allmächtig ist. Was läßt sich hiegegen einwenden?

IV.

Betrachten wir nunmehr den Schleier, unter welchem der Heiland verborgen ist; da finden wir neues Dunkel, neues Licht.

Da Jesus im allerheiligsten Altarsacramente sichtbar sein wollte, mußte Etwas ihn uns zeigen; und da er darin nicht im verklärten Zustande, seinem nunmehr natürlichen, sein konnte, mußte Etwas ihn uns verbergen. Ein Erkennungszeichen und einen Schleier, das verlangte die wirkliche Gegenwart.

Was sollte nun aber das Erkennungszeichen bilden? Ohne Zweifel stand dem Heilande die Wahl völlig frei; Convenienzgründe sprachen jedoch für einen sehr leichten, beinah immateriellen Gegenstand. Da mußte sich Jesus sozusagen auf das unbedingt Nothwendige beschränken; zwischen ihm und uns sollte möglichst wenig in der Mitte liegen.

Jesus nahm mithin ein wenig Brod und einige Tropfen Wein. Seine Absicht, unsere Nahrung zu sein, sollte durch die Gestalten angedeutet werden. Was ist übrigens leichter und weniger materiell, als ein wenig Brod und einige Tropfen Wein? Aber selbst diese leichte Hostie fand Jesus zu dicht, zu schwerfällig, er unterzog sie einer Umwandlung.

Im Brode, wie in allen Wesen, sind zwei Dinge zu unterscheiden: die unsichtbare Substanz und die sichtbare Gestalt. Die Substanz, d. i. der Träger des Ganzen und die Gestalt, d. i. Alles was unter die Sinne fällt und auf die unsichtbare Substanz hindeutet. Letztere behielt Christus, als Anhaltspunkt für das menschliche Wahrnehmungsvermögen, bei, erstere zerstörte er. Ihr Zweck ist, das leibliche Leben des Menschen zu erhalten, was hier überflüssig war. Aus diesem Grunde zerstörte er, wie gesagt, die Substanzen von Brod und Wein und behielt von ihnen das Sinnfällige bei, dessen er als äußeres Zeichen bedurfte.

Hätte er außer der Substanz auch Gestalt, Geschmack, Geruch u. s. w. beseitigen können, er hätte es ohne Zweifel gethan, auf daß zwischen ihm und uns Nichts mehr in der Mitte läge;

da dieses jedoch nicht anging, ließ er von Brod und Wein nur noch die Gestalten bestehen, welche über seiner im Sacramente gegenwärtigen anbetungswürdigen Person wie ein Schleier schweben sollten. Wenn wir mithin den Heiland auf dem Altar suchen, wissen wir genau wo er ist, und wenn wir ihn gefunden haben, werden wir von seiner Herrlichkeit nicht erdrückt. Wir besitzen, wir beten ihn an unter einem Schleier.

Was sind nun aber die Gestalten, welche nach der Wandlung allein noch bestehen? Es läßt sich schwer sagen. Dürfen wir mit dem heil. Thomas annehmen, daß jene wahrnehmbaren Eigenschaften der Wesen, jene Accidentien absolut sind, d. h. für sich allein bestehen, kraft ihrer eigenen Natur und unabhängig von der Substanz, welche ihnen als Trägerin dient; oder aber müssen wir annehmen, daß Gott nach Beseitigung der Substanz unsere Augen, unsern Geruch und Geschmack in einer Weise afficirt, als wenn die Substanz noch bestünde? Er bleibt sich so ziemlich gleich. Thatsache ist, daß die Substanz weichen mußte; Gott hat sie als unnütz hinweggenommen, und nur die Gestalten sind geblieben. Sie umhüllen den wahrhaft gegenwärtigen Leib des Herrn wie mit einem Schleier und sind zugleich das Erkennungszeichen seiner Gegenwart.

V.

Zwischen dem Heiland und uns schwebt mithin in der allerheiligsten Eucharistie ein Schleier, welcher uns den Gottmenschen zugleich zeigt und verbirgt. Weit schwieriger ist die Frage: Wie ist Christus unter diesem Schleier gegenwärtig? Die Kirche antwortet: „*Vere, realiter et substantialiter* — Wahrhaft, wirklich und wesentlich.“ Sie häuft die Adverbien und Synonymen ähnlich wie Christus, als er nach der Auferstehung zu den Aposteln sprach: „Berühret meine Füße, berühret meine Hände; leget die Hand in die Wunde meines Herzens und überzeugeu euch, daß ich kein Gespenst bin.“

Christus ist im allerheiligsten Sacrament ebensowenig ein Gespenst. Er ist daselbst wahrhaft, wirklich und wesentlich, wie er zur Rechten des Vaters thront. Besser gesagt, es gibt nicht zwei Christus, einen im Himmel und einen auf un-

seren Altären. Der nämliche Christus, welcher zur Rechten des Vaters thront, ist zugleich auf dem Altare gegenwärtig, hier und dort verklärt, hier jedoch unsichtbar.

Man glaube jedoch ja nicht, der anbetungswürdige Leib des Herrn sei auf die Dimensionen der Gestalten beschränkt. Er befindet sich daselbst nicht etwa nach Art der fleischlichen, sondern nach Art der verklärten Leiber, der Geister, nach Art der Seele im menschlichen Körper. Ueberragt nun aber die Seele die Grenzen meines Körpers oder nicht? Wer vermöchte es zu sagen? Also Christus in der heiligen Hostie. Er ist in einer großen Hostie nicht größer, in einer kleinen nicht kleiner. Er erleidet keinerlei Theilung — *Non confractus, non divisus, integer accipitur*¹⁾. Der Priester, welcher die heilige Hostie zertheilt, zertheilt die Gestalten, nicht aber den Heiland. Werden mehrere Hostien consecrirt, dann werden nur die Gestalten vermehrt, von einer Vermehrung Christi kann ja selbstverständlich nicht die Rede sein.

Und zwar ist Christus im allerheiligsten Sacramente nicht nur *vere, realiter et substantialiter* zugegen, er wohnt in ihr auch mit allen Organen jenes anbetungswürdigen Leibes, mit allen Fähigkeiten seiner gottmenschlichen Seele, mit allem Glanze seiner Gottheit. Er sieht uns mit seinen Augen, hört uns mit seinen Ohren, seine Sinne werden durch unsere Gegenwart afficirt, wenn wir vor dem Tabernakel niederknien.

Ich weiß, daß nicht alle Theologen dieser Ansicht huldigen. Nicht wenige glauben, Jesus sei auf dem Altar wegen der Unausgedehntheit seines Leibes des Gebrauches seiner Sinnesorgane beraubt, er vermöge uns nur durch die *scientia infusa* oder aber durch die beseligende Anschauung wahrzunehmen. Höchstens geben sie zu, die äußeren Gegenstände vermöchten auf einem andern Wege als dem der Sinne mit der Seele des Heilandes in Berührung zu treten. „Nichts hindert,“ sagen sie, „daß Christus, wie es in gewissen außergewöhnlichen Seelenzuständen beim Menschen der Fall ist, neue in göttlicher Weise bethätigte Fähigkeiten besitze, welche ihn in den Stand setzen, unmittelbar und nicht

1) *Lauda Sion.*

durch das Werkzeug der Sinnesorgane mit uns in Verbindung zu treten¹⁾).

Daß dem so sein kann, läßt sich offenbar nicht bestreiten. Wie viel natürlicher und wohlthuernder ist indeß die Annahme, daß uns Jesus, wenn wir vor seinem Tabernakel niederknien, mit seinen Augen sieht, mit seinen Ohren hört, wie einst die Apostel am See Tiberias oder beim letzten Abendmahle. Und warum sollte dies nicht angehen? Sollte etwa die Raumfrage Verlegenheiten bereiten? Christus ist ja doch den gewöhnlichen Gesetzen des Raumes hier in keiner Weise unterworfen. Sollte das Wunder den Stein des Anstoßes bilden? Wir haben allhier ein förmliches Conglomerat von Wundern, und das in Frage Stehende ist nicht größer als die übrigen. Und wie sehr gewinnt hiedurch die Liebe! Da Jesus die eucharistische Gegenwart schuf, um uns für die Gegenwart der Menschwerdung zu entschädigen, deren Genuß uns nicht zu Theil wurde, mußte er beide Gegenwarten einander möglichst ähnlich machen. Ist er uns aber nicht weit näher, wenn der dünne Schleier des Sacramentes nur für unser Auge, nicht aber für das seinige ein Hinderniß bildet; wenn er durch sein Auge, welches uns sieht, durch sein Ohr, welches uns hört, durch sein Herz, welches ob unserer Gegenwart freudig schlägt, mit uns menschlich verkehren kann, als wenn er physisch von uns Nichts weiß und uns nur durch die *scientia infusa* zu erkennen im Stande ist?

Es war dies die Ansicht des heil. Bonaventura, seraphischer Lehrer genannt, weil er alle Intuitionen, insbesondere die Intuitionen des Herzens besaß. Es erscheint ihm dermaßen selbstredend, daß sich Jesus in der allerheiligsten Eucharistie seiner körperlichen Sinne bedient, uns mit seinen Augen sieht, mit seinen Ohren hört, daß er hieraus ein Argument für die Thatsache schöpft, daß der Leib des Erlösers in der heiligen Hostie ganz und ungetheilt gegenwärtig ist²⁾.

Ebenso Suarez, vielleicht der bedeutendste unter den Scho-

1) Die heilige Communion von P. Dalgairns; 2 Bde. Octav; Paris, Ambroise Bray, 1868, Bd. I. S. 182.

2) In 4^a distinct., XIX., art. 1, 2.

lastikern der zweiten Periode. „Nichts," schreibt er, „widerstreitet der Annahme, daß durch ein Wunder der göttlichen Allmacht die äußeren Sinne des Heilandes: seine Augen, seine Ohren u. s. w. in der nämlichen Weise thätig sind, als da er unter den Aposteln weilte¹⁾."

Noch energischer Lessius: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß dank seiner göttlichen Allmacht Jesus auf unseren Altären den Priester und die übrigen Anwesenden mit leiblichen Augen sieht und daß er ihre Stimme vernimmt. Da Jesus in dem Sacramente seiner Liebe leiblich unter uns wohnt, ist es angemessen, daß er mittelst seiner leiblichen Sinne mit uns verkehre und nicht wie ein Schlafender oder wie ein Leichnam daliege²⁾."

Führen wir noch einen Theologen an, den man als den letzten unter den Scholastikern bezeichnen kann und welcher die Meinungen der Theologen aus den alten Schulen stets mit größter Gewissenhaftigkeit auflieft. „Wir dürfen," schreibt der gelehrte Viva, „wohl annehmen, daß sich Jesus in der allerheiligsten Eucharistie seiner Augen in natürlicher Weise bedient, um Alles zu sehen, was den Altar umgibt. Widrigenfalls würde er einem todten Gegenstand oder einem Steine gleichen, was seiner durchaus unwürdig wäre³⁾."

Ich kann nicht umhin, eine herrliche Stelle aus der *Vita abscondita* des gelehrten Cardinals Cienfuegos anzureihen. Ein großer Theil des angeführten Werkes ist dem Beweise gewidmet, daß Christus auf unseren Altären sich seiner leiblichen Sinne bedient. „Ich behaupte," schreibt er, „daß sich der Heiland in dem Sacrament seiner Liebe der Sinne bediene. Obwohl ich nicht bestimmen kann, ob auf natürliche Weise, durch ein Wunder oder kraft unmittelbarer Bethätigung der göttlichen Macht, so bin ich doch der Ueberzeugung, daß diese Thatfache, wie seltsam sie auch erscheinen mag, im Hinblick auf die Würde des Heilandes, welcher zu unserem Nutzen gegenwärtig ist, im Hinblick auf den Zweck der Einsetzung des allerheiligsten Sacramentes angemessen, ja noth-

1) *De Sacramentis* LIII, 3.

2) Lessius *ap. Cienfuegos, Vita abscondita*, disp. 2. lect. 1, 2.

3) Viva p. 7. disp. 4, 2, 7.

wendig erscheint.“ Er fügt hinzu, daß uns Christus mit seinen Augen sieht, mit seinen Ohren hört; „denn aus der Kenntniß, daß dem so sei, schöpfen die Herzen der Gläubigen eine weit innigere Liebe, ein weit festeres Vertrauen, eine weit kindlichere Verehrung. Ihr Verkehr mit Jesus wird beinah himmlisch. Sie werden ihr Gewissen mit größerer Sorgfalt reinigen, Alles aufbieten, um ihn würdig zu empfangen. Denn wenn ich bedenke, daß mich Christus in der heiligen Hostie mit leiblichen Augen sieht, mit leiblichen Ohren meine Gebete vernimmt, wie sehr wächst da nicht mein Glaube, wie glühend wird da nicht meine Liebe, während sich eine heilsame Furcht meiner bemächtigt und süßer Trost in meine Seele strömt¹⁾.“

Das ist die wirkliche Gegenwart Jesu Christi unter den sacramentalen Gestalten. Offenbar wird selbst der schärfste Geist, mögen ihm die Schätze des Wissens auch noch so reichlich zu Gebote stehen, den Schleier, welcher dieses Geheimniß umhüllt, auch nur einigermaßen zu lüften, nie und nimmer im Stande sein. Andererseits wird selbst der feindseligste Geist darin weder eine Unmöglichkeit noch einen Widerspruch entdecken, Nichts, was der Allmacht nicht leicht wäre, was aus den Tiefen der unendlichen Liebe nicht wie ein Strom hervorginge. Also dachte auch u. A. die Pfalzgräfin Anna von Gonzaga, welche nach unzähligen Irrgängen zu Gott zurückkehrte. „Es ist,“ sagte sie, „sehr glaublich, daß ein Gott, welcher unendlich liebt, von seiner Liebe Beweise gibt, welche zur Unendlichkeit seiner Liebe und zur Unendlichkeit seiner Macht im Verhältnisse stehen. Was nun aber der göttlichen Allmacht eigen ist, übersteigt durchaus die Grenzen unserer schwachen Fassungskraft. Seitdem es ihm gefallen hat, meinem Herzen zu offenbaren, daß seine Liebe die Grundursache Alles dessen ist, was wir glauben, bin ich fester überzeugt, als ich es je durch Bücher sein könnte. — Hierin,“ fährt Bossuet fort, „sah die Pfalzgräfin die Lösung ihrer alten Zweifel. Gott hat geliebt; hiemit ist Alles gesagt. Wenn er, sprach sie, einst so große Dinge vollbracht hat, um in der Menschwerdung seine Liebe zu bekunden, was muß er da nicht gethan haben, um ihr in der

1) *Vita abscondita*, disp. 2, lect. I, 1.

Eucharistie den Stempel der Vollendung aufzuprägen, um sich nicht mehr der Menschheit im Allgemeinen, sondern dem einzelnen Gläubigen hinzugeben? Glauben wir daher mit Johannes an die Liebe Gottes; und der Glaube wird uns süß erscheinen, wenn wir ihn von einer so zarten Seite fassen¹⁾).

VI.

Wenn wir den Glauben an die Eucharistie in der That „von einer so zarten Seite“ fassen, dann bietet derselbe sozusagen keine dunklen Punkte mehr. Wie sehr hatten dieselben im Licht der Vernunft und der wahren Wissenschaft bereits abgenommen! Betrachten wir nun, was aus ihnen wird, wenn wir sie der Liebe gegenüberstellen.

Ohne Zweifel ist das Geheimniß der wirklichen Gegenwart reich an unergründlichen Schwierigkeiten; wer wahrhaft liebt würde dieselben jedoch schmerzlich entbehren; denn wozu andern dienen die Schwierigkeiten als den Triumph der Liebe zu sichern? Die liebende Seele blickt auf das Tabernakel: Wie ist Jesus darin gegenwärtig? Gott hat die Welt so sehr geliebt. Wie kann er unter tausenden von Hostien gegenwärtig sein? Gott hat die Welt so sehr geliebt. Wie ist er in meinem Herzen gegenwärtig? Gott hat die Welt so sehr geliebt. Welche Wonne, die Augen zu schließen und zu sagen: Ich liebe dich, o Gott, und vertraue dir!

Das Herz weiß nicht, wie Jesus in der Eucharistie gegenwärtig ist; es wünscht es aber auch nicht zu wissen, weil es durch diese Kenntniß einbüßen würde, was den eigentlichen Reiz der Liebe bildet. Wenn ein Kind in einen finstern Keller tritt, empfindet es ein unheimliches Gefühl; allein Vater und Mutter, führen es. Wie wohlthuend unter so liebevoller und sicherer Führung in der Dunkelheit zu wandeln!

Wie tritt übrigens Christus an mich heran? Indem er sich entäußert. Welches Glück mithin für mich, da ich an ihn herantrete, mich ebenfalls zu entäußern! Er entäußert sich seiner Glorie, seiner äußeren Macht und Majestät; muß ich da nicht mit Freude

1) Bossuet, Trauerrede auf die Pfalzgräfin Anna von Gonzaga.

bereit sein, mich dessen, worauf ich am stolzesten bin, zu entäußern — meiner Sinne, meiner Vernunft? Er tritt an mich heran, ich möchte sagen, ganz Herz; soll da nicht auch ich ganz Herz an ihn herantreten?

Also sind für Jenen, der wahrhaft liebt, die Schwierigkeiten und Dunkelheiten des allerheiligsten Altarsacramentes statt eines Hindernisses ein Anziehungspunkt, ein Liebreiz mehr.

VII.

Doch was redest du von Dunkelheiten und Schwierigkeiten? Die wahre Liebe kennt deren nicht. Sobald wir dieses große Wort ausgesprochen haben, sind wir von Licht umströmt.

Du wunderst dich z. B. darüber, daß Christus in der allerheiligsten Eucharistie wirklich gegenwärtig sein wollte. Ich gebe zu, daß, wer nicht liebt, so Etwas unbegreiflich, ja widersinnig finden muß. Wie ganz anders ein liebendes Herz! Ich bin Nichts als ein armseliges, kaltes, selbstsüchtiges Geschöpf; liebe ich indeß Jemanden, dann empfinde ich den Drang, in seiner Nähe zu sein. Es thut mir weh, mich von ihm trennen zu müssen; und ist die Trennung eine lange, sollten wir gar für immer scheiden müssen, dann wäre mein Schmerz unsäglich. Und da sollte es unbegreiflich erscheinen, daß Jesus, dessen Liebe jede menschliche Liebe unendlich übersteigt, unter Jenen, die er liebt, beständig wohnen wollte! Das Gegentheil hätte mir unbegreiflich geschiene.

Du wunderst dich darüber, daß Jesus nicht an einem einzigen Orte weilen wollte, sondern an tausend Orten, auf tausend Altären zugleich; ein Zeichen, daß du nicht liebst. Ich nehme an, du seiest Vater oder Mutter; Gott habe dir vier oder fünf Kinder geschenkt. Sie wachsen unter deinen Augen heran wie junge Oelbäume, welche dereinst dein Alter beschatten werden. Plötzlich werden dieselben nach allen Himmelsgegenden zerstreut. Thut dir das nicht unendlich weh? Möchtest du nicht mit allen und mit einem jeden zusammen sein? Du besuchst bald Dieses, bald Jenes, um dein Herz zu täuschen. Angenommen, nun alle bedürften deiner zu gleicher Zeit, würden gleichzeitig gefährlich

krank oder schwer heimgesucht und sehnten sich nach dir; wäre es, da frage ich, für dich nicht eine unsägliche Qual, nicht bei allen zugleich sein zu können, um sie zu trösten? Was du nun thun möchtest, das hat Gott gethan. Er ist Vater, er hat überall Kinder; er braucht um zu vollbringen, nur zu wollen. Schmähe ja nicht das Wunder der wirklichen Gegenwart, auf alle Seelen ausgedehnt; es ist die großartigste Erfindung der Liebe. Du hättest es selbst gewirkt, wenn du gekonnt hättest.

Du wunderst dich darüber, daß Christus, da er unter den Menschen weilen wollte, nicht wenigstens seine Majestät und Herrlichkeit bewahrt, daß er sich so tief erniedrigt hat. Hierauf möchte ich erwidern, Majestät und Herrlichkeit sind Jenen gegenüber angebracht, die man nicht liebt. Da fällt mir eine liebliche Anekdote aus dem Leben Heinrichs IV. ein. Der König spielte mit seinen Kindern, als man ihm die Abgesandten der Republik Venedig meldete. Er ließ sie eintreten, ohne sich jedoch, sozusagen, von dem Teppich zu erheben, auf welchem hingestreckt, er nach Art zärtlicher Väter, mit den kleinen Prinzen allerlei Kindereien trieb. Als er das Befremden der hohen Herren wahrnahm, sprach er zu ihnen: „Ich sehe, daß sie keine Väter sind.“ Nun aber ist Gott Vater und er hat seine Herrlichkeit und Majestät abgelegt, damit wir vertrauensvoll und ungezwungen an ihn herantreten wie Kinder an ihren Vater, mag derselbe auch noch so hohe Würden bekleiden.

Es befremdet dich sodann, daß Christus, nachdem er für uns gelitten hatte und gestorben war, sein Opfer verewigen und auf unseren Altären bis zum Ende der Zeiten als Opfergabe verbleiben wollte. Du weißt eben nicht, welche Wonne es ist, für Jene, die man liebt, zu leiden und zu sterben. Es gibt auf Erden nichts Erhabeneres. Leider ist dies für uns armselige Menschenkinder keine dauernde Freude. Hat man dem Geliebten seine Zeit, seine Güter, seine Kräfte, seine Seele geopfert, dann kann man nur noch das Leben für ihn hingeben, hiemit ist es aber auch zu Ende. Es gäbe hier nur noch ein Mittel: dies ununterbrochen zu thun. „Leiden, beständig leiden und niemals sterben!“ Herrliche Worte aus dem Munde eines Heiligen. Eines wäre freilich noch erhabener: „Sterben beständig sterben,

und nachdem man tausendmal gestorben, immer wieder sterben.“ Dies war jedoch nur einem Gotte möglich; er machte es zum Brennpunkte, ich möchte sagen zum Herzen des allerheiligsten Sacramentes, um, wie in Allem, so auch in der Liebe Meister zu sein.

Du wunderst dich endlich, denn Alles ist ja in dem hochheiligen Geheimnisse Gegenstand deiner Verwunderung, du wunderst dich, sage ich, darüber, daß Christus in der allerheiligsten Eucharistie in einer Art und Weise gegenwärtig ist, welche uns ermöglicht, ihn zu genießen, ihn als Speise in uns aufzunehmen. Ich frage: „Wie kannst du dich darüber wundern? „Im Taumel menschlicher Liebe,“ sagt Bossuet so kühn, „möchte man bekanntlich einander essen, verschlingen, möchte sich den Geliebten in jeder Weise einverleiben; wie jener Dichter sagt, was man liebt, mit den Zähnen ergreifen, um den geliebten Gegenstand zu besitzen, sich mit ihm zu vereinigen, von ihm zu leben. Was nun in der menschlichen Liebe Raserei und Ohnmacht, das ist in der Liebe Jesu Christi Wahrheit und Weisheit — Nehmet hin und esset, das ist mein Leib. Verzehret, verschlinget (*dévorez, engloutissez*), nicht einen Theil, nicht ein Stück, sondern Alles ¹⁾.“ Von diesem Gefühle ließ sich einst jenes Weib, jene Mutter, jene Tochter hinreißen, als sie beim Anblick ihres verhungerten Vaters von Schmerz und Schrecken überwältigt, ihre Brust entblößte und sie ihm, wie einem Säugling darreichte. Denken wir ferner an die Kinder Ugolinos, welche, als sie ihren Vater Hungers sterben sahen, sich mühsam zu seinen Füßen schleppten und ihm die Arme mit den Worten entgegenstreckten: Vater iß uns, iß uns.

Das ist das allerheiligste Altarsacrament. Nimm alle Gefühle des menschlichen Herzens, vereinige sie, stoße sie, wenn ich so sagen darf, wie in einem Mörser zusammen und du hast jenes anbetungswürdige Institut. Ich begreife, daß es Jenem,

1) Bossuet, *Méditation sur l'Evangile*, la Cène, 1. Theil, § XXIV.

der nicht liebt, ein Räthsel ist und bleibt. Wer indeß liebt und sieht was Christus gethan hat, um den Drang seines Herzens zu befriedigen, wie er alle Regungen desselben zusammengefaßt, sie in einen einzigen Act, ich möchte sagen für alle Zeiten condensirt hat, der möchte in der That den Heiland ob seiner Allmacht beneiden.

Elftes Kapitel.

Das allerheiligste Altarsacrament (Fortsetzung).

Das heilige Gastmahl.

Gehen wir weiter in der Betrachtung des heiligsten aller christlichen Geheimnisse. Bisher haben wir nur dessen Außenseite ins Auge gefaßt; blicken wir nunmehr in das Innere.

Den Angelpunkt des eucharistischen Geheimnisses bildet nicht so fast die wirkliche Gegenwart Jesu auf dem Altar, als vielmehr der Genuß seines allerheiligsten Fleisches und Blutes. Christus ist unter uns gegenwärtig, um von uns genossen zu werden, um unserer Seele als Speise zu dienen, um uns das übernatürliche Leben zu spenden, dessen wir bedürfen.

Hiefür sprechen klar und unzweideutig die Einsetzungsworte, die Umstände, unter welchen sie gesprochen wurden, sprechen endlich die Gestalten von Brod und Wein, deren sich Christus als Schleier bedienen wollte; sprechen nicht minder die manichfachen und bedeutungsvollen Namen, welche dem eucharistischen Geheimnisse von den frühesten Zeiten an beigelegt wurden, als da sind: der Tisch des Herrn; der geheimnißvolle Tisch; der heilige Tisch¹⁾; das göttliche Gastmahl²⁾; das göttliche Brod; das Brod des Herrn³⁾; das himmlische

1) Hippolyt. in *Proverb.* IX, 1. Theod. in I *Corinth.* XI, 20. Euseb. *Demonst. Evang.* I, 10.

2) Chrysost. in I *Cor. Hom.* XXVII.

3) Ignat. *Eph.*, n. V. Orig. in *Matth.*, n. XIV. Hieron. in *Tit.* II, 14.

Brod; das Brod, welches alles Seiende übersteigt¹⁾; der Kelch des Lebens; der Kelch des Heiles²⁾; der heilige Leib Christi³⁾; das kostbare Blut; das Blut Christi⁴⁾; die Vereinigung; die heilige Vereinigung; die heilige Communion; der Tisch der Communion⁵⁾ und viele andere Benennungen, welche den nämlichen Gedanken aussprechen.

Versuchen wir, in den Sinn dieser bedeutungsvollen Worte etwas tiefer einzudringen.

I.

Das heilige Gastmahl. Es gibt gemüthliche Gastmähler, durch Freundschaft und heitere Unterhaltung gewürzt. Es gibt herrliche, königliche Gastmähler, an welchen man mit Ehrfurcht niedersißt, wegen der hohen Würde des Gastgebers; es gibt endlich ein Gastmahl, das heilige Gastmahl genannt — *o sacrum convivium*, wo man nicht niedersißt, sondern niederkniet, dem man mit gefalteten Händen, mit niedergeschlagenen Augen naht, das Herz voll des Glaubens und der Liebe, wegen der Heiligkeit, der Göttlichkeit der uns dargereichten Speise. *O sacrum convivium, in quo Christus sumitur.*

Und warum haben wir ein heiliges Gastmahl, eine göttliche Speise? Weil jedwedes Leben um fortzubestehen, des Unterhaltes bedarf. Jedes Wesen muß eine seiner Natur entsprechende Nahrung haben. Nun aber ist unsere Natur eine göttliche, wir bedürfen mithin einer göttlichen Nahrung. Gott hätte uns offenbar anders erschaffen können; sobald er jedoch in uns durch die Taufe das göttliche Leben setzte, mußte er uns auch eine göttliche Speise bereiten.

Die Wissenschaft ist gerade daran, die Ernährung des menschlichen Körpers zu untersuchen; sie findet darin Wunder, welche

1) Tertull. *de Orat.*, c. VI.

2) Basil. in Spirit. sanct. cap. XXVII.

3) Origen. *adv. Cels.* VIII, 33.

Tertull. *Pud.*, IX. Cypr. *Epist.* X, etc.

4) Hippol. in *Prov.* IX, 1.

5) Dion. Hierarch. *Eccles.*, cap. III, 11. Joan. Damasc. *Orth. fid.* IV, 13.

sie in Staunen versetzen. Sie zeigt uns, wie der Weinstock und der Weizen, jene edelsten Nahrungsmittel des civilisirten Menschen, ich möchte sagen mit unfehlbarem Instinct, die zu unserem Leben nothwendigen Elemente im Boden suchen und finden: hier was unseren Knochen, dort was unseren Nerven und wieder anderswo was unserem Blute Noth thut. Sie zeigt uns ferner, wie diese in wunderbarer Weise der Erde entnommenen Elemente sich in nicht minder wunderbarer Weise mit einander verbinden, durch den Genuß in unseren Organismus eindringen und von demselben assimilirt werden. Diese herrlichen Beobachtungen, welche sich erst im Anfangsstadium befinden, werden den emsigen Forschern noch weit größere Wunder offenbaren. Hat nun aber Gott, um das irdische Leben des Menschen zu erhalten, so großartige Wunder vollbracht, darf es uns da befremden, daß er, wo es sich um das übernatürliche Leben handelte, noch weit Größeres that! Wenn er die Pflanzen belebt, ich möchte fast sagen vergeistigt hat, auf daß sie die zu unserer Erhaltung nothwendigen Stoffe in der Erde fänden, wo wird er da suchen, was unsere Seele verlangt? Was sind in der That alle Wissenschaften, alle Entdeckungen auf den verschiedenen Gebieten der Natur für eine nach Wahrheit dürstende Seele? Nur Gott vermag sie zu sättigen. Gerade deshalb sprach Christus eines Tages zu uns: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib; nehmet hin und trinket, das ist mein Blut.“ Ihr seid gottähnliche Wesen; nähret euch von meiner Gottheit!

Und zwar genügt es nicht, daß die Nahrung des Menschen seiner Natur entspreche; sie muß auch seinem zeitweiligen Gesundheitszustande, seinen Schwächen und Armseligkeiten angepaßt sein. Gerade hier offenbart sich die Kunst des genialen Arztes; er versteht es, eine zerrüttete Natur gleichsam zu regeneriren. Ich kannte einst einen hervorragenden Mann, welcher sich der Leitung eines berühmten Arztes anvertraut hatte. Er war im höchsten Grade schwächlich und scrophulös, wurde jedoch so vollkommen hergestellt, daß er seinen Geschäften ungestört nachkommen konnte und ein Alter von nahezu achtzig Jahren erreichte. „Sage mir, was du issest, und ich werde dir sagen, was du werth bist;“ ein gewichtiges medicinisches Axiom. Als daher Christus sich uns als Speise hingeben wollte, gab er sich uns nicht wie er auf dem Thabor,

wie er bei seiner Auferstehung und Himmelfahrt war; was hätte uns diese verklärte Speise genügt, was den Kleinen, den Armen? ja selbst den Reichen, den Glücklichen dieser Welt, glücklich dem Anscheine nach, in Wahrheit so oft geknickt, verwundet, zermalmt? Blicke auf das allerheiligste Sacrament. Da sehen wir den Leib vom Blute getrennt, nicht in Wirklichkeit, sondern dem Scheine nach, um uns zu erinnern, daß Jesus gleich uns verwundet und zerschlagen wurde. Und um uns begreiflich zu machen, wiesehr diese Nahrung unserem Zustand angepaßt ist, sprach Jesus bei der Einsetzung des hochheiligen Sacramentes: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, welcher für euch hingegeben; nehmet hin und trinket, das ist mein Blut, welches für euch vergossen wird.

Ja, das Gastmahl, welches uns Jesus bereitet, gleicht in der That dem des Pelicans:

Pie Pelicane,
Jesu Domine!

Er hat um sich geschaut; er hat die ganze Erde durchforscht. Was könnte er wohl seinen Kindern geben, um das Leben in ihnen zu erhalten? Er fand Nichts, was ihnen entsprochen hätte, Nichts, was für ihre unsterbliche Seele erhaben, für ihre verwundete, zermalnte Seele zart genug gewesen wäre; da schlug er an seine Brust, öffnete sein Herz mit den Worten: Nehmet hin und esset, nehmet hin und trinket; ich allein bin erhaben genug, ich allein habe genug gelitten, um euch als Speise zu dienen.

Im Lauf ihrer Studien über die leibliche Ernährung des Menschen ist die Wissenschaft noch auf andere Wunder gestoßen. Möget ihr Männer des reinen Geistes auch noch so prahlen, Thatsache ist, daß euer Geist erlöschen würde, wenn ihn die niedrige, elende leibliche Nahrung nicht immer neu anfachte. Ja es gibt ausgesuchte Nahrungsmittel, welche noch weiter gehen, welche uns nicht nur Kraft und Stärke verleihen, welche vielmehr auch unsere Seele erheitern, unseren Witz schärfen, unsere Einbildungskraft anregen, unsern Geist m. e. W. dermaßen beleben, daß wir uns selbst geradezu für genial halten möchten. Wenn nun einfache irdische Elemente eine derartige Umgestaltung herbeizuführen im Stande sind, was sollen wir da erst von dem Leibe Jesu

Christi sagen, welcher mit unserer Seele in wesenhafte Verbindung tritt?

Mag jener Lebenssaft, welchen Gott in den irdischen Nahrungsmitteln verborgen hat, indeß auch noch so hoch emporsteigen, es gibt eine Sphäre, in welche er niemals einzudringen vermag, in welcher er nur Verwirrung anstiften könnte: das Gebiet der Pflicht, der Tugend, der Demuth, der Keuschheit, der Losschälung vom Irdischen; jenes göttliche Gebiet, in welches sich leider nur zu oft Trägheit und Ueberdruß einschleichen. Ihnen gegenüber bedarf die menschliche Natur nicht minder der Hilfe und Kräftigung durch eine Speise, göttlich wie sie selbst. Darum sprach Jesus: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, nehmet hin und trinket, das ist mein Blut. Wie man eine gewöhnliche Substanz in eine edle Flüssigkeit taucht, also habe ich dieselben durch drei- unddreißig Jahre eingetaucht in die Demuth, in den Gehorsam, in die Keuschheit. Nehmet hin und esset; werdet rein, keusch, heilig, voll Liebe zu Gott und zu den Menschen.

Das ist das allerheiligste Altarsacrament. Durch welche Einrede vermöchtest du nunmehr meinen Glauben zu erschüttern? Ich glaube an das Göttliche im Menschen wie du an das Niedere in ihm. Ich esse den Leib Christi wie du den Weizen des Feldes. Ich trinke sein Blut wie du das reine Wasser der Quelle oder den edlen Saft der Rebe. Ohne die natürliche Eucharistie wärest du ebensowenig ein Mensch, als ich ohne die übernatürliche ein Christ. Ich vermag dir nicht zu sagen, wie durch die heilige Communion Tugend und Keuschheit in eine Seele zurückkehren; ebensowenig aber auch du mir, wie durch einige Körner Weizen, einige Tropfen Wein dein Geist seine Lebhaftigkeit und Spannkraft wiedererhält. Unsere Waffen sind gut und gleich. Ich wette, daß du gegen meine göttliche Speise keinen einzigen Einwand vorbringen kannst, den ich nicht sofort gegen deine leibliche retourniren könnte.

Ja, Herr Jesus, ich lebe von dir wie der Mensch von der Natur lebt. Besser gesagt, in meiner Eigenschaft als Doppelwesen lebe ich zugleich von dir und von der Natur. Ich lebe zugleich von der Erde und vom Himmel nach den herrlichen Worten deines Propheten: „Der Staub kommt wieder zur Erde,

wobon er war, und der Geist kehrt wieder zu Gott zurück, der ihn gegeben hat" (Eccle. 12. 7).

II.

Das 18. Jahrhundert glaubte einen unwiderleglichen Einwand gefunden zu haben: Gott essen, hieß es, ist widersinnig. Nicht widersinnig, nein — erhaben.

Essen ist an sich schon etwas Großes. Wir bekennen dadurch, daß wir trotz unserer Hoffart Nichts sind, daß wir das Leben nicht in uns haben, daß es des Tages einigemal in uns zu ersterben droht. Essen heißt eines der Grunddogmen bekennen, daß wir nämlich hinfällige, armselige Geschöpfe sind, Gott unähnlich, welcher ja des Essens nicht bedarf.

Aber Gott essen, gibt etwas Höheres! Es bedeutet, daß wir über die ganze Erde erhaben dastehen, da wir auf dem herrlichen, so fruchtbaren Erdball Nichts unserer Natur adäquates finden. Wären wir irdische Wesen, dann könnte uns die Erde ernähren; da wir aber einer göttlichen Nahrung bedürfen, was Anderes können wir da sein als göttliche Wesen?

Nur aus der völligen Unkenntniß des allgemeinen Schöpfungsplanes konnte übrigens ein so thörichter Einwurf hervorgehen. Sei es, daß Gott in der Absicht, seinerzeit das Gesetz des eucharistischen Essens zu geben, die ganze Welt nach diesem Muster einrichten wollte, sei es, daß er, nachdem er seiner Anordnung gemäß, für die organischen Wesen nur ein Mittel der Lebenserhaltung gab, welches da ist essen und in die eigene Substanz umwandeln, das eucharistische Geheimniß sozusagen die übernatürliche Krone und Vollendung jener Anordnung bilden sollte; Thatsache ist, daß ohne Essen Nichts sich zu erhalten, zu wachsen, zu erheben, von einem Reich in das andere überzugehen vermag. Was ist niedriger als Erde, Lehm, Koth? Und dennoch bergen diese untergeordneten Wesen Elemente und Säfte, welche sie in wunderbarer Weise verarbeiten. Die Pflanze bemächtigt sich derselben und wandelt sie in ihre eigene Natur um. Erde, Koth sind zum wesentlichen Bestandtheile der Pflanze geworden und durch sie zur Würde des vegetativen Lebens erhoben.

Die Pflanze wächst, treibt Blüthen, Früchte, erfüllt die Luft mit Wohlgerüchen. Das Thier verzehrt sie, verwandelt sie in seine Substanz und erhebt sie auf eine höhere Stufe, welche da ist — das sensitive Leben.

Das Thier wird endlich vom Menschen verzehrt, wird zur Substanz des Menschen, wird durch das Essen bis zur Theilnahme am menschlichen Leben erhoben.

Da erübrigt nur noch, daß der Mensch ebenfalls höher emporzusteigen und sich in Gott umzuwandeln die Möglichkeit besitze. Es geschieht dies durch das allerheiligste Altarsacrament. Der Mensch isst den Leib und trinkt das Blut des Heilandes. Aber er verwandelt sie nicht in seine Substanz, er wird in sie umgewandelt nach jenem anderen bereits von Origenes¹⁾ beobachteten Gesetze, daß, wenn die Speise, welche wir genießen minder ist als wir, sie sich in uns umwandelt, wir im entgegengesetzten Fall in sie umgewandelt werden. Letzteres geschieht allhier. Der Mensch verwandelt nicht den Leib des Heilandes in seine Natur; er wird in die Natur Christi umgewandelt.

Also wird durch das geheimnißvolle aber allgemeine Gesetz des Essens und der Transsubstantiation die Erde Pflanze, die Pflanze Thier, das Thier Mensch, der Mensch Gott.

III.

Der Mensch bedarf also, um zu leben, einer Nahrung, welche seiner Natur entspricht. Wie wird nun diese Nahrung genommen? Durch welche Thätigkeiten vermag er sich dieselbe einzuberleiben? Durch zwei Thätigkeiten, beide in gleichem Maße wesentlich: Verzehrung und Assimilirung. Wir verzehren eine lebendige, uns fremde Substanz, und ist dieselbe in uns, dann machen wir durch einen zweiten, völlig geheimnißvollen Act aus jenem fremden Leben und dem unsrigen ein und dasselbe Leben. Wie ist das möglich? Es ist ein Geheimniß hinsichtlich des körperlichen Lebens, um wie viel mehr hinsichtlich des göttlichen. Wie kann Jesus

1) *Comment. in Joann.*, cap. VI.

mittels der heiligen Communion in uns eingehen? Wir wissen es nicht. Wie ist Jesus aus dem Schooße seiner jungfräulichen Mutter hervorgegangen? Die Kirche antwortet: Wie ein Sonnenstrahl, ohne irgend Etwas zu verletzen. Wie ist der Heiland nach seiner Auferstehung in den Saal gekommen, wo die Apostel bei verschlossenen Thüren versammelt waren? Wie ein Lichtstrahl, ohne von seinem Durchgang auch nur die leiseste Spur zu hinterlassen. Wie vermag das Licht in hermetisch verschlossene Räume zu dringen, wie der Blitz durch die dicksten Mauern, ohne auch nur einen Stein zu beschädigen? Was sind aber Licht und Electricität neben einem verklärten Leibe? Selbst die flüchtigsten Elemente vermögen uns hievon keinen Begriff zu geben. Um hievon eine Ahnung zu gewinnen, müssen wir die Seele, den reinen Geist betrachten, dessen Behendigkeit und Durchdringlichkeit der verklärte Leib besitzt. Was ist da erst vom Könige der verklärten Leiber, vom Leibe Christi zu sagen!

Vorhin war er wenige Schritte von mir verschleiert auf dem Altar; knieend betete ich ihn an. Jetzt ist er in mir. Wie ist das geschehen? Ich weiß es nicht. Was hat er, um einzudringen, zersprengt? Nichts; ebensowenig die Wandung meines Herzens als einst die Wände oder Thüren des verschlossenen Saales, in welchem die Apostel beisammen waren. Plötzlich stand er in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: „Berühret meine Hände und meine Füße und ihr werdet sehen, daß ich kein Geist bin.“ Und wie er gekommen war, so verschwand er, indem er, ohne eine Spur zu hinterlassen, durch die verschlossenen Thüren hindurchging. Also dringt er durch die heilige Communion in mein Herz.

Vermag ich indeß nicht zu sagen; wie er in mein Herz dringt, so weiß ich doch genau wann. Die winzige Hostie ist das Zeichen der göttlichen Heimsuchung. Sie spricht zu mir: „Sammle dich, bete an: hier ist er.“

IV.

Alsdann beginnt die Assimilirung. Aber wie? Es genügt in der That nicht, daß Christus in uns eingehe; er muß sich mit uns vereinigen. Er thut es auch, aber bis zu welchem Grad, in

welcher Art und Weise? Versuchen wir, diese Frage einigermaßen zu beantworten.

Es gibt verschiedene Arten der Vereinigung; welche hat Christus gewählt?

Da haben wir einmal die hypostatische Vereinigung; zwei Wesenheiten in einer Person. Es wäre zu viel gewesen; der Mensch hätte aufgehört reiner Mensch zu sein.

Wir haben sodann die moralische Vereinigung, die Vereinigung wie sie zwischen zwei Freunden besteht. Sie hätte nicht genügt.

Wir hätten noch eine dritte Art; ich weiß jedoch nicht, ob wir von ihr Erwähnung thun dürfen: die Vereinigung zwischen der Speise und dem Wesen, welches sie aufnimmt. Du nimmst einen Bissen Brod und issest ihn. Nach kurzer Zeit ist es nicht mehr Brod, sondern dein Fleisch, dein Blut, du selbst. Das ist die von Christus ausersehene Vereinigung; Jesus gibt sich in der allerheiligsten Eucharistie als Speise.

Eine Speise ist ein Wesen, von Gott geschaffen, um gegessen zu werden. Geessen werden ist sein Zweck, der Grund seines Bestehens, die Ursache aller seiner Vorzüge, seiner Schönheit, seines Wohlgeschmacks, seines Lebens; es ist, wenn ich so sagen darf, seine Freude, seine Wonne.

Der heil. Paulus erklärt mit der Beredsamkeit, welche ihn kennzeichnet, alle Geschöpfe seufzten und befänden sich so zu sagen in Geburtswehen, von Sehnsucht nach jener Stunde erfüllt, da sie die Kinder Gottes erkennen werden. Ich, man verzeihe mir die Kühnheit, möchte den Satz aufstellen, daß alle Wesen, welche Gott als Speise erschaffen hat, den Augenblick, da sie gegessen werden sollen, herbeisehnen. Wie groß ist daher, wenn sie der Mensch seinen Lippen nähert, ihre Freude, daß sie endlich den Zweck erfüllen, wozu sie von Gott erschaffen wurden! Und sind sie in unser Inneres hinabgestiegen, dann zersprengen sie ihre Hülle und ergießen das Leben, welches in ihnen wohnt, in alle Fasern des menschlichen Körpers. Sie zehren sich hierbei auf und empfinden nur den einen Schmerz, uns nicht mehr Leben mittheilen zu können; glücklich ihr erhabenes Ziel erfüllt zu haben, welches da ist den Schlag des menschlichen Herzens zu erhalten

Das wollte Christus sein, das ist er in dem allerheiligsten Altars sacrament, freilich mit dem wesentlichen Unterschiede, daß, während ich den gewöhnlichen Nahrungsmitteln Gefühle lieh, die sie ja unmöglich empfinden können, ich gänzlich außer Stande bin, die Gefühle zu schildern, welche das Herz des Erlösers beseelen. Du betest ihn an; gut, du besuchtest ihn; noch besser; du liebest ihn; am allerbesten; wozu nützt dies alles jedoch, wenn du ihn nicht issest? Er ist da, um gegessen zu werden. Nimm hin, ruft er dir zu, und iß, das ist mein Leib. Mit welcher Ungeduld harret er. Die Herzen werden angezündet. Welche Wonne! Er wird also gegessen werden. Der Moment der Communion naht. Welche Freude durchbebt ihn, wenn er den Schlüssel des Tabernakels knarren hört, sein Gefängniß sich aufthut! Er vermag sich nicht mehr zu halten. Der Priester macht nicht schnell genug. Es ist vorgekommen, daß die Hostie seiner Hand entfloß. Sie läuft, sie fliegt; es drängt sie, gegessen zu werden. Und wenn Jesus auf den Lippen ruht; wenn er durch jene unsichtbaren Canäle, welche Gott allein kennt, in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzen hinabsteigt, was thut er da? Ist sein Leben als Speise zu Ende? Bleibt er unthätig? Unthätig! Er, das Feuer! Er, die Liebe! Er, die göttliche Speise! Jetzt ist der Moment des Triumphes gekommen! Er zerspengt die Hülle, zerreißt den Schleier; er bedarf ihrer nicht mehr. Er ruht im Herzen Jener, die ihn lieben, die sich nach ihm sehnen. Er vereinigt sich mit ihnen, verwandelt sie in sich. Es ist eine Art gegenseitiger Durchdringung. *Tu in me et ego in te* — Du in mir, und ich in dir. Es wäre der Himmel, wenn der Himmel auf Erden wäre.

Leider ist dies nur ein Blik. Die Gestalten verschwinden, und mit ihnen die wirkliche Gegenwart; Christus stirbt gleichsam in uns. Aber indem er stirbt, hinterläßt er den Frieden, jenen tiefen Frieden, welcher zu erhaben ist, als daß er von einem Anderen denn von ihm kommen könnte.

V.

Hiermit ist das Geheimniß des allerheiligsten Altars sacramentes jedoch keineswegs erschöpft. Wir müssen noch höher emporsteigen.

Hast du bemerkt, daß die Kirche gewagt hat, den Consecrationsworten ein Wort, eine Art erhabener Parenthese einzuschalten?

Christus hat bekanntlich gesagt: Nehmet hin und esset; das ist mein Leib. Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, welches vergossen wird für die Vergebung der Sünden der Welt.

Die Kirche wiederholt diese nämlichen Worte am Altar. Plötzlich hält sie inne, als ob sie über die Worte staunte: Nehmet hin und esset; das ist mein Leib. Nehmet hin und trinket; das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, (ein Geheimniß des Glaubens), welches für die Vergebung der Sünden der Welt vergossen wird.

Möge es uns gestattet sein, in den Gedanken einzudringen, welcher der Kirche die eigenthümliche Parenthese eingegeben hat, welche da lautet: *Mysterium fidei*.

Treten wir an den Altar in dem Augenblicke, da ihn der Priester bestiegen hat. Die Kerzen brennen; Alles schweigt und betet. Plötzlich lehnt sich der Priester mit beiden Armen auf den Altar, gesammelt, ich möchte sagen überwältigt. Er spricht einige Worte so still, daß sie selbst der Meßdiener nicht hört; diese Worte ertönen jedoch wie ein lauter Schrei in den himmlischen Räumen, und mit einer Schnelligkeit, welche die des electrischen Funkens unendlich übersteigt, vollzieht sich die Transsubstantiation; der Leib Christi ist auf dem Altar gegenwärtig: *Corpus Domini nostri Jesu Christi*. Da nun aber der Leib Christi ein lebendiger Leib ist, ein auferstandener, ein verklärter Leib, so ist zugleich mit ihm das göttliche Blut gegenwärtig, welches in seinen Adern strömt und sein Herz schlagen macht: *Sanguis Domini nostri Jesu Christi*.

Schon möchte ich innehalten und dir zurufen: „Begreifst du dieses unaussprechliche Geheimniß des Glaubens: *Mysterium fidei*? Denn was ist das für ein Leib? Was ist das für ein Blut? Was ist es, was uns gereicht werden soll? Ist es eine menschliche Person? Nein. Was ist das dann? Es ist die mensch-

liche Natur: die deinige, die meinige, die Natur deiner Freunde, die Natur deiner Feinde. Du wirst sie auf deinen Lippen empfangen, sie ganz, ungetheilt, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt in dein Herz aufnehmen. Gerade deshalb sprach Jesus: „Wenn dein Bruder Etwas wider dich hat, so verlasse den Altar, geh' hin und versöhne dich mit ihm.“ Denn Gedanken des Hasses und der Zwietracht in ein Geheimniß der Liebe und Eintracht hineintragen, wäre ein Widersinn, ein Sacrilegium.

Und in welchem Zustande wird uns diese menschliche Natur gereicht? Verwundet, zer schlagen, das Blut wenigstens dem Anscheine nach vom Leibe getrennt, um unser Herz zu rühren und uns daran zu erinnern, daß sich die armselige menschliche Natur überall in diesem Zustande befindet. Ach, laß mich höher blicken als die Schmerzen der Personen und der Familien; laß mich weinen. Es ist das Blut, welches in Tong-King, in Aegypten, in Tunis fließt. Da haben wir Frankreich, welches die Wunden des deutschen Krieges und der schmachvollen Commune noch nicht verschmerzt hat; Irland, welches buchstäblich verhungert; Polen, welches in den letzten Zügen liegt; England und Rußland, zwei Colosse, welche Dolch und Dynamit beständig schrecken. Die ganze Welt leidet. Und wenn wir erst hinaufstiegen bis zu den Kriegen des ersten Kaiserreiches, bis zu den Gräueln d. J. 1793, bis zu den Katastrophen früherer Jahrhunderte! Ueberall sehen wir den Leib vom Blute getrennt; überall hängt die Menschheit am Kreuze. Beklagen wir uns hierüber nicht, denn wenn sie nicht am Kreuze hängt, dann wälzt sie sich in der Schmach. Darum hat Christus die menschliche Natur angenommen, verwundet, zer schlagen, damit wir das Elend der Menschheit kosteten, bevor wir an den Freuden der Gottheit theilnahmen, und die Liebe zu den Menschen uns hinführe zur Liebe zu Gott.

Ist das Alles? Keineswegs. Die Kirche lehrt mich, daß ich mit dem Fleisch und Blute des Herrn auch seine heiligste Seele empfangen. Wohlan! Ich habe es nicht anders erwartet. Es ist gewiß etwas Großes um das Blut eines Gottes; aber es ist nicht genug. Ich wage zu sagen, daß es mich nicht befriedigen würde. Ich bin bereit mit Magdalena die Füße des Heilandes

zu küssen, mit Johannes an seinem Herzen zu ruhen, aber nur unter der Bedingung, daß ich zu seiner Seele gelange. Ich bin Seele, und nur eine Seele vermag mir vollends zu entsprechen. Und nun naht sich uns eine Seele, welche uns ruft; die schönste, die erhabenste, die zarteste, die edelste aller Seelen. Was thäte dieselbe, wenn wir minder kalt und gleichgiltig wären, wenn wir uns ihr vollkommener hingäben? Sie würde uns von ihrer Schönheit, Zartheit und Erhabenheit mittheilen, uns dem Alltäglichen entreißen, uns zu sich emporziehen.

Es ist dies jedoch erst der Anfang des Geheimnisses. Jene schöne, edle, erhabene Seele ist mit der zweiten Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit in einer Weise vereinigt, daß sie mit dem ewigen Worte nur eine göttliche Person bildet. Wenn ich mithin mit dem Fleisch und Blute Jesu Christi zugleich auch seine Seele empfangen, so ist es klar, daß ich zugleich auch das Ewige Wort, die zweite Person in der Gottheit empfangen. Wie ist es möglich, daß meine Seele durch ein solches Feuer nicht verzehrt wird? Ich weiß es nicht. *Mysterium fidei!*

Wir nähern uns dem Gipfel; um denselben vollends zu erklimmen, müssen wir uns Eines vergegenwärtigen. Es ist theologischer Grundsatz, daß bei allen Thätigkeiten, welche zum Leben Gottes nicht nothwendig gehören, bei den freien Acten, welche Gott nach außen, *ad extra* setzt, wie sich die Theologen ausdrücken, es ist, sagten wir, ein theologischer Grundsatz, daß, wo eine Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist, nothwendig auch die beiden anderen sind. Ist mithin unter den sacramentalen Gestalten das Ewige Wort gegenwärtig, so gilt dies auch vom Vater und vom heiligen Geiste, also von der ganzen allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Den drei göttlichen Personen sind indeß nicht nur jene Thätigkeiten eigen, sondern auch andere, welche zu ihrer allerheiligsten Wesenheit gehören, folglich nothwendig und ewig sind, niemals aufhören können. Der Vater zeugt von Ewigkeit her den Sohn; aus dem Vater und dem Sohne geht von Ewigkeit her der heilige Geist hervor. Diese Thätigkeiten haben keinen Anfang gehabt, können niemals enden, keinerlei Unterbrechung erleiden. Wenn ich nun bedenke, daß in jenem Augenblicke, wo

die Gestalten in mir sind, sich jene geheimnißvollen Vorgänge, die wir in der Ewigkeit schaun werden, in meiner Brust vollziehen, daß in den Tiefen meines Herzens der Vater den Sohn zeugt, und aus beiden der heilige Geist hervorgeht; daß mein Inneres den Schauplatz und das Heiligthum jener göttlichen Thätigkeit bildet, dann sinke ich vor Rührung und Begeisterung auf die Kniee. O allerheiligstes Sacrament, meine Seele vermöchte die Wonne nicht zu ertragen, wenn ihr Gott beschieden hätte, deine Geheimnisse zu ergründen!

Zwölftes Kapitel.

Die letzte Uelung. — Der Tod.

Wenn die Kirche so viel Verständniß und Eifer an den Tag legt, um das Leben ihrer Kinder zu heiligen, was wird sie da nicht thun, um sie auf den Tod vorzubereiten? Der Tod ist der letzte, der wichtigste Act. Er kann eine Sühne, er soll ein Opfer sein. Jedenfalls findet in ihm das Erdenleben seinen endgültigen Abschluß. Nirgends zeigt sich mithin die Kirche zärtlicher, liebevoller, mächtiger. Sie hat eine Wissenschaft des Sterbens geschaffen, welche, wie alle Wissenschaften ihre niedrigsten und höchsten Stufen besitzt. Jenes Wesen, welches wie ein Schatten vorübergeht, ob seiner Vergänglichkeit seufzt; jenes Wesen, welches den Tod so sehr fürchtet, die Kirche lehrt es, demselben muthig ins Auge sehen, ihn willig hinnehmen, ja selbst ihn als Freund und Erlöser herbeisehen.

Aber nicht nur die Kunst gut zu sterben lehrt uns die Kirche, sie verleiht uns hiezu auch die Kraft. Sie berührt mit ihrer geweihten Hand das Auge des Sterbenden, um es für das Irdische zu schließen und für das Himmlische zu öffnen. Sie salbt seine Füße und Hände, um sie vom Staube des Weges zu reinigen, sein Herz, um es für den letzten Kampf zu stärken. Und so lange jener furchtbare Kampf dauert, welch heiße Gebete für den Sterbenden! Wie warm tritt ihre Mutterliebe bei Gott für ihn ein! Wie flehentlich ruft sie alle Engel, alle Heiligen des Paradieses zu Hilfe! Wie wird das Herz Gottes von ihr be-

stürmt! Und wenn der Geist die irdische Hülle verlassen hat, mit welcher Liebe schließt sie dem Leichnam die Augen!

Ja selbst wenn sie denselben mit Thränen und Gebeten in die geweihte Erde gebettet hat, verläßt sie ihn keineswegs; sie öffnet ihm durch ihre Fürbitte die Pforten des himmlischen Jerusalems. Ist das nicht in der That erhaben? Wollten wir darthun, daß die Kirche Mutter ist, ihr unter allen Religionen diese Eigenschaft allein zukommt, wir bedürften in der That keines anderen Beweises *).

Ein Sacrament erwartet uns an der Pforte des Lebens, um uns die Laufbahn der Gnade zu eröffnen; auch an die Pforten des Todes hat Gott ein Sacrament gestellt, um uns auf den Weg der Glorie zu leiten. Für den Kampf des Lebens ist das Sacrament der Firmung, für den Todeskampf reicht dieses Sacrament nicht mehr aus: Gottes Weisheit und erbarmende Liebe hat hiefür eine neue Stärkung, eine neue Delung — die letzte zum Kampfe verordnet. Das Sacrament der letzten Delung — es ist die Taufe für die Ewigkeit und die Firmung für den Todeskampf.

„Wenn die Mehrzahl der alten Religionen,“ sagt irgendwo Chateaubriand, „die Asche der Todten geheiligt hat, so hat doch keine auch nur daran gedacht, die Seele auf jene unbekannten Gestade vorzubereiten, von welchen es keine Rückkehr gibt. In der katholischen Kirche aber ist das Wort verwirklicht: „Da Jesus die Seinigen liebte, hat er sie geliebt bis zum Ende.“ Dank dieser Liebe hat der Tod für die Kinder der Kirche nichts schreckliches mehr; ja es bewahrheitet sich der Ausspruch Tertullians: *Mori cum voluptate debemus* — Mit Freude sollen wir sterben.

*) Der Verfasser führt alhier zur Beleuchtung der Wirkungen des Sacramentes der letzten Delung eine Episode aus seinem Seelsorgsleben an, welche wir übergehen zu müssen glauben, weil sie für den deutschen Leser keinerlei Interesse böte. Deshalb haben wir das Nachfolgende über die Letzte Delung der Vollständigkeit halber selbstständig bearbeitet.

(Anm. des Uebersetzers.)

Mit dem Sacramente der letzten Delung schließt sich der heilige Cyclus jener Gnadenmittel, die für den einzelnen bestimmt sind. Die heilige Delung ist nach dem Ausdruck des Tridentinums die Ergänzung der Buße und die Vollendung des gesammten christlichen Lebens, welches in der Taufe seinen Anfang genommen. Durch die Taufe wird die Sündenschuld und deren Strafe, ewige und zeitliche vollkommen getilgt, aber die Begierlichkeit bleibt — sie bleibt zum Kampfe, damit der Getaufte durch gesetzmäßiges Kämpfen die Krone erringen könne (Conc. v. Trident, Sitzung 5, Can. 5). Der Christ ist somit vom Eintritt in das Leben an zum geistigen Kampfe berufen und damit er diesen Lebenskampf siegreich bestehe, hat Christus seiner Kirche den heiligen Geist verliehen. Diesen Geist der Stärke und Kraft, durch den sie selbst unüberwindlich ist im Glauben und gegen alle Mächte der Finsterniß (Matth. 16, 18), verleiht sie zu demselben Zwecke jedem einzelnen ihrer Glieder im heiligen Sacramente der Firmung, welches die Vollendung der Taufe ist. Dieser Kampf dauert durchs ganze Leben, steigert sich aber aufs höchste am Ende desselben, an der Pforte des Todes. Denn wenn schon die theilweise Auflösung des leiblichen Lebens in der Krankheit tief in die Seele schneidet, so ist klar, daß die gänzliche Trennung von Seele und Leib noch qualvoller wirkt — als Angst und Seelenpein, die wie jeder Schmerz zugleich als Versuchung gegen den Geist auftritt und um so schwerer wird, je mehr der Mensch durch die Sünde das Gesetz des Todes in sich hat zur Herrschaft gelangen lassen.

Wie nun die Wettkämpfer ihren Leib mit Del stärkten, so wird durch die Kraft der letzten Delung der Mensch gestärkt zum letzten geistlichen Kampfe, damit er Krankheit und Tod nicht bloß siegreich, sondern auch fruchtreich, d. h. so überwinde, daß er seine Feinde zu seinem Triumph dienstbar mache, und der Tod ihm verdienstlich werde zum ewigen Leben. Und auch nach dieser Beziehung ist die Delung die Vollendung von Taufe und Buße.

Die Taufe ist nämlich selbst ein geistliches Absterben und eine Auferstehung zu neuem, übernatürlichem Leben, sie ist ein geistiges Mitsterben mit Christus, ein symbolisches Eingehen in

seinen Tod, in sein Begräbniß und seine Auferstehung (*Consepulti enim sumus cum illo per baptismum in mortem, ut quomodo Christus surrexit a mortuis . . . , ita et nos in novitate vitae ambulemus* — denn wir sind mit ihm durch die Taufe zum Tode begraben, damit, gleichwie Christus auferstanden ist von den Todten . . . , also auch wir in einem neuen Leben wandeln (Röm. 6, 4). Diese in der Taufe nur geistiger Weise sich vollziehende Verähnlichung mit dem Tode Christi soll durch den physischen Tod des Christen zu einer vollendeten Aehnlichkeit werden, d. h. er soll mit Christus seinem Haupte wirklich sterben, begraben und der Seele sowie dem Leibe nach in ein neues, unsterbliches Leben eingeführt werden. Der physische Tod des Christen ist somit nichts Anderes als eine Vollendung der Taufe — eine zweite Taufe, durch welche er, wie durch die erste in die streitende Kirche, das Reich Gottes auf Erden, so in die triumphirende Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen im Himmel eingeht. Daher auch die Oelung als „Sacrament der Sterbenden,“ die Vollendung der Taufe und des durch die Taufe begonnenen christlichen Lebens ist.

Die letzte Oelung ist aber auch die Vollendung der Buße, insofern sie die Sünden und ihre Folgen vollständig hinwegnimmt und auch das Leben der Buße mit dem Tode, dem höchsten Genugthuungsacte, abschließt, weshalb sie auch ein mittelalterlicher Lehrer (Ivo von Chartres) das Sacrament der öffentlichen Buße genannt hat — *Sacramentum publicae poenitentiae*. Der höchste verdienstliche und genugthuende Act ist die freiwillige Uebernahme des unvermeidlichen Todes — der letzten zu erstehenden Sündenstrafe. Der Tod als Ende des Lebens ist somit Vollendung der Buße; das Sacrament der Sterbenden Vollendung des Sacramentes der Buße und des gesammten christlichen Lebens. Soll nämlich der Tod nach dem Grundgesetze der Erlösung dem Menschen zum Heilmittel werden, so darf sich dieser hierbei nicht bloß leidend verhalten, sondern muß freithätig, mit voller Ergebung des Geistes und Willens in denselben eingehen. Dazu bedarf es aber einer höheren, übernatürlichen Gnadenstärkung, welche die Kirche durch das Sacrament der Oelung verleiht.

Wie sonach die Kirche in Einheit mit Christus Macht besitzt über den geistigen Tod der Seele, über die Sünde im Sacrament der Taufe und Buße, so besitzt sie im Sacrament der Letzten Oelung, der Vollendung beider, durch Salbung und Gebet im Namen des Herrn Macht über den physischen Tod des Leibes, indem sie ihm die Herrschaft nimmt und ihn zum Diener des Lebens macht: Mors in vitam!

Dreizehntes Kapitel.

Vom Loose der Seelen im Jenseits.

Der Himmel.

Man muß der Menschheit die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie an einem Jenseits niemals gezweifelt hat. Mit Plato ebenso wie mit Christus hat sie jederzeit geglaubt, daß sie sich auf der Wanderung, keineswegs am Ziele befindet. Vergeblich haben sich in Zeiten moralischen Verfalles einzelne Persönlichkeiten bemüht, den Glauben an ein besseres Jenseits bei ihrer Umgebung zu ersticken; die Menschheit hat sich von ihnen mit Geringschätzung abgewendet, besser gesagt, sie mit Abscheu verstoßen.

Indem die Menschheit das Sein jener Ewigkeit annahm, welcher sie fühlbar entgegengeht, erkannte sie zugleich, daß dieselbe zweifach sein würde, glücklich für die Guten zur Belohnung, unglücklich für die Bösen zur Strafe; und, was wir als besonders eigenthümlich hervorheben möchten: sie hat an die Ewigkeit der Strafe nicht minder fest geglaubt als an die Ewigkeit der Belohnung. Ebenso klar erkannte sie, daß zwischen dem ewigen Glück und der ewigen Qual ein dritter, vorübergehender Zustand in der Mitte liegen müsse für Jene, die für den Himmel noch nicht rein genug, für die Hölle aber zu gut sind, jene Seelen, welche das Alterthum so treffend als „die heilbaren Seelen“ bezeichnet hat, und welchen in der That jene geheimnißvollen Prüfungen das Mittel bieten werden, sich zu heilen und zu reinigen.

Wenn wir diese allgemeinen Ueberlieferungen studiren und sie mit der Lehre der Kirche vergleichen, dann haben wir einen

neuen Beweis für die Harmonie, welche zwischen den Dogmen des Christenthums und den Intuitionen des menschlichen Herzens besteht. Hier würde jedoch diese wunderbare Harmonie vielleicht nicht genügen, um Alles zu erklären. Es drängt sich uns die Annahme auf, daß an die Menschheit gleich bei ihrer Entstehung eine wichtige und feierliche Offenbarung erging, welche sich nie ganz verloren hat, und deren Ueberreste sich in den Ueberlieferungen aller Völker wiederfinden, wenn auch durch Phantasie oder Leidenschaft vielfach entstellt.

Die Erörterung dieses Gedankens hat der christlichen Apologetik bereits hochinteressantes Material geliefert. Versuchen wir, Einiges hinzuzufügen, indem wir jene drei Stätten der Reihe nach ins Auge fassen, welche da sind: der Himmel, das Fegfeuer, die Hölle; über der Pforte einer jeden ließen sich die berühmten Worte Dante's anbringen:

Ich bin erschaffen von der göttlichen Macht, von der höchsten Weisheit, von der ersten Liebe.

Beginnen wir mit dem Himmel, welcher zuerst von Gott erschaffen wurde und den ewigen Rathschlüssen seiner Liebe gemäß allein hätte erschaffen werden sollen.

I.

Daß es einen Himmel gibt, braucht nicht bewiesen zu werden, wohl aber, daß es eine Hölle gibt. Was dem menschlichen Geist unmöglich erscheint, ihn mit Schrecken erfüllt, ihm wie ein Widerspruch vorkommt, ist nicht der Himmel, sondern die Hölle; dieses furchtbare Dogma wird daher späterhin den Gegenstand eines unumstößlichen Beweises bilden müssen. Handelt es sich um den Himmel, sofort zollt die Vernunft Beifall, jubelt das Herz. Wer vermöchte das Dasein des Paradieses zu bestreiten? Alle edlen und reinen Gefühle weisen darauf hin. Der Mensch vermag das Erdenleben nur auf Grund der Ueberzeugung zu ertragen, daß er einst im Himmel Trost und Entschädigung finden wird.

Die Attribute Gottes erheischen den Himmel nicht minder als die Geisteskräfte des Menschen. Denken wir uns den Himmel

hinweg, was bleibt da vom großartigen Werke Gottes? Eine kurze Spanne Zeit, unsägliches Elend und dann — das Nichts. So Etwas sollte Gott erschaffen, an einem so herrlichen Meisterwerke sieben Tage gearbeitet haben, um mit einem solchen Fiasco zu enden! Und was hat ihm gefehlt, um es besser zu machen? Etwas die Macht? Etwas die Weisheit? Etwas die Liebe? Da hat Alles gefehlt; und das gewaltige Werk Gottes ist, wenn es nicht mit dem Himmel endet, ein kläglicher Scherz.

Mit dem Paradiese hingegen erklärt sich Alles: die Schmerzen des Lebens, sie werden der Freude weichen; die Mühseligkeiten und Anstrengungen, sie werden ihren Lohn empfangen. Man begreift, daß die Seele einen unlöslichen Durst nach Wahrheit empfindet, ist sie ja bestimmt, sich an ihr auf ewig zu sättigen; daß sie von Sehnsucht nach Glück gefoltert wird, ist sie ja für ein unendliches Glück geschaffen; daß sie das Zeitliche verachtet, sich für Tugend und Wahrheit hinopfert, muß sie ja Ersteres so bald verlassen, um sich an letzterem zu berauschen. Alle Geistesgaben des Menschen sind ebenso viele Wartsteine, im Hinblick auf den ewigen Bau gesetzt.

Kurz, ohne den Himmel ist Alles falsch, widersprechend, lächerlich, sind Gott und die Seele unerklärlich. Der Glaube an den Himmel hingegen verscheucht jeden Schatten, löst jeden Widerspruch; da verschmilzt Alles in der schönsten Harmonie.

II.

Gott hat also den Himmel erschaffen; er hat ihn vor der Erde erschaffen. Der ewige Bau ging dem vergänglichen Zelte voran; der Baumeister verwandte auf ihn eine größere Sorgfalt, sollte er ja die bleibende Wohnstätte sein. Wohin hat er ihn nun verlegt? Können wir wissen wo das Paradies ist. Ohne Zweifel ist es ein materieller Raum, da er ja nicht nur Seelen, sondern mit ihren Leibern vereinigte Seelen beherbergen soll und schon beherbergt. Es ist ein ungeheurerer Raum, millionenmal größer als die Erde, da er ja allen Heiligen zur Wohnstätte dienen soll, welche von Anbeginn auf der Erde waren und bis an das Ende der Zeiten auf ihr sein werden. Es ist eine Stätte voll des

Glanzes und der Herrlichkeit, im Vergleich zu welcher die Erde mit all ihren Wundern nichts ist als ein Ort der Verbannung, eine Region der Finsterniß. Also lehrt uns die heilige Schrift. Ueberall stellt sie uns den Himmel als eine bestimmte, abgegrenzte Wohnstätte dar (Joh. 14, 2), deren Schönheit alle Begriffe übersteigt (vgl. Hebr. 13, 14; Apoc. 21, 1—26). Aber, frage ich wiederum, wo ist er, wo liegen jene seligen Regionen, nach welchen wir seufzen?

Die Alten verlegten sie jenseits des hohen, blauen, mit glänzenden Nägeln besäten Gewölbes, welches unsere Welt so anmuthig umgibt. Eine kindische Anschauung, welche die Wissenschaft sofort zu Schanden machte. Es gibt kein blaues Gewölbe; und jene glänzenden Nägel, welche das Firmament schmücken, sind Welten, um das Tausend-, um das Millionenfache größer als unsere Welt. Ihre Zahl ist unbestimmbar. Auf dem für uns sichtbaren Horizont allein sind ihrer nahezu hundert Millionen, und von weiteren Millionen ist nichts als ein mattes Licht wahrnehmbar. Richte dein Fernrohr auf irgend eine Stelle des Himmelsgewölbes und du wirst Massen winziger lichter Punkte erblicken; es sind ebenso viele Sonnen und Planeten. Gedenke ferner, daß der Raum keine Schranken hat, daß sich seine Grenzen den Blicken entziehen; daß, wenn Gott die Gestirne im sichtbaren Theile des Raumes ausgestreut hat, der unsichtbare deren jedenfalls auch nicht entbehrt, die Schöpfung also nach keiner Richtung hin beschränkt erscheint. Du verlangst einen Raum, hinreichend ausgedehnt, um jene Schaaren Seliger zu fassen, von welchen der Apostel sagt, daß kein menschliches Auge sie zu zählen vermag. Scheint dir jene Unermeßlichkeit nicht für diese Unermeßlichkeit geschaffen?

Freilich bildet dies nicht einen einzigen Ort. Die Gestirne stehen in unberechenbarer Entfernung von einander. Was liegt indeß daran, wenn die Seligen den Engeln gleich jedweden Raum in einer Secunde durchwandern können? Da würde durch die Entfernung das Glück nur erhöht.

Thatsache ist ferner, daß jene zahllosen Gestirne in Bezug auf den Glanz verschieden sind. Sie bilden Wohnungen von ungleicher Schönheit. Hat indeß Christus nicht gesagt: „Im

Hause meines Vaters sind viele Wohnungen" (Joh. 14, 2)? Nun da haben wir sie, jene getrennten Wohnungen, von welchen das Evangelium spricht, und welche vielleicht für verschiedene Gruppen von Seelen bestimmt sind. Wie werden dieselben dort zusammenkommen? Etwa nach Ordnung ihrer Natur: in dieser Sterngruppe die Engel, in jener die Menschen? Alsdann würden wir an jenen Stätten wohnen, wo wir gelitten, geliebt, gebetet haben, welche, umgestaltet, vergöttlicht, von der Trauer der Vergangenheit nur die Erinnerung behielten, gleichwie Christus an seinen Händen und Füßen die Narben seiner Wunden behielt, was ja unendlich wohlthuend wäre. Oder aber wird diese Gruppierung der Seelen nach Maßgabe der Verdienste stattfinden? Zu dieser Ansicht neigte offenbar Chrysostomus. In jedem Gestirn sollte seinem Dastehen nach eine Gruppe gleichverdienter Auserwählter wohnen. „Trachte,“ sprach er zu einer Wittwe, „also zu leben, daß du auf dem nämlichen Gestirne wohnest, wie dein Mann.“ Wir hätten demnach je nach dem Verdienste der Insassen schönere und minder schöne Wohnungen, in welchen eine jede Seele ihren ständigen Aufenthalt hätte, mit der Möglichkeit, sich mit Gedankenschnelle in alle anderen Wohnungen zu versetzen.

Thatsache ist endlich, daß all diese Gestirne nicht unbeweglich sind. Die kleineren drehen sich um ein größeres, welches ihnen als Mittelpunkt der Anziehung dient, und von dem sie das Leben schöpfen. Jener Mittelpunkt, den man früher für fest hielt, beschreibt ebenfalls einen ungeheuern Bogen um einen andern entfernteren Herd, indem er seine ganze Planetenfamilie mit sich zieht. Und selbst jene Herde, jene Millionen von Sonnen, welche den unendlichen Raum erfüllen, drehen sich ebenfalls um einen unbekannten Punkt, einen Centralherd, welcher inmitten des Weltalls allein feststeht. Warum sollte nun nicht gerade da, in jenem Centrum der Centren die allerhöchste Majestät ihren Sitz haben und nach allen Welten hin ihre Strahlen entsenden? Dort wäre auch die Wohnung Jesu Christi; denn daß er an einer bestimmten Stelle weilt, müssen wir nothwendig annehmen. Als Mensch kann er nicht überall sein, und dennoch muß er überall sein, da er ja das Haupt Aller, der Gegenstand der beseligenden An-

schauung Aller, der einzige Quell ist, von welchem das verklärte Leben sich über Alle ergießen soll. Wie wird Gott diese Schwierigkeit lösen? Durch welches außerordentliche Mittel wird er bewirken, daß Jesus einer jeden Seele gegenwärtig sei, deren Seligkeit er sein soll? Sollte das eucharistische Geheimniß vielleicht der Schatten eines noch weit großartigeren Geheimnisses sein, vermöge dessen Jesus im Himmel, an einer bestimmten Stätte weilte und dennoch allen Seelen ohne Schleier gegenwärtig wäre?

Es gibt Theologen, welche der Ansicht sind, daß in jener herrlichen Welt der Gestirne zwei Dinge sind, welche der Zeit und nicht der Ewigkeit angehören: einmal die Zerstreuung der Gestirne im Raume, sodann ihre Bewegung. Das nähere Studium der Planetenwelt erweckt in ihnen die Ansicht, daß die Bewegung auf eine Vereinigung der Himmelskörper hinzielt, daß dieselben ihren Ruhepunkt suchen. Sie würden allgemach zu einem Ganzen zusammenschmelzen und inmitten des Unendlichen eine einzige Erde bilden, welche der unwandelbare Aufenthalt der Seligen wäre. Wir wollen dieser Ansicht nicht widerstreiten, obwohl jene harmonische Bewegung der Gestirne, jener Centralpunkt, um den sich Alles dreht, uns der Ewigkeit keineswegs unwürdig erscheinen.

Fügen wir hinzu, daß die Schönheit der Erde, der Glanz der Sonne und der Sterne kaum einen schwachen Schatten dessen bieten, was jene königlichen Wohnungen einst sein werden. Da haben wir nur einen Abriß, gleichsam nur eine Skizze. Gott wird dieselbe wieder aufnehmen und zu Ende führen. Aus jener Stätte der Verbannung, in welche er die Schönheiten mit farger Hand gesät hat, auf daß wir nicht allzusehr an ihr hängen, wird er den Palast des ewigen Triumphes machen. Dieser Gedanke geht durch die ganze heilige Schrift. „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Apoc. 21, 1). — „Da nun dies Alles zergehen wird, wie sehr sollet ihr euch befleißigen, mit heiligem Wandel und Gottseligkeit zu warten und entgegenzueilen der Ankunft des Tages des Herrn, durch welchen die Himmel vom Feuer zergehen, und die Elemente von der Hitze des Feuers zerschmelzen! Wir erwarten aber

nach seiner Verheißung neue Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet" (II Petr. 3, 12 u. 13). Versuchen wir nicht, diese neuen Himmel und diese neue Erde zu beschreiben. Wenn selbst hienieden so viel des Herrlichen ist; wenn Sonnenauf- und Sonnenuntergang, wenn das geheimnißvolle Dunkel des Waldes, wenn der majestätische Anblick des Meeres unsere Sinne bezaubern und überwältigen; wenn der Schöpfer die vergängliche Erde so herrlich ausgestattet hat, welche Pracht wird er da erst über unsere ewige Wohnstätte ausgegossen haben! Der heil. Johannes streut in der Geheimen Offenbarung die Diamanten, Saphiren, Topasen; Smaragden mit vollen Händen aus, um uns diese Pracht einigermaßen zu veranschaulichen. Obwohl ich indeß den jungfräulichen Jünger zärtlich liebe, kann ich doch nicht umhin zu finden, daß der heil. Paulus einen erhabeneren Standpunkt einnimmt, wenn er auf jede nutzlose Anstrengung der Einbildungskraft verzichtet und einfach schreibt: „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben" (I Cor. 2, 9).

Bleiben wir bei diesem Ausspruch; er sagt Nichts und sagt doch Alles.

III.

In welchem Augenblicke wird nun die Seele in jene neuen Himmel eintreten, um die beseligende Anschauung Gottes zu genießen? Sofort, wenn sie rein ist. Welchen Grund hätte da eine Verzögerung? Weder Gott noch die Seele hätten Nutzen davon.

Es fehlt jedoch nicht an Männern, welche diesen augenblicklichen Eintritt in die himmlische Herrlichkeit nicht annehmen. Die himmlische Seligkeit, sagen sie, besteht wesentlich in der Erkenntniß und in der Liebe Gottes; wie vermöchte aber eine vom Leib getrennte, ihrer körperlichen Organe beraubte Seele zu sehen, zu erkennen, zu lieben, zu empfinden? Der Geist bedarf um zu denken des Gehirns; denken wir uns letzteres erkrankt, dann hat das Denken oder wenigstens das normale Denken ein Ende. Das Nämliche gilt vom Herzen, dem nothwendigen Organ der Liebe.

Hieraus scheint hervorzugehen, daß die Seele, vom Leibe getrennt, ihrer Organe beraubt, wohl als Kraft fortbesteht, fähig unter günstigen Verhältnissen einen neuen Organismus zu beleben, unter den bestehenden Verhältnissen indeß jedweder Thätigkeit unfähig, des Bewußtseins bar, sich in einem schlafähnlichen Zustande befindet, so lange ihr die zu den intellectuellen Thätigkeiten nothwendigen Organe abgehen.

Nicht wenige Väter geriethen in Verlegenheit durch diesen Einwand, welchem die Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie neue Kraft zu verleihen scheinen, der jedoch keineswegs unlösbar scheint. Vergewärtigen wir uns vorerst die trostlosen Consequenzen einer solchen Lehre. Wie! Die geliebten Wesen, um welche wir trauern, die wir uns im Himmel denken, die wir anrufen, ihr Leib sollte Staub sein, und ihre Seele sich für einen Zeitraum von vielleicht zehntausend Jahren in einem schlafähnlichen Zustande befinden! Jene Heldenseelen, welche sich im Dienste Gottes abgemüht, gelitten, ihr Leben hingegeben haben, sollten, obwohl vollkommen rein, tausende von Jahren auf ihren Lohn warten! Gott sollte nicht mehr Sehnsucht empfinden, die ihn so innig liebten, an sein Vaterherz zu drücken! Wir rufen die Heiligen an, einen heil. Vincenz von Paul, einen heil. Franz von Sales, eine heil. Theresia, eine heil. Johanna von Chantal, wir flehen um ihre Hilfe. Irrthum! Hirngespinnst! Ihre Seelen sind keineswegs vernichtet, haben jedoch das Bewußtsein verloren, schlafen. Ihrer leiblichen Organe beraubt, sind sie unfähig zu denken, zu fühlen, zu lieben. Sie werden diese erhabenen Fähigkeiten erst durch Wiedervereinigung mit ihren Leibern zurück-erlangen, d. i. vielleicht erst in zehntausend Jahren. Gibt es etwas in jeder Hinsicht Trostloseres? Diese jämmerliche Lehre wurde aber auch wiederholt verdammt. Einmal 1336 durch die dogmatische Bulle Benedicts XII. ¹⁾, sodann durch das allgemeine Concil

1) *Benedictus XII in constit. Benedictus Deus.* »Auctoritate apostolica definimus quod animae sanctorum omnium... post mortem, et purgationem in illis qui purgationis hujusmodi indigent, etiam ante reassumptionem corporum suorum, sunt in coelo cum Christo, et vident divinam essentiam visione intuitiva.«

zu Florenz 1439. „Jede von Sünden reine Seele,“ wurde durch dasselbe definirt, „wird sofort, ja noch vor Wiedervereinigung mit ihrem Leibe in den Himmel aufgenommen und genießt daselbst alsbald die beseligende Anschauung Gottes¹⁾.“ Es handelt sich also hier um einen Glaubenssatz.

Eine andere Frage ist, auf welche Weise die von ihren körperlichen Organen getrennte Seele Gott schaut. Hierüber hat sich die Kirche nicht ausgesprochen, läßt sie den philosophischen und physiologischen Erklärungen freies Feld. Warum sollte Gott die fehlenden Organe nicht in außerordentlicher Weise ersetzen? Leihet er doch den Engeln einen Scheinkörper; sollte er da den abgeschiedenen Seelen nicht etwas Ähnliches leihen; einen ätherischen Leib mit provisorischen Sinnesorganen bis er sie mit ihren aufgestellten Leibern wiederum vereinigt?

Wenn übrigens behauptet wird, die Seele sei vom Leibe getrennt, ist dies so ganz der Wahrheit entsprechend? Ist die Seele in der That vom ganzen Leibe getrennt? Bewahrt sie nicht den Keim, den Model desselben? Wird sie nicht in diesen Model, von dem sie sich nicht trennen kann, die Moleküle einschließen, aus welchen der neue Leib bestehen soll? „Jene Krankheit der durch den Tod von ihrem irdischen Körper getrennten Seele,“ schreibt Döllinger, „ist nicht als eine absolut spirituelle Existenz ohne jedes leibliche Substrat oder Organ zu denken; die eine geistig leibliche Persönlichkeit, als welche der Mensch geschaffen ist, und die Continuität ihres Bewußtseins, die der Seele wesentlich innewohnende Corporisationskraft oder organisirende Macht, Alles dieses führt nothwendig zu der Vorstellung, daß die Seele zwar keinen eigentlichen Leib, wohl aber eine Hülle, eine inzwischen dessen Stelle vertretende Bekleidung habe, daß sie auch im Zwischenzustande vor der Auferstehung jenes leiblichen Organes, ohne

1) Conc. Florent. *In decret. Unionis*: »Definimus . . . illorum animas, qui, post baptismum susceptum nullam omnino peccati maculam incurrerunt; illas etiam quae post contractam peccati maculam, vel in suis corporibus vel eisdem exutae corporibus sunt purgatae, in coelum mox recipi et intueri clare ipsum Deum trinum et unum.«

welches ein Empfang von Eindrücken und eine Manifestation oder Wirksamkeit undenkbar ist, nicht ermangle. Und dieses Organ wird der Keim sein, aus welchem sich bei der Auferstehung der neue unsterbliche Leib entwickelt¹⁾." Wie dem hinsichtlich dieser hohen Speculationen auch sein mag, begrüßen wir freudig die Aufnahme der reinen Seele in den Himmel und ihre sofortige Zulassung zur beseligenden Anschauung.

IV.

Die beseligende Anschauung! Dieser Ausdruck hat im kirchlichen Sprachgebrauch zum Zwecke der Bezeichnung des himmlischen Glückes vollends die Oberhand gewonnen.

Es ist in der That eine Anschauung und zwar eine Anschauung, welche beseligt. Es gibt auf der Welt beseligende Anschauungen; sie dauern jedoch nur einen Augenblick und vermögen das Glück nur in einen Theil der Seele zu tragen.

Wie oft haben z. B. nicht Thränen meine Augen erfüllt, als ich eine Wahrheit nach allen Seiten betrachtete, um sie in den Augen Anderer leuchten zu lassen; wie oft habe ich nicht, von Begeisterung entflammt, ausgerufen: „Wie schön, wie herrlich!“ Mein armseliger Organismus vermochte jedoch ein so überwältigendes Gefühl nicht lange auszuhalten; auf Begeisterung folgte Ermattung.

Welcher Künstler, Maler, Dichter, Schriftsteller, Redner hätte nicht den Zauber der Wahrheit und der Schönheit erprobt! Wer kennt nicht das *Eureka* des Archimedes, das Aufjauchzen Platons, das bedeutsame Niederknien des Christoph Columbus!

Und was ist die Liebe Anderes als eine beseligende Anschauung? Mit Absicht läßt sie Gott nicht lange dauern, denn wenn sie Bestand hätte, würde sie den Menschen vom Himmel, von der Erde, mit einem Worte von Allem loslösen, den geliebten Gegenstand allein ausgenommen.

Und warum hat Gott all diese beseligenden Anschauungen in das Jammerthal der Erde gesetzt, wenn nicht um uns von der

1) Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung, 2. Auflage. Regensburg 1868, Georg Joseph Manz, S. 265.

befeligendsten aller, der himmlischen einen Vorgeschnack zu geben? Und warum sind selbst die wohlthuendsten nur mit dahinzuckenden Blitzen vergleichbar? Nur deswegen, damit wir Sehnsucht nach jener empfinden, welche nie vergeht.

Denken wir uns Wahrheit, Schönheit, Güte, Liebe in einem und demselben Wesen in unendlichem Maße vereinigt. Denken wir uns, daß wir jenes Wesen von anbetungswürdiger Schönheit und Güte beständig vor Augen haben werden, ein Anblick dazu angethan, uns mit Wonne zu berauschen, unser Herz durch Liebe zu verzehren, uns vor Glück sterben zu machen. Es wird jenes beständige Ach! Ach! sein, wovon Bossuet spricht, jenes Entzücken, so tief, daß die ganze Ewigkeit kaum genügen wird uns von demselben zu erholen. Wie weit geht nicht die Kirche? Sie lehrt, daß unsere Fähigkeiten, sogar verklärt und von Gott über sich selbst erhoben, nicht im Stande sein werden, ein derartiges Glück zu ertragen. Gleichwie man Eisen ins Feuer taucht, auf daß es den stärksten Druck zu ertragen im Stande sei, also wird auch Gott unsern Verstand, unsern Willen in jenes geheimnißvolle Etwas tauchen, welches die Kirche *lumen gloriae* — Licht der Glorie nennt, welches unsere Seele stählt und sie verhindert, vor Glück zu sterben.

V.

In diesem Augenblick, besser gesagt, in diesem Zustande wird sich die Seele wiederum mit ihrem Leibe vereinigen. Im Grunde genommen war sie, wie gesagt, immer nur scheinbar von ihm getrennt. Sie hat stets den Keim desselben, mit der Fähigkeit ihn neu zu befruchten, stets dessen unsichtbaren Model bewahrt mit der Kraft ihn auszufüllen, sobald sie von Gott das Zeichen erhielte, worauf sie mit Sehnsucht wartete.

Sobald dieses Zeichen gegeben ist, tritt sie in Thätigkeit. Der durch den Tod zerstörte Leib hat verschiedene chemische Zersetzen durchgemacht; er hat sich der Reihe nach in Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Stickstoff verwandelt, welche sich in die Luft ergossen haben und in das große Reich der Natur zurückgekehrt sind. Dort findet die Seele sie wieder. Sie verbindet

dieselben wiederum in den richtigen Verhältnissen und erfüllt damit jenen unsichtbaren Model, welcher einst auf Erden ihre Natur, ihr Ich, ihre Gestalt, bildete. Alles das findet sich wieder, aber verklärt. Wenn ein großer Redner spricht, dann hebt sich seine Gestalt, sein Antlitz gewinnt eine Schönheit, von welcher sich im Zustande der Ruhe oft keine Spur findet; wie erst, wenn die Seele in der Verzücung unendlicher Liebe und unendlicher Bönne schwelgt! Sie wird dem mit ihr wieder vereinigten Körper einen blendenden Glanz, Etwas von Jenem mittheilen, was die Jünger auf dem Thabor erblickten — *Et resplenduit facies ejus sicut sol* — Und sein Angesicht glänzte wie die Sonne (Matth. 17, 2). Bei besonders heftigen Erregungen verklärt die Seele nicht nur das Antlitz, sie hebt den Körper. Man berührt kaum die Erde, man läuft, fliegt. Ein schwaches Bild dessen, was alsdann geschehen wird. Die Seele wird den Leib durch die Lüfte tragen nach dem Vorbilde Christi bei seiner Himmelfahrt. Sie wird ihn dermaßen immateriell machen, daß kein fester Körper, falls es deren alsdann überhaupt noch geben sollte, seinen Flug zu hemmen im Stande wäre. Trotzdem wird der verklärte Leib Nichts von seinen charakteristischen Merkmalen einbüßen. Wer immer dich in den paradiesischen Gefilden erblickt, wird dich mit den Worten begrüßen: „Du bist es ja.“ Mann und Weib, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester werden einander sofort erkennen. Der Ausspruch des Heilandes: *Sunt sicut angeli* — Sie sind wie Engel (Marc. 12, 25) wird sich nicht in der Weise bewahrheiten, daß das Weib seine zarten Gesichtszüge, Körperformen und Herzensseigenschaften, der Mann seine physische Kraft, seine mächtigen Geistesgaben einbüßt. Es wird von Einigen angenommen, wir würden alle im nämlichen Alter auferstehen, d. i. mit dreißig Jahren. Ich kann mich mit dieser Hypothese nicht befreunden. Warum sollte die sechzehnjährige Jungfrau nicht ihre Jugendreize, warum der im Dienste Gottes ergraute Priester nicht den Ehrenkranz seiner Silberhaare bewahren? Sollte gar endlich der Märtyrer seine glorreichen Narben einbüßen? Unbestreitbar ist, daß an den Leibern der Auferstandenen nichts Häßliches, Sieches, Abstoßendes, vielmehr Alles ideal schön sein wird. Die Leiber werden der Seelen würdig

sein; durch sie werden wie durch ein fleckenloses Glas alle Schönheiten derselben hindurchstrahlen.

VI.

Es heißt: „Die Ewigkeit, sie ist doch recht lang; die unausgesetzte Anschauung muß denn doch endlich Langeweile erzeugen.“ Leider empfinden wir auf der Erde keine Langeweile; kein Mensch wünscht sie zu verlassen. Wie sollte man sich da im Himmel langweilen?

Wenn du annimmst, daß der Mensch mit einem Blick Alles in Gott zu schaun vermag, und sich seinem Auge während der ganzen Ewigkeit stets nur eines und dasselbe bieten wird, dann ist freilich Langeweile sehr wohl denkbar. Du zeigst aber gerade hiedurch, daß dir von Gott jedweder gesunde Begriff abgeht. Gott ist das Unendliche. Gott ist die unergründliche Tiefe. Gott ist die ewige Neuheit. Stelle Gott einem erschaffenen Geist gegenüber; derselbe wird, magst du ihn dir auch noch so gewaltig vorstellen, das Wesen Gottes zu ergründen nie und nimmer im Stande sein. Je umfassender er ist, desto mehr wird er schaun, und je mehr er schaut, desto mehr zu schauen verlangen. Er würde erst dann zu betrachten aufhören, wenn er Alles gesehen hätte; um Alles gesehen zu haben, müßte er aber unendlich sein. Das Mittelalter dachte sich den menschlichen Geist wie einen Schwamm, der, wenn vollgesaugt, Nichts mehr in sich aufzunehmen vermag. Nichts ist unrichtiger. Der menschliche Geist ist ein unersättlicher Beschauer.

Ich betrachte die Heiligen im Himmel. Sie schwelgen in der Wonne der Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht. Mag ich mich indeß auch noch so sehr anstrengen, ich bringe es nicht fertig, mir sie in dieser Anschauung als unbeweglich vorzustellen. Sie schreiten von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, von Wonne zu Wonne. Das Unendliche thut sich vor ihnen auf; sie versenken sich beständig in dasselbe, ohne sich je daran zu sättigen. Ein stets erwachender und stets befriedigter Wunsch ist eine unbeschreibliche Wonne. Also versinkt er bereits in sein Nichts jener thörichte Einwurf, es müsse im Himmel eintönig sein, das Glück

könne Ueberdruß erzeugen, eine Vorstellung, welche die mittelalterlichen Anschauungen im Geiste ungebildeter Christen unfreiwillig erweckt haben.

Und nicht nur würde die Ewigkeit keineswegs genügen, um die Schönheit Gottes vollends zu schaun, ich wage vielmehr zu behaupten, daß sie selbst zu kurz wäre, um seine Werke kennen zu lernen. Letztere werden sich alsdann in ihrer ganzen Großartigkeit entfalten. Die zahllose Menge der Sonnen und Planeten, die Gesetze ihrer Bewegung, ihr wunderbares Licht, die in ihrem Schooße verborgenen Schätze, ihre herrliche Pflanzen- und Thierwelt werden sich unserer Bewunderung darbieten. Auch hier steht unseres Erachtens keineswegs fest, daß wir Alles mit einem Blick umspannen werden. Warum sollte uns Gott nicht die Freude lassen, auf Entdeckungen auszugehen? Das Mittelalter hat uns in seinen Beschreibungen des Himmels zu sehr an eine Mischung von Anschauung und Nichtsthun gewöhnt. Warum sollte uns Gott nicht selbst im Himmel unseren Thätigkeitstrieb, unseren Scharfsinn, unsere Arbeit lassen, die wie im irdischen Paradies nicht eine Strafe, sondern eine Lust wäre. Alsdann welche Ausichten! Welches Feld der Erforschung! Wie sollte da die Verzückung aufhören? Wir besuchen St. Peter in Rom immer und immer wieder, ohne je Ueberdruß zu empfinden; mit der nämlichen Wonne betrachten wir stets das Panorama des Rigi; Monate bringen wir am Ufer des Meeres zu, und niemals verliert es den Reiz der Neuheit. Was ist nun aber da von jenen Millionen und abermals Millionen von Gestirnen zu sagen, so mannigfaltig, so herrlich! Mit welcher Wonne werden sie die Auserwählten durchwandern, sei es allein, sei es in Schaaren, indem sie Jenen preisen, welcher so herrliche Dinge erschaffen hat.

Was werden indeß alle diese natürlichen Wunder im Vergleich zu jenen sein, welche der moralischen Ordnung angehören? Wenn jedes Gestirn bewohnt war, wenn es Seelen beherbergte, fähig Gott zu erkennen und ihn zu lieben; wenn während zehn, während zwanzigtausend Jahren daselbst eine übernatürliche Kirche bestand, Schauplatz der göttlichen Güte und Herrlichkeit, welches, ich möchte sagen unendliche Schauspiel! Dürfen wir, wenn dem so ist, annehmen, Gott habe sich wiederholt? Drängt sich uns

nicht vielmehr die Ueberzeugung auf, eine jede Welt habe die zum Charakter ihrer Bewohner passenden Riten und Gnadenmittel besessen, eine jede ihre besonderen Gaben erhalten, ihre eigenen Früchte hervorgebracht? Welch unerschöpflicher Gegenstand der Betrachtung und der Bewunderung!

Was bedarf es indeß all dieser Dinge? Eine einzige Seele, gründlich erkannt, genügt uns zu entzücken. Kein Schleier wird uns ihre Schönheiten mehr verbergen. Eine jede von ihnen wird uns Gottes Güte und Langmuth, wird uns die liebevollen Schläge offenbaren, durch welche er die Seelen dem Bösen entreißt. Die Biographie einer jeden wird uns fast eine neue Wissenschaft von Gott lehren, so neues, so glänzendes Licht wird sie über seine anbetungswürdigen Attribute verbreiten.

In dieser Verzückung, Bewunderung, Wonne werden in der Ewigkeit die Tage dahingehen. Da bleibt für Langeweile in der That keine Zeit.

VII.

Fügen wir hinzu, daß wir im Himmel nicht einsam weilen und anschauen werden; wir werden uns in der vollkommensten und lieblichsten Gesellschaft befinden. Wie wohlthuend ist es schon in dieser Welt, edle Seelen zu kennen und mit ihnen zu leben! Wir kennen ihrer jedoch so wenige und genießen sie so kurze Zeit; so bald müssen wir uns von ihnen trennen. Im Himmel hingegen werden wir beständig mit den edelsten und reinsten Seelen zusammen sein, welche alle Reize der Tugend, der Geisteskraft, der Heiligkeit in sich vereinigen. Wir werden zu ihnen in den innigsten Beziehungen stehen, welche Wonne, gewissen bevorzugten Seelen näher zu treten als da sind ein heil. Augustinus, ein heil. Thomas, eine heil. Theresia, ein heil. Franz von Sales! Nicht alle Heiligen vermögen in die Tiefen des unendlichen Wesens in gleichem Maß und in gleicher Weise einzudringen. Daher zwischen den Auserwählten jener Austausch von Gedanken, Gefühlen, Beobachtungen, welcher eine der größten himmlischen Freuden sein wird.

In welcher Sprache werden nun die Seligen mit einander verkehren? Wer vermöchte es zu sagen? Jedenfalls in einer Sprache,

welche über unserm armseligen irdischen Lallen nicht minder erhaben dasteht als der verklärte Leib über dem irdischen, als die durch das *lumen gloriae* erleuchtete über der umnachteten Seele des armen Erdenpilgers. Welchen Genuß vermag uns selbst hienieden, eine schöne Rede zu bereiten! Welche Ergriffenheit bei aufleuchtenden Gedankenblitzen! Welche Begeisterung erst, wenn das Wort in der Liebe aufgeht! Dies alles werden wir im himmlischen Paradiese finden, natürlich, ungekünstelt, ohne Beimischung von Falschem, Ueberschüssigem, Minderwerthigem. Beständige Blitzstrahlen auf lichtem, durchsichtigem Grunde, wo sich die Seele in ihrer ganzen Schönheit widerspiegeln wird. Das ist Alles, was wir von der unbekannten Sprache des Paradieses zu ahnen im Stande sind.

Wie wohlthuend wird ferner unser Verkehr mit Eltern, Verwandten, Freunden, allen m. e. W. sein, die uns auf Erden nahe standen! Unser erster Gedanke, wenn wir an den himmlischen Gestaden landen, wird sein, uns nach ihnen zu erkundigen. Eltern, Kinder, Gatten, Freunde werden einander wiederfinden und lieben wie nie zuvor. Wie wird man sich gegenseitig bewundern! Alle Tugenden und Vorzüge werden wie Edelsteine glänzen, Fehler, Schwächen, Eigenthümlichkeiten, welche die Geduld des Mitmenschen auf die Probe stellten, verschwunden sein. Infolgedessen welche Liebe! Das arme Herz würde zerspringen, wenn es durch das *lumen gloriae* nicht gestählt wäre. Und welche endlose Gespräche über Alles, was sich seit der Trennung ereignet hat; über den Schmerz, welche dieselbe verursachte, über die Gefahren, welchen man ausgesetzt war, über die Gnaden, mit welchen man von Gott überhäuft wurde und mittels deren man den Sieg davon trug. In der That unerschöpfliche Gegenstände. In den Tagen, da man einander liebte, blickte man sich Stunden lang an, ohne ein Wort zu sprechen; die Stunden verflossen wie Minuten. Jetzt sind es Jahrhunderte. Sie erscheinen nicht länger. Welche Wonne, jene Stätten mit einander wiederzusehen, wo man gelebt, geliebt, gelitten hat; wo man in der Gnade Gottes gestorben ist; wo sich das mit der göttlichen Erbarmung, ich möchte sagen getränkte Drama des Lebens entrollt hat! Alsdann erklären sich die Prüfungen, welche uns so lang, die Schläge, welche uns

so grausam erschienen; dann erkennen wir den Grund jener schmerzlichen Trennungen. Gott erscheint uns in Allem unendlich gütig, und wir finden keine Worte, ihn zu preisen.

VIII.

Es sind dies jedoch nur die nebensächlichen Freuden des Paradieses. Um den Grund und das Wesen der himmlischen Seligkeit zu erkennen, müssen wir höher steigen. Selbst die beseligende Anschauung würde hievon nur eine mangelhafte Vorstellung vermitteln. In der beseligenden Anschauung sind ihrer zwei: der Schauende und der Geichaute. Ein Abgrund liegt zwischen ihnen, daher ist auch die Anschauung nicht das letzte Wort der paradiesischen Seligkeit, sondern der Besitz, die Vereinigung. *Tu in me et ego in te* — Du in mir und ich in dir. Keine Trennung, kein Abstand mehr! Du in mir und ich in dir! Aber wie ist das möglich? Wie kann eine Seele Gott besitzen? Wir suchen Vergleiche auf Erden; umsonst! Selbst der eheliche Bund bietet ein schwaches und unvollständiges Bild. Dennoch scheint es, als ob Gott kein anderes gefunden hätte: „*Sponsabo te mihi in sempiternum* — Ich verlobe mich mit dir auf ewig“ (Os. 2, 19). Fürwahr ein erhebender Augenblick, in welchem das armselige Geschöpf aus dem Munde Gottes die Worte vernimmt: *Sponsabo te mihi in sempiternum* — Ich verlobe mich mit dir auf ewig,“ worauf es, von Liebe glühend, von Dankbarkeit hingerissen erwiedert: „*Quomodo fiet istud* — Wie ist das möglich?“ und sich bis in die tiefsten Tiefen seines Ichs vom Unendlichen durchdrungen und beseligt fühlt. Was nun immer geschehen mag, sein Gott ist mit ihm, in ihm, nicht wie ein Herr, wie ein Vater, wie ein Freund, sondern wie ein Bräutigam; doch was sage ich! Der Name Bräutigam, der schönste Name auf Erden, vermag auch nicht annähernd auszudrücken, was Gott einer Seele ist, die er beglücken will. „Er wird,“ sagt Bossuet, „in den Tiefen der Seele die Seite suchen, nach welcher hin sie am meisten der Seligkeit fähig ist. Die Wonne wird in dieselbe zu überreichlich strömen, als daß sie auf dem gewöhnlichen Wege Eingang fände; da mußten neue

Wege geschaffen, muß der Seele eine außergewöhnliche Fassungs-
fähigkeit verliehen werden. Da wird Gott sozusagen sein Meister-
werk vollführen; wir armselige Lehrlinge können es unmöglich
begreifen¹⁾." Ja, schweigen wir, armselige Lehrlinge.
Reden wir nicht von Dingen, die wir nicht begreifen. Wir wissen
nicht einmal, bis zu welchem Grade eine rein menschliche Liebe
das Herz zu beglücken vermag. Es genüge uns zu wissen, daß
die gewöhnliche Macht Gottes hier nicht ausreicht, es eines be-
sonderen Eingriffes von seiner Seite bedarf, und wiederholen wir
demüthig mit dem Apostel: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr
hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was
Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Cor. 2, 9).

1) Bossuet, 2^e sermon pour la Fête de Tous les Saints, 1^e partie.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Loose der Seelen in der Ewigkeit (Fortsetzung).

Das Fegfeuer.

Das Paradies ist eine Stätte der Seligkeit, aber auch der Heiligkeit. Nichts Beflecktes findet darin Aufnahme. Heilig, heilig, heilig ist das unbefleckte Lamm, welches darin wohnt und es mit den Strahlen seiner unaussprechlichen Reinheit erfüllt. Nimm die vollkommenste Seele; falls nur ein Körnchen Erdenstaub an ihr haftet, muß sie von Gott fern bleiben, dessen Blick sie nicht zu ertragen vermöchte. „Herr,“ ruft der Psalmist, „wer wird wohnen in deinem Zelte? Oder wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge — *Domine, quis habitabit in tabernaculo tuo? aut quis requiescet in monte sancto tuo?* — Der ohne Makel einhergeht und Gerechtigkeit übet — *Qui ingreditur sine macula et operatur justitiam*“ (Ps. 14, 1 u. 2). „Ich sah eine große Menge um das Lamm; sie sind ohne Tadel vor dem Throne Gottes — *Sine macula ante thronum Dei*“ (Apoc. 14, 5).

Wo sind nun aber hienieden jene Fleckenlosen, welche allein in den Himmel eingehen werden? Wo sind Jene, die von der Finsterniß und der Verderbniß des Erdenlebens keinerlei Spuren davontragen? Alle diese Schuldigen müßten demnach entweder im Himmel Aufnahme finden, oder in die Hölle verstoßen werden! Eine unmögliche Hölle oder einen entweihten Himmel müßten wir demnach annehmen, es sei denn, daß ein dritter Ort bestehe, an welchem man sich vollends reinigen kann.

Das ist der Glaube der Kirche. Sie lehrt, daß es einen Ort gibt, wo die Seelen der Gerechten, welche noch mit Unvollkommenheiten behaftet sind, mittelst geheimnißvoller Prüfungen und Leiden, gereinigt, vervollkommenet und gleichsam vollendet werden, ehe sie zur beseligenden Anschauung gelangen. Das Fegfeuer ist ein Meisterwerk der göttlichen Liebe; nirgends hat Gott mehr Großmuth und Bärtlichkeit an den Tag gelegt. Er gewährt den Seelen eine Gnadenfrist, erleichtert sich selbst das Verzeihen, nimmt den Pfaden, welche zum Himmel führen, nicht wenig von ihrer Rauheit und Steilheit.

Betrachten wir den Plan des Fegfeuers, seinen inneren Bau, die Art und Weise, wie sich darin die Reinigung der Auserwählten vollzieht und trachten wir zu begreifen, weshalb der Gedanke an diese Leidensstätte, weit entfernt die Seelen zu schrecken, dem Herzen wohlthut, es mit Frieden und Hoffnung erfüllt.

I.

Erwägen wir vor Allem die Beweise für das Dasein des Fegfeuers.

Das Fegfeuer ist einer jener Glaubenssätze, welche des Beweises entbehren könnten, weil seine Wurzeln bis in die tiefsten Tiefen des menschlichen Bewußtseins hinabsteigen. Instinctgemäß fühlten die Völker, daß es Wesen gibt, die, wenn sie die Welt verlassen, nicht rein genug sind, um der beseligenden Anschauung sofort theilhaftig zu werden, andererseits nicht schuldig genug, um dieselbe für ewig entbehren zu müssen. Es muß mithin einen Ort geben, wo man sein Festkleid anlegen kann, ehe man vor Jenem erscheint, welcher selbst an den Engeln Flecken gefunden. Dieser Gedanke war zu erhaben, dem religiösen Bewußtsein des Menschen allzu entsprechend, um den großen Dichtern und Schriftstellern des Alterthums: Homer, Aeschylus, Sophocles, Plato, Virgil u. A. zu entgehen. Führen wir von den beiden letzteren einige herrliche Stellen an, in welchen sich die Anschauungen aller übrigen aussprechen. „Der Tod,“ schreibt Plato, „ist meines Erachtens Nichts als die Trennung von Leib und Seele. Nach dieser Trennung erscheint die Seele vor dem Richter, welcher ohne die mindeste Rücksicht auf den Rang, welchen sie auf Erden ein-

nahm, über sie urtheilt. Oft findet er selbst an Seelen, wie die des großen Perser- oder eines anderen Königs keine gesunde Stelle. Frei ihren Neigungen zu folgen, hat sich die Seele der Wollust, der Unmäßigkeit, m. e. W. allen Lasten hingegeben, ist ein wahres Scheusal geworden. Deshalb wirft sie der Richter in den Kerker, wo sie die verdiente Strafe erduldet. Letztere ist zweifacher Natur. Entweder soll der Schuldner aus ihr Nutzen ziehen, indem er sich bessert; oder aber es sollen durch sie Andere abgeschreckt und auf den Weg der Tugend zurückgeführt werden. Jene nun, welche von den Göttern und von den Menschen zu ihrem Nutzen gestraft werden, sind die Unglücklichen, welche heilbare Sünden begangen haben. Der Schmerz gereicht ihnen wahrhaft zum Heil; denn nur durch ihn kann man vom Unrecht befreit werden. Jene hingegen, welche das Maaß des Bösen erschöpft haben und daher völlig unheilbar sind, dienen den Anderen als abschreckendes Beispiel, ohne hieraus für sich irgend welchen Nutzen zu schöpfen, weil sie unheilbar sind; sie werden auf ewig entseßliche Qualen erdulden¹⁾."

Da haben wir eine jener Stellen, welchen Plato den Beinamen des Göttlichen verdankt. Wir wissen in der That nicht, was wir da mehr bewundern sollen, die wunderbare Intuition eines Riesen-geistes, welcher die Dinge bis in ihre tiefsten Tiefen erforscht, oder die gelehrte Wißbegierde, welche die geringsten Bruchstücke der Ueberlieferung zu verwerthen weiß. Virgil tritt in die Fußtapfen Platos. In Versen von ergreifender Schönheit besingt er das Loos jener Seelen, welche zu heilig sind, um in die Hölle gestürzt zu werden, aber noch nicht heilig genug sind, um in dem stillen und reinen Elysium Eingang zu finden:

"Ja, wenn das Leben (die Seelen) mit dem letzten Blick (am letzten Tage) verlassen hat, dann löst sich von ihnen (den unglücklichen Seelen) dennoch nicht jedes Böse und nicht ganz all die körperlichen Makeln; denn es ist ganz nothwendig (natürlich), daß das Viele, was lange (mit den Seelen) verwachsen war, sich wunderbar in sie einnistet. Daher werden sie mit Peinen gefoltert und erleiden Strafen für die früheren Sünden. Die

1) Plato, *de Republ.* X, 46.

einen werden aufgehängt und ausgespannt für die lustigen Winde; anderen wird tief unten in einem weiten Strudel die anhaftende Sünde ausgewaschen oder im Feuer ausgebrannt. Wir erdulden jeder die ihm eigene Strafe; erst dann werden wir zum weiten Elysium geschickt und nehmen (freilich wenige) die seligen Gefilde ein¹⁾."

In den heiligen Büchern der Ägyptier, der Indier, der Chinesen, später der Nord- und Südamerikaner fand man die Intuition oder die Tradition eines Reinigungsortes vor der endgültigen Aufnahme in den Himmel. Eine Intuition oder aber Ueberbleibsel einer ursprünglichen Offenbarung; wahrscheinlich Beides zugleich.

Um aber diese Idee in ihrer ganzen Reinheit zu finden, müssen wir das jüdische Volk befragen. Denken wir an die Soldaten Judas' des Machabäers, welche eine Sammlung veranstalteten und das Geld nach Jerusalem sandten, auf daß für ihre gefallenen Brüder Opfer dargebracht würden. Da sich dieselben vor der Schlacht eines Verbrechens schuldig gemacht hatten, zitterte man für ihr Heil; andererseits waren sie für Religion und Vaterland den Heldentod gestorben, weshalb die Hoffnung gegeben war, sie seien in ihrem Blute rein gewaschen. Ein Zweifel blieb indeß, weshalb für sie gebetet und zu Gott gefleht wurde, er möge, seiner Barmherzigkeit eingedenk, sie ihre Reinigung im Jenseits vollenden lassen. „Es ist," sagt der heilige Schriftsteller, „ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden" (II Mach. 12, 46). Luther hat versucht, diese bedeutsamen Stellen zu streichen; um=

1) Quin et supremo cum lumine vita reliquit,
Non tamen omne malum miseris nec funditus omnes
Corporeae excedunt pestes penitusque necesse est
Multa diu concreta modis inolescere miris.
Ergo exercentur poenis veterumque malorum
Supplicia expendunt. Aliae panduntur inanes
Suspensae ad ventos, aliis sub gurgite vasto
Infectum eluitur scelus aut exuritur igni.
Quisque suos patimur manes; exinde per amplum
Mittimur Elysium et pauci laeta arva per altum.
Aeneidos, Liber VI, v. 735—744.

sonst. Sie ist geblieben als hereditärer Ausdruck des Glaubens des israelitischen Volkes an das Dogma vom Fegfeuer.

Raum war die Kirche an die Stelle der Synagoge getreten, als jene Liturgieen, d. h. jene Formen des Gebetes und des Cultus entstanden, welche als apostolische Liturgien bezeichnet werden, weil sie von den Aposteln selbst oder ihren unmittelbaren Nachfolgern stammen. Alle sind voll des Glaubens an das Fegfeuer und an das Gebet für die Dahingeschiedenen¹⁾. Nicht minder beredt sind die Grabmäler der Katakomben²⁾. Der nämlichen Meinung sind sämtliche Väter der ersten Jahrhunderte. Sie begründen den Glauben an das Fegfeuer, heben dessen Zweckmäßigkeit, dessen Nothwendigkeit hervor, um die unzulänglichen Bußwerke des Menschen zu ergänzen, um der Güte und Barmherzigkeit Gottes ein weiteres Feld zu öffnen³⁾. Dann kam das Mittelalter mit seinen ewigen Jahrtagen und Seelenmessen, seinem *Libera*, seinem *Dies irae*, seinem Allerseelestage, bis endlich die Kirche jenen tröstlichen und erhebenden Glauben den Läugnungen der Protestanten gegenüber als förmliches Dogma aufstellte, ihn zum Gegenstand einer unfehlbaren und unwiderstehlichen Entscheidung machte. Sie lautet also: „Da die katholische Kirche, durch den heiligen Geist erleuchtet, der heiligen Schrift und der Tradition der Väter gemäß auf den heiligen Concilien gelehrt hat, daß es ein Fegfeuer gibt, und daß die darin weilenden Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen und insbesondere durch das kostbare Opfer des Altars Hilfe erlangen, befiehlt das Concil den Bischöfen, darüber zu wachen, daß die gesunde Lehre vom Fegfeuer von den Gläubigen festgehalten und überall verkündet werde“ (Trid. Sess. 25. Decr. de Purgatorio).

1) *Dictionnaire des antiquités chrétiennes* art. *Purgatoire*.

2) Ebd.

3) Clem. Alex., *Strom.* VII, 6 *ad fin.* Migne P. G. Tom. 9, p. 449 (50). — Cyprian. *Epist.* LV *ad Anton.*, Ed. Hartel Vol. III, Pars II. p. 638. — Origen. *Hom.* VI. *In Exod.* 4. i. f. P. G. Tom. 12, p. 334 u. 35. — Ephrem, *Paraen. ad Poenit.* 47 Op. Syr. Lat. Tom. III, p. 509. — Basil. *in Isai.*, VI nr. 186. P. G. Tom. 30, q. 434 u. 35. — August., *de Civit. Dei*, XX, 25 P. L. Tom. 41, p. 699 u. 700. XXI, 13, 16 *ibid.* p. 727 u. 730.

Diese gesunde Lehre wird vom Concil also formulirt: „Wenn Jemand behauptet, durch die Gnade der Rechtfertigung werde die Schuld und die ewige Strafe dem Pönitenten in der Weise nachgelassen, daß ihm weder in dieser Welt noch in der andern, d. i. im Fegfeuer Strafen abzubüßen bleiben, ehe er in den Himmel eingehen kann: der sei im Banne“ (Trid. Sess. VI, can. 30).

„Wenn Jemand behauptet, das heilige Meßopfer müsse für die Lebendigen und für die Todten für Sünden, Strafen, Genugthuungen und andere Anliegen nicht dargebracht werden: der sei im Banne“ (ib. Sess. XXII, can. 3).

Was das Alterthum ahnte, beruht demnach auf Wahrheit. Es gibt heilbare Seelen, denen Gott eine Gnadenfrist gewährt, damit sie ihre Reinigung vollenden; und in der hiezu erforderlichen mühsamen und schmerzlichen Arbeit können ihnen Jene, die sie auf Erden liebten, durch ihre Gebete und ihre guten Werke behilflich sein. Letzteres wollen wir eingehender erörtern.

II.

Wenn das Dogma vom Fegfeuer seine Wurzeln in die tiefsten Tiefen des menschlichen Bewußtseins senkt; wenn es Nichts ist als eine zum Glaubenssatz erhobene Intuition des menschlichen Herzens, so läßt es sich auch mit sämtlichen Attributen Gottes in den vollkommensten Einklang bringen. Es erscheint wie ein nothwendiger Vermittler zwischen der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit, wie ein wunderbarer Helfer der Liebe. Nimm das Fegfeuer hinweg, dann wird die Gerechtigkeit allzu furchtbar erscheinen. Sie wird Jedweden, der auch nur mit einer einzigen läßlichen Sünde aus dem Leben scheidet, von der beseligenden Anschauung ausschließen. Wer aber scheidet aus dem Leben ohne jede läßliche Sünde? Der Märtyrer, welcher vom Scheiterhaufen, vom Blutgerüst in den Himmel fliegt? Wohlan! Die Seele, welche in Gegenwart des lossprechenden Priesters aus dem Leben scheidet? Zugegeben! Verschwindende Ausnahmen! Aber wie viele Seelen gibt es, die obwohl von jungfräulicher Reinheit, einige kleine Flecken an sich tragen! Wie viele andere, welche das Böse gekannt,

es im Schweiß ihres Angesichtes bekämpft, Ströme von Thränen darüber vergossen haben, ihre Vergangenheit jedoch wie eine schwere Last empfinden und durch sie zu unzähligen läßlichen Sünden hingerissen werden! Wie manche endlich, überaus fromm, sterben plötzlich, ohne zu einer letzten Reinigung Zeit zu finden! Alle diese hochedlen Seelen müßten, wenn es kein Fegfeuer gäbe, von Gott unerbittlich verstoßen werden. Denn selbst der geringste Fehler muß, um Verzeihung zu finden, gesühnt werden, was ja im Himmel nicht geschehen kann.

Und noch ist dies nicht Alles. Mit Schulden kann man ebenso wenig in den Himmel kommen als mit Sünden. Wie viele Seelen gibt es aber nicht, welche ihre Sünden beweint, sie jedoch noch nicht genugjam abgeblüßt haben. Denken wir ferner an die Unzahl armer Sünder, deren man noch im letzten Augenblicke habhaft wird. Losgesprochen, gereinigt, frei von Sünden aber mit Schulden beladen treten sie vor den ewigen Richter. Was soll nun dieser thun? Ihnen die Schulden ungetilgt nachzulassen, verbietet ihm die Gerechtigkeit. Die betreffenden Seelen, deren Zahl ja ungeheuer ist, sollen also von Gott, den sie so sehr geliebt haben, verstoßen, der Verdammniß anheimfallen!

Zum Glück haben wir das Fegfeuer. Es wurde von der unendlichen Liebe erschaffen, erschaffen als eine unverhoffte Verlängerung des heiligen Lebens zum Gebrauche der Seelen, welche nach der Ausdrucksweise Virgils noch Spuren irdischen Rostes an sich tragen. Sobald jene Seelen die Welt verlassen, werden sie von der unendlichen Liebe ergriffen, umgeschmolzen und von allen Unvollkommenheiten befreit. Zuweilen ist nur ganz wenig zu verbessern; in manchen Fällen ist viel Unrath zu beseitigen, da wird die übernatürliche Schönheit der Seele durch zahlreiche Schatten verhüllt, da bleiben nicht wenig alte Schulden zu berichtigen. An alle wird die letzte Hand gelegt; alle gehen aus der Werkstätte rein und makellos hervor, der beseligenden Anschauung fähig, welche sie auf ewig genießen werden.

Das Fegfeuer hat jedoch nicht nur den Zweck der göttlichen Gerechtigkeit genugsathun; durch dasselbe wird auch die göttliche Barmherzigkeit erweitert. Es gibt der unendlichen Liebe Freiheiten und Leichtigkeiten, welche ihr ohne dasselbe abgingen. Daher

kommen die Gnaden auf dem Sterbebette. Das Fegfeuer erklärt und ermöglicht jene zärtliche Liebe Gottes, welche sich in der letzten Stunde oft mit so wenig begnügt. Findet sich beim verstocktesten Sünder ein mit der sacramentalen Losprechung verbundener Anfang von Liebe zu Gott, dann ist sein Heil gesichert; das Fegfeuer wird das Uebrige thun. Denke dir letzteres hinweg; ist da eine so leichte Verzeihung auch nur denkbar? Wäre ein Act vollkommener Reue am Rande des Grabes im Stande, verhärtete Sünder, Sterbende, welche Nichts abgebußt haben, in die beseligende Anschauung einzuführen? Gott verzeiht, weil er Zeit und Gelegenheit haben wird, jene Seelen umzugestalten, jenes durch die Sünde entstellte Ebenbild Christi wiederherzustellen, jene lebendigen Steine, welche zum Aufbau des ewigen Tempels dienen sollen, auszumeißeln und zu glätten. Durch das Fegfeuer befriedigt Gott seine Liebe, ohne seine Gerechtigkeit zu verletzen.

Freilich können jene Seelen, welche die Schmerzen der Erde mit den Schmerzen des Fegfeuers vertauscht haben, Nichts mehr thun, um sich aus demselben zu befreien. Die Zeit des Verdienstes ist für sie vorüber. Hier aber offenbart sich wiederum Gottes unendliche Güte. Was diese heiligen Seelen nicht mehr vermögen, das vermögen wir nach Gottes Anordnung für sie. An uns ist es, ihre Schmerzen zu lindern. Und weil unsere winzigen Verdienste durchaus unzureichend wären, kommt uns Christus mit seinen unendlichen Verdiensten zu Hilfe. Gleichwie ein Gärtner die von den glühenden Sonnenstrahlen versengten Pflanzen begießt, also können wir die durch das reinigende Feuer gepeinigten Seelen mittelst eines göttlichen Thaues erquickten, welcher da ist das Blut Jesu Christi. O Wonne der Lebendigen! O Freude der Dahingegangenen! O göttlicher Trost der Sterbenden! Wenn die letzte Stunde gekommen ist; wenn uns die Erinnerung an unsere Sünden beunruhigt; wenn uns der Anblick unserer durch die Sünde entstellten Seele schreckt, dann fühlen wir uns durch den Gedanken ermutigt, daß es ein Fegfeuer gibt, in welchem wir unsere Schulden vollends bereinigen können. Flößt uns endlich der Gedanke an die rächende Flamme Entsetzen ein, dann wissen wir, daß uns die Gebete unserer Verwandten

und Freunde begleiten, die Gnadenschätze der Kirche uns zugute kommen werden, und das Blut Jesu Christi beständig die Flamme fühlen wird. Dieser Gedanke beruhigt den Sterbenden. Er vertraut auf das Gebet der Seinigen und des Andenkens der Kirche gewiß, drückt er das Crucifix an die Lippen und entschläft ohne Angst vor dem Fegfeuer.

III.

Jene Macht des Gebetes für die Verstorbenen hat das Alterthum nicht minder klar erkannt als die Existenz des Fegfeuers. Diese beiden Ideen hängen in allen Ueberlieferungen auf das innigste zusammen, weil sie aus den tiefsten und erhabensten Tiefen der menschlichen Seele zugleich hervorschießen. Da kniet eine arme Wittwe am Grabe ihres Gatten; da benezt ein Kind, ein Jüngling, wie einst Augustinus das Todtenbett der Mutter mit Thränen und ruft zu Gott: „Ich gebe die Seele meiner Mutter in deine Hände.“ Wenn ein derartiger Schrei Nichts nützt, warum steigt er unwillkürlich aus jeder Brust empor? Warum haben ihn alle Unglücklichen ausgestoßen? Warum wurde stets und überall an die Wirksamkeit des Gebetes für die Verstorbenen geglaubt? Da sollte eine spontane, allgemeine beständige Regung erkünstelt sein, ein unwiderstehlicher Drang des Herzens auf Irrthum beruhen! Warum hat ihn dann Gott in uns gelegt? Das ist unerklärlich.

Wie wohlthuend und tröstlich ist sodann dieses Gebet! Das Falsche regt auf, beunruhigt, und, wenn es die Seele zuweilen bethört, so doch nur für kurze Zeit; bittere Reue folgt stets auf dem Fuße nach. Die Fürbitte für die Todten hingegen ist von so unaussprechlicher Süßigkeit, daß man stets zu ihr zurückkehrt ohne jemals Widerwillen zu empfinden. Wäre der Cultus für die theueren Dahingeschiedenen nicht den Menschen von Gott geoffenbart, das Herz hätte ihn erfunden.

Und wie unzerstörbar, unausrottbar ist nicht dieses Gebet für die Todten! Behauptest du, es sei ohne Nutzen, es könne nicht bis zu ihnen gelangen, dann werde ich dir nicht glauben. Ich werde annehmen, du habest niemals gelitten, niemals ein heißgeliebtes Wesen verloren, und den Moment abwarten, da du,

in Thränen gebadet, an einem Grabe niederkniet, auf welchem das Gras noch nicht gewachsen ist.

Und was diesen Trost noch erhöht, ist, uns sagen zu dürfen, daß wir unseren theueren Dahingeshiedenen nicht nur nützen, sondern daß sie es auch wissen; daß unsere Gebete nicht nur wie ein erfrischender Thau auf sie herabsteigen, sondern daß sie dieselben auch aus unseren Herzen aufsteigen, daß sie uns auf ihren Gräbern knien, beten und Thränen vergießen sehen.

O göttliche Religion Jesu Christi! O Zartheit des zartesten aller Herzen! Wie groß, wie gütig war Gott, da er uns erlaubte, für die Dahingeshiedenen zu beten! Der weinende Schmerz unterstützt die betende Frömmigkeit; umgekehrt lindert die Frömmigkeit den weinenden Schmerz. Beide zusammen bilden jenes außerlebensene Etwas, welches tröstet und beruhigt wie ein Wohlgeruch, der nicht von dieser Welt ist.

IV.

Treten wir nun in jene Werkstätte der unendlichen Liebe, wo die letzten Meißelschläge fallen, und die Gottähnlichkeit ihre Vollendung erlangt. Sehen wir, was daselbst aus den Seelen wird.

Sie sind heilig, werden von Gott geliebt, lieben ihn über Alles und wissen, daß sie auf ewig mit ihm vereinigt sein werden; wie sollten sie da nicht von Wonne und Hoffnung erfüllt sein?

Andererseits werden sie in ihrem Streben nach Gott jählings aufgehalten, in dem Augenblicke, da sie ihn zu finden hofften, von ihm zurückgewiesen. Sie fühlen sich mit Makeln bedeckt, die ihm mißfallen, und unwürdig vor ihm zu erscheinen. Wie sollten sie da nicht von Schmerz gefoltert werden?

Und da diese Seelen von ausgesuchter Zartheit sind, eine Liebe zu Gott empfinden, welche jede Liebe übersteigt, so ist leicht erklärlich, daß die Freude eine unaussprechliche, der Schmerz ein folternder sein muß.

Vernehmen wir den großen Lehrer des Fegfeuers, die heil. Catharina von Genua, ein Seraphsgeist in einem Frauenherzen.

„Ich glaube nicht,“ schreibt sie, „daß es, die paradiesische allein ausgenommen, eine größere Seligkeit geben kann als die der Seelen im Fegfeuer. Ein beständiger Verkehr mit Gott mehrt mit jedem Tage ihre Freude; und dieser Verkehr wird um so inniger, je mehr das in den Seelen bestehende Hinderniß schwindet; und da das Feuer des Reinigungsortes dieses Hinderniß immer mehr hinwegräumt, öffnet sich die Seele mehr und mehr einer Art von ekstatischer Wonne.“

Andererseits empfinden sie jedoch einen Schmerz, für welchen sich in keiner menschlichen Sprache ein Ausdruck findet; ja der menschliche Verstand hat auch nicht die mindeste Vorstellung von dem kleinsten Funken des Feuers, welches sie verzehrt. Gott hat in seiner unendlichen Liebe geruht, mich einen dieser Funken fühlen zu lassen. Was ich empfand, wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden; es in Worten auszudrücken, ist ein Ding der Unmöglichkeit¹⁾.“

Da haben wir ein Bild des Fegfeuers, welches der Vernunft durchaus entspricht. Es gibt also im Jenseits eine Stätte, wo man das Glück ohne jede Beimischung genießt; eine andere Stätte, wo es leider nur Trübsal, keinerlei Freude gibt, und zwischen diesen beiden eine dritte, wo Freude und Schmerz in geheimnißvoller Weise zusammenwirken, um das auf Erden in Thränen und in Freuden begonnene Werk der Läuterung und Vervollkommnung der Seelen zu vollenden. Betrachten wir dies Alles etwas näher.

V.

Der große Werkmeister in der Vollendung der Seelen im Fegfeuer wie auf Erden ist der Schmerz. Im Fegfeuer ist er unaussprechlich. Nichts ist da, was ihn lindern könnte, Alles im Gegentheil dazu angethan, ihn zu erhöhen: Stille, Einsamkeit, Intensität des Gedankens, Mangel an Zerstreuung, vor Allem aber die Gluth einer nicht befriedigten Liebe. Denken wir uns Seelen, welche Gott mit der denkbar innigsten Liebe umfassen,

1) Abhandlung über das Fegfeuer. Kap. 2.

seit Jahren nach ihm seufzen und sich gerade in dem Augenblicke, da sie ihn zu besitzen glauben, aus seiner Gegenwart verstoßen fühlen. Welch ein Schmerz! Wer weiß, ob Christus, um denselben zu vermehren und infolge dessen abzukürzen, sich ihnen beim besonderen Gerichte nicht in seiner strahlenden und unaussprechlichen Schönheit gezeigt hat; und da haben sie, von Wonne berauscht, von Bewunderung hingerissen, sich in die schmerzvolle Finsterniß des Reinigungsortes versenken müssen! Wie viele Jahre werden sie also — ich sage also nicht in Schmerzen, letztere kommen bei ihnen gar nicht in Betracht; je heftiger desto besser, weil desto kürzer; nein, ich sage fern von dem Geliebten zubringen müssen! Selbst in dieser Welt, wo die Gefühle bekanntlich so wenig Tiefe besitzen, sah man Seelen, welche die Trennung nicht ertrugen und vor Gram starben. Wie wird es da erst im Jenseits sein! Man kann wohl sagen, daß die Seelen im Fegfeuer, des heiß Geliebten beraubt, vor Schmerz zu Grunde gingen, wenn sie nicht durch ein Wunder der göttlichen Allmacht erhalten würden.

Und wenn sie sich doch nur von ihm getrennt fühlten; aber nein, sie fühlen sich zurückgewiesen, verstoßen. Bornig blickt er sie an. Auf dem anbetungswürdigen Antlitz, welches die Wonne und Seligkeit der Auserwählten ist, haben sie Schmerz, ich möchte fast sagen Mißmuth wahrgenommen. Wie! Er erblickte an ihnen Schatten, welche seiner unendlichen Heiligkeit mißfielen, Mängel, von denen er sich mit Widerwillen abwandte! Du brauchst sie, o Herr, nicht ins Fegfeuer zu weisen; sie werden von selbst hingehen. Bötest Du ihnen das Paradies an, sie würden es in ihrem gegenwärtigen Zustande zurückweisen. Fache die reinigende Flamme an; sie wird ihnen niemals glühend genug erscheinen. Gleichwie der Chemiker, welcher ein Metall schmelzen will, der Flamme die größtmögliche Hitze gibt, also vielleicht auch Gott gegenüber einer jeden der armen Seelen, ohne jedoch ihren Durst nach Sühne stillen zu können. Ihr einziger Wunsch ist, daß das Feuer die Unvollkommenheiten verzehre, welche ihrer Vereinigung mit Gott im Wege stehen.

Wir finden bei nicht wenigen Theologen die Ansicht, daß die Flammen des Fegfeuers selbst die grausamste irdische Qual übertreffen. Mag sein. Jedenfalls werden sich die armen Seelen

hierüber nicht beklagen; je grausamer der Schmerz, desto kürzer.

Andere halten die Flammen des Fegfeuers für gleichartig mit denen der Hölle. Ich weiß hierüber nicht mehr als sie; im Grunde, was liegt daran? ¹⁾ Gewiß ist, daß die Seelen dort brennen, im Herzen eine so verzehrende Flamme haben, daß sie trotz ihrer Unsterblichkeit zu Grunde gingen, wenn sie Gott nicht wunderbar erhielte.

Wie lange werden sie auf dem Scheiterhaufen bleiben? Wir wissen es nicht. Vielleicht Jahrhunderte. Ich wohnte einst der Ausgrabung eines vor dreihundert Jahren gestorbenen Herzogs von Burgund bei; ein anderes Mal wurden die Ueberreste dreier Bischöfe des Mittelalters aus einer haufälligen Kapelle herausgeschafft; jedesmal wurde für ihre Seelenruhe eine heilige Messe gelesen. Die Kirche gestattet bekanntlich die Stiftung sogen. ewiger Jahrtage und Jahresmessen, als wenn sie die schmerzliche Ueberzeugung hätte, daß die Sühne sich soweit ausdehnen kann.

Ein schmerzliches, zugleich aber auch tröstliches Geheimniß. Wie sollten wir armen Erdenwesen nicht verzeihen, ihnen nicht helfen, ihre Sünden vor dem Tode zu beweinen, da ihnen ein so wirksames Mittel geboten ist, für dieselben später genugzuthun. „Die entsetzliche Strenge der Strafen im Fegfeuer,“ schreibt P. Faber, „ist geradezu unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen, daß sehr viele Seelen und zwar mit recht mangelhaften Dispositionen gerettet werden. Das Fegfeuer klärt, wie kein anderes von Gott geschaffenes Institut, so manchen dunklen Punkt; da finden eine Unmasse von Räthseln ihre Lösung. Dieser Schöpfung gegenüber, welche wir das achte Sacrament, das entsetzliche Sacrament des Feuers nennen könnten, für Jene bestimmt, denen die sieben wirk-

1) Der Jesuitenpater Perrone schreibt: „Kirchenväter, Scholastiker und neuere Theologen streiten über die Frage, ob das Feuer des Reinigungsortes ein wirkliches Feuer ist, oder ob wir es hier mit einer Metapher zu thun haben; d. i. mit dem Schmerz der Seele bei Betrachtung des vergangenen Lebens, der Häßlichkeit der Sünde u. s. w., welcher Schmerz, weil reinigend, von der Seele sehnüchtig verlangt wird.“ P. Perrone, *Tract. de Deo Creatore*, pars III, cap. VI.

lichen Sacramente eine vollkommene Reinheit zu ertheilen nicht hinreichen, dieser Schöpfung gegenüber, sagten wir, läßt sich die Meinung schwerlich aufrecht erhalten, ihr eigentlicher Zweck sei die Reinigung heiligmäßiger Seelen von den ihnen infolge menschlicher Schwäche anhaftenden Unvollkommenheiten. Ohne Zweifel erfüllt das Fegfeuer auch diesen Zweck, was ja der göttlichen Vollkommenheit durchaus entspricht und für die Seelen selbst der denkbar süßeste Trost ist; müssen wir jedoch nicht auch nothgedrungen annehmen, daß es eine Erfindung Gottes ist, um die Früchte des bitteren Leidens zu vermehren, daß es zugunsten jener zahlreichen Klasse von Menschen besteht, welche in der Liebe Gottes dahinsterven, aber in einer unvollkommenen Liebe? Können wir es nicht als die über das Grab hinaus fortgesetzte Erbarmung ansehen? Dürfen wir da nicht mit voller Zuversicht annehmen, daß die Mehrzahl der Katholiken ihr Heil wirkt, jener insbesondere, deren Leben in Armuth, Traurigkeit und Schmerzen dahinfloß ¹⁾)?“

VI.

Ist es schon unmöglich, die Schmerzen der armen Seelen zu schildern, so noch weit mehr ihre Freuden. Diese Freuden sind unermesslich, tief, unverfügbar, weil sie aus nie versiegenden Quellen hervorströmen. Die erste ist die Wonne, die Seligkeit, des Heiles gewiß zu sein. Was sie früher hofften, ist nunmehr über jeden Zweifel erhaben. „Ich bin gerettet, bin gerettet! Nichts wird mich mehr von meinem Gott zu trennen im Stande sein! Was liegt da an der Zeit, sollte ich auch Jahrhunderte zuwarten müssen! Was liegt am Schmerz, sollte er mich auch noch so grausam foltern! Ich werde meinen Gott sehen, ihn während der ganzen Ewigkeit besitzen!“ Was die arme Seele zu verlieren so sehr fürchtete, wonach sie sich so ängstlich sehnte, um was sie so innig gebetet hat, es ist ihr gesichert!

Zuweilen ist der Schmerz derart, daß die Unglücklichen verzagen möchten. Welch endlose Qual! Welch grausame Trennung! Sie sind niedergeschmettert. Dann plötzlich entströmet ihrem

1) Faber, *Le Créateur et la créature* S. 303.
Bougaud, *Das Christenthum und die Gegenwart*. V.

Herzen der Freudenschrei: „Ich bin gerettet, bin gerettet! Ich werde meinen Gott im Lande der Lebenden sehen!“ Das ist die erste Quelle ihres Glückes.

Als zweite möchte ich ihren Schmerz selbst bezeichnen. Sie haben für denselben Verständniß, begreifen seine Thätigkeit, erkennen, daß durch ihn das Hinderniß beseitigt wird, welches sie von Gott trennt. Weit entfernt mithin den Schmerz zurückzuweisen, sehnen sie sich nach ihm, finden ihn niemals grausam genug, tauchen sich in ihn wie in ein heilendes Bad. Aehnliches finden wir übrigens bereits in dieser armseligen Welt. Da gibt es Seelen, welche inmitten der grausamsten Schmerzen überglücklich sind. „Leiden oder sterben,“ lautete der Wahlspruch der heil. Theresia. „Leiden, stets leiden, niemals sterben,“ der des heil. Johannes vom Kreuz. Eine Karmelitin antwortete auf die Frage, ob sie bei den entsetzlichen Anfällen ihrer Krankheit große Schmerzen empfinde: „O ja; leider sind sie jedoch nur vorübergehend.“ Wenn nun aber Seelen, welche sich noch im Zustande der Prüfung befinden, mit einem hinfälligen Leibe verbunden sind, deren Geist noch verdunkelt ist, die reinigenden Schmerzen so freudig ertragen, wie erst jene leuchtenden, glühenden, reinen, in der Gnade vollendeten Seelen, die im Fegfeuer sind! „Diese Seelen,“ schreibt die heil. Katharina von Genua, „ertragen ihre Leiden mit solcher Freude, daß sie dieselben auch um kein Atom gemindert sehen möchten. Sie wissen zu gut, wie weise dieselben von Gott angeordnet sind, so daß sie, weit entfernt sich zu beklagen, ihre Pein mit der nämlichen Freude hinnehmen, als wenn sie bereits im Himmel wären¹⁾.“ „Das Feuer der Liebe ist in ihnen so glühend, daß sie sich mit Wonne in ein weit grausameres Feuer stürzen würden, falls sie das Hinderniß ihrer Vereinigung mit Gott hiedurch früher hinwegzuräumen vermöchten²⁾.“

Aber weder die Freude über die Gewißheit ihres Heiles noch die Glückseligkeit über den Schmerz, welcher das Hinderniß ihrer Vereinigung mit Gott allmählich hinwegräumt, können mit dem Frieden verglichen werden, welchen die Gleichförmigkeit mit dem

1) Abhandlung über das Fegfeuer. Kap. 16.

2) Ebd. Kap. 9.

Willen Gottes in ihnen erzeugt. Sie sind, wo Gott sie haben will. Sie würden auch nicht einen Schritt thun, um in den Himmel zu gelangen, ehe ihnen Gott das erwartete Zeichen gibt. Ihre absolute Heiligkeit gestattet ihnen weder einen Wunsch noch ein Bedauern. Wo sie sind, da gehören sie hin, weil sie Gott dahingethan hat, und sie werden dahin gehören, so lange sie Gott da lassen wird. Im Himmel herrscht größere Freude, aber kaum ein größerer Friede.

Was das Fegfeuer mithin kennzeichnet, ist eine eigenthümliche Mischung von Leid und Freude, von Seligkeit und Schmerz. Die Freude verhindert nicht das Leiden, das Leiden nicht die Seligkeit; beide mit einander in der nämlichen Seele geheimnißvoll vermischt, schaffen in ihr einen Zustand, der weder im Himmel noch auf Erden seinesgleichen findet.

VII.

Freude und Leid haben indeß im Fegfeuer ein sehr verschiedenes Loos. Erstere nimmt beständig zu, letzteres beständig ab. „Sehe,“ schreibt die heil. Katharina, „einen mit dichtem Schleier bedeckten Krystall der Sonne aus, dann wird er ihre Strahlen offenbar nicht aufnehmen können. Die Schuld liegt nicht an der Sonne, deren Glanz stets der nämliche bleibt, sondern an dem die Strahlen abhaltenden Schleier. Denken wir uns nun, der Schleier verschwände allmählich, dann werden die Sonnenstrahlen auf den Krystall immer mächtiger einwirken, bis sie, wenn das Hinderniß vollständig geschwunden ist, denselben vollständig durchdringen. Das Nämliche gilt von den Seelen im Fegfeuer; der sie bedeckende Rost wird durch das Feuer nach und nach verzehrt¹⁾.“ Denken wir uns noch die Gebete der Kirche, das heilige Meßopfer und das Blut Christi hinzu, welches fromme Hände über sie ergießen, dann werden wir so zu sagen das Hinderniß schwinden, das Eis schmelzen, mithin den Schmerz abnehmen sehen, da er immer weniger Grund hat. „Je mehr andererseits,“ fährt die heil. Katharina fort, „das Feuer den Rost verzehrt, desto

1) Abhandlung über das Fegfeuer, Kap. 2.

reiner spiegelt sich die lebendige Sonne in den Seelen. Mit dem Verschwinden des Kостей, mit der Zunahme des göttlichen Lichtes wächst ihre Freude. Also sehen wir letztere beständig zu-, den Schmerz beständig abnehmen, bis endlich die Zeit der Prüfung vorüber ist¹⁾." Es kommt ein Augenblick da die Seele, weil vollständig rein, nicht mehr leidet. Sollte sie in diesem Zustand auch ewig im Fegfeuer bleiben müssen, die Flammen könnten ihr Nichts mehr anhaben. „Wenn Gott die Seele stufenweise zu dieser vollkommenen Reinheit geführt hat, verliert sie die Leidensfähigkeit, da an ihr Nichts mehr ist, was das Feuer verzehren könnte. Angenommen, sie würde in diesem Zustande vollkommener Reinheit noch im Feuer zurückgehalten, dann wäre letzteres für sie statt einer Qual eher ein Feuer göttlicher Liebe ohne eine Spur von Schmerz²⁾." Es ist dies jedoch undenkbar. Sobald Gott sie in diesem Zustande sieht, sehnt er sich, sie zu besitzen. „Er sendet über sie Strahlen der Liebe, welche sie entflammen und zieht sie an sich mit einer Kraft, welche sie trotz ihrer Unsterblichkeit zu vernichten im Stande wäre³⁾." Was kann sie da anderes als nachgeben und in den Himmel fliegen?

Wie vollzieht sich diese Uebersiedelung? Reifen die armen Seelen für den Himmel wie auf Erden die Frucht für die Ernte? Werden jene glücklichen Seelen von den Strahlen der himmlischen Sonne bereits vergoldet? Können ihre Mitgefangenen aus diesen Anzeichen den Tag ihrer Befreiung erschließen? Wenn ja, welch rührender Abschied, welch feierliches Versprechen, einander niemals zu vergessen, welche Wonne bei dem Gedanken an das baldige Wiedersehen! Es sind das jedoch Dinge, welche uns Gott nicht geoffenbart hat, und die wir einst sehen werden, wenn wir dessen würdig sind.

1) Ebd. — 2) Ebd. Kap. 10. — 3) Ebd. Kap. 9.

Fünftehntes Kapitel.

Von dem Loos der Seelen in der Ewigkeit (Fortsetzung).

Die Hölle.

Als Dante die Schwelle der Hölle zu überschreiten im Begriffe stand, las er auf dem Thore derselben die Worte:

Durch mich gelangt man in die Stadt der Thränen;
Durch mich gelangt man zum ewigen Schmerze;
Durch mich gelangt man zum Geschlechte der Verworfenen;
Die Gerechtigkeit war der Beweggrund meines erhabenen Bau-
meisters;
Ich bin ein Werk der göttlichen Macht;
Der höchsten Weisheit, der ersten Liebe.
Die ihr hier eintretet, gebet jede Hoffnung auf.

Diese Worte enthalten die furchtbare Theologie der Hölle; furchtbar aber nicht minder erhaben als die des Himmels, enthalten sie dessen nothwendigen Gegensatz. Wenn es einen Himmel gibt, muß es eine Hölle geben. Wenn die Guten belohnt, müssen die Bösen bestraft werden; es sei denn, daß Alle in gleichem Maße belohnt, die denkbar größte Ungerechtigkeit; oder Alle vernichtet würden, die denkbar größte Thorheit. Der ewige Himmel erfordert eine ewige Hölle; sie bilden die beiden Wagschalen der unerbittlichen Gerechtigkeit.

Als Dante diese Worte auf dem Thore der Hölle las oder nach seiner gewaltigen Ausdrucksweise, das lebendige Thor der Hölle ihm diese Worte zurufen hörte, fing er an zu weinen. Ich möchte es auch thun und mit ihm ausrufen: „O Herr, wie hart sind diese Worte!“ wie er möchte ich aber auch den Worten seines

Führers beipflichten: „Hier muß jede menschliche Weichlichkeit erstehen.“ Ja, um von der Hölle zu reden, muß man höher emporsteigen als die menschlichen Gefühle, muß auf den Gedanken Gottes eingehen. Wir wollen es versuchen.

I.

Es gibt eine Hölle, eine ewige Hölle.

Der erste Beweis hiefür ist theils philosophischer Natur, theils wurzelt er im Gewissen; wir möchten ihn folgendermaßen formuliren: Zwischen gut und böse muß nicht etwa nur ein bedeutender, sondern ein radicaler und wesentlicher Unterschied bestehen. Dessen ist sich das menschliche Gewissen unwiderleglich bewußt. Die absolute Unterscheidung zwischen gut und böse ist die Grundlage jedweder sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Denke dir die ewige Hölle hinweg, sofort hört dieser Unterschied auf. Wenn gut und böse zu demselben Ergebnisse gelangen, die nämliche Glorie erzeugen, dann sind sie gleicher Natur; wenn beide im Himmel enden, dann waren sie auch auf Erden nicht verschieden. Jedes Wesen entwickelt den Keim seines Seins. Angenommen also, es gäbe keine Hölle, gut und böse gingen mithin auf die nämliche ewige Seligkeit hinaus, dann sind beide identisch.

Dabei ist es ganz einerlei, daß gut und böse nicht zugleich in den Himmel gelangen, daß letzteres eine längere Reise machen muß, Jahrhunderte für einen Weg braucht, den ersteres in wenigen Minuten zurücklegt. Ein ganz nebensächlicher Unterschied. Nimm eine Hölle an, aber nur eine zeitweilige, d. i. eine 500-, 1000-, sagen wir sogar 10000 jährige; was ist das nun, wenn dieser Strom der Schmerzen schließlich doch im Ocean der unendlichen Glückseligkeit münden soll? Da haben wir einen lasterhaften, gegen Gott empörten Menschen, welcher bis zum Ende in der Auflehnung verharret; im Gegensatz zu ihm eine keusche, reine, gottselige Jungfrau, deren ganzes Leben der Uebung aller Tugenden geweiht war; nehmen wir Marat und die heil. Theresia, den heil. Vincenz von Paul und Robespierre. Alle ohne Unterschied sind im Himmel und genießen die beseligende Anschauung, nur

sind die einen etwas später dazu gelangt; hierin liegt der einzige Unterschied. Die Elemente des Guten und des Bösen standen mithin in keinem wesentlichen Gegensatz, da sie zum nämlichen Ziele führten. Ich sehe nicht ein, was sich gegen dieses erste Argument einwenden ließe.

II.

Nunmehr ein zweites, vielleicht noch schlagenderes. Jedermann wird denn doch zugeben müssen, daß, wenn Gott und der Mensch mit einander streiten, Gott nothwendig Recht behalten muß; ohne die Hölle, ohne eine ewige Hölle würde aber der Mensch Recht behalten. Nehmen wir einen verstockten Bösewicht. Was vermag Gott, um ihn auf den rechten Pfad zurückzuführen? Ihn mit Gnaden überhäufen? Wenn er sie jedoch mit Füßen tritt! Ist zum letzten Augenblick in ihn dringen? Wenn er aber bis zum letzten Athemzuge lästert! Ihn in der Hölle bestrafen? Wenn er die Hölle nicht ewig ist, dann wird er seinem Schöpfer Trotz bieten, sich gegen ihn förmlich auflehnen, ihm gleichsam den Fehdehandschuh hinwerfen, als ob er sagen wollte: „Nur Geduld! Du wirst mich wohl oder übel in den Himmel aufnehmen müssen; fest gegen deinen Willen werde ich zur ewigen Seligkeit gelangen!“ In der That wird, wenn die Hölle nicht ewig ist, dieser verstockte Bösewicht mit stolzem Selbstgefühl in den Himmel eingehen, ohne je als Haupt vor Gott gebeugt zu haben. Wie! Gott ist Schöpfer und Gesetzgeber; er, der Herr des Himmels und der Erde, sollte nie im Stande sein, sich Achtung zu verschaffen! Er sollte gegen sein Willen gezwungen sein, einen Menschen nach einem lasterhaften Erdenleben, das während tausend, zweitausend, zehntausend Jahren durch Lästerungen und Verwünschungen in der Hölle noch erschert wurde, in den Himmel aufzunehmen! Undenkbar. Gäbe es nun auch nur einen einzigen Menschen dieser Art, so müßte, wenn Gott, wie es ja nicht anders sein kann, Sieger bleiben soll, die Hölle ewig sein.

heißt: „Warum läßt Gott ein derartiges Wesen leiden, er könne es ja vernichten, warum thut er es nicht?“ Warum? Weil durch Nichts seine Schwäche jämmerlicher documentiren

würde. Hat sich hienieden ein Mensch durch eine Reihe von Schandthaten unmöglich gemacht, sich die Verachtung aller Gutgesinnten zugezogen, dann greift er zum Revolver und entgeht durch den Tod der menschlichen Gerechtigkeit. Hier wäre es noch weit ärger. Um dem Zorne Gottes zu entgehen, würde er sich durch den nämlichen Revolverschuß nicht etwa in den Tod, sondern in das Nichts stürzen. Anstatt durch Erduldung der Strafe die durch sein Vergehen gestörte Ordnung wiederherzustellen, würde er sie vollends zerstören. Der Tod wäre nicht eine Sühne, sondern eine Flucht in das Nichts; Gott erschiene lächerlich, weil machtlos.

Es heißt weiter: „Für einen solchen ist die Hölle nothwendig zugegeben; es gibt indeß so viele Andere, deren Leben dieser Charakter nicht bietet; sie erscheinen weit mehr schwach, denn widerpenstig. So viele Andere! Aber weißt du denn, wer in die Hölle kommt, und wie viele? Die Kirche lehrt, daß es eine Hölle gibt; über die Einwohner derselben schweigt sie. Sie verbietet uns sogar jede Conjectur hierüber. Sie will, daß wir für uns an die Hölle denken, nicht aber für Andere. Sie erlaubt uns anzunehmen, daß die Hölle nicht leer ist, verbietet uns jedoch irgend Jemanden in dieselbe zu verdammen, mag er auch noch lasterhaft gewesen sein. Gott ist der alleinige Richter. Das Einzige was ich sagen kann, ist: Gäbe es auch nur einen einzigen Menschen, welcher Gott den Gehorsam hartnäckig verweigerte, o müßte es selbst dann eine Hölle, eine ewige Hölle geben, war Gott, wie es ja sein muß, aus diesem entsetzlichen Kampf als Sieger hervorgehen soll.

III.

Diese beiden einfachen Argumente sind dermaßen unwiderleglich, daß sie eine in der Geschichte des menschlichen Geistes jene Erscheinung hervorgebracht haben: die Einmüthigkeit. Betichte sämtliche Religionen; ob spiritualistisch, ob gänzlich verkorten, alle haben sie den Glauben an eine ewige Strafe zur Grurage. Meinungsverschiedenheiten gibt es nur hinsichtlich ihrer Natur hinsichtlich des zur Verurtheilung in dieselbe nothwendigen Grades der Schuld; aber eine Hölle, eine ewige Hölle für die Glosen

und die Verbrecher finden wir überall. Selbst Muhamed, welcher seine Anhänger durch Verheißung eines unfehlbaren Glückes zu begeistern so sehr geneigt ist, steht in diesem Punkte durchaus fest, und die ewige Hölle bildet im Koran nicht minder einen Glaubensartikel als in den heiligen Büchern der übrigen Nationen¹⁾.

Nicht minder einmüthig sind die Philosophen. Lucretius, den Verächter der Götter, allein ausgenommen, welcher den wesentlichen Unterschied zwischen gut und böse leugnet, in seiner Weise jedoch für den Glauben der Menschheit an eine ewige Hölle Zeugniß gibt²⁾, haben alle Philosophen, alle Dichter, alle Schriftsteller des Alterthums daran geglaubt und es unumwunden ausgesprochen. Ihre Zeugnisse wurden sorgfältig gesammelt, insbesondere das eines Hesiod, eines Homer, eines Herodot, eines Diodorus von Sicilien, eines Orpheus, eines Aeschylus, eines Pindar, eines Plato, eines Virgil³⁾ u. A. m. Es wird genügen, die beiden letzten anzuführen, welche sich durch Tiefe und Religiosität, besonders auszeichnen. Nachdem Plato von Jenen gesprochen hat, die, weil gerecht, Anspruch auf einen ewigen Lohn, sowie von Jenen, die zwar Fehler begangen, aber, weil noch heilbar, nur vorübergehende Strafen zu erdulden haben, fügt er hinzu: „Jene hingegen, welche sich dem Laster völlig hingegeben haben und unheilbar sind, werden die ganze Ewigkeit hindurch entsetzliche Qualen leiden. Deshalb verachte ich die eitlen Ehren, strebe nur nach Wahrheit und trachte als rechtschaffener Mann zu leben und zu sterben. Hierzu ermahne ich auch dich und alle Uebrigen, so weit es in meinen Kräften steht Denn du wirst dir gar nicht mehr

1) *Du Dogme catholique sur l'enfer*, par Carl, docteur en théologie; 1 Vol. in 8°, Paris, Debécourt 1842. Dieses Werk ist an hochwichtigen Stellen überaus reich.

2) „Es gibt,“ schreibt Lucretius, „keine Ruhe mehr, und wir können nicht mehr unbeängstigt schlafen: weshalb? Weil wir nach diesem Leben stets ewige Strafen fürchten müssen. . . Diese Angst muß um jeden Preis aus dem menschlichen Herzen verbannt und aus der Welt geschafft werden, denn sie trübt den Frieden des Menschengeschlechtes, raubt uns jedwede Sicherheit, läßt uns keinerlei Freuden genießen. (De Nativ. rer. lib. I, 3.)

3) *Le Dogme catholique sur l'enfer* von Carl.

helfen können, wann du zitternd vor dem Richter stehst, um dein Urtheil zu vernehmen. Ist dieses gefällt, dann wird der Richter den Gerechten befehlen, zu seiner Rechten zu treten und den Himmel zu steigen, den Bösen hingegen, zu seiner Linken zu treten und in die Hölle zu wandern¹⁾." Gibt es in der That eine klarere und großartigere Intuition?

Virgil ist nicht minder bestimmt. Wer kennt nicht seine Schilderung von der Hölle, jene Verse, wie eiserne Denkmünzen geprägt:

. . . *Sedet aeternumque sedebit*
*Infelix Theseus*²⁾.

Und jener Unglückliche, welcher von einem Geier beständig zerfleischt wird:

Immortale jecur tondens faecundaque poenis
*Viscera*³⁾.

Und jener Dritte:

Sisyphon aspiciens: Cur hic e fratribus inquit,
*Perpetuas patitur poenas?*⁴⁾

Das ist die Hölle, die ewige Hölle. Das ist die ewig blutende Wunde. Das Evangelium spricht von einem Wurm, der nicht stirbt — *Vermis eorum nunquam moritur* (Marc. 9, 43). Hier ist es ein Geier, welcher den Unglücklichen beständig zerfleischt — *Immortale jecur tondens*.

Noch merkwürdiger als die Einmüthigkeit der Religionen und der philosophischen Systeme ist die Einmüthigkeit der häretischen Secten. Seit achtzehn Jahrhunderten sind ihrer unzählige aufgetreten. Alles wurde von ihnen geleugnet, nur eines nicht — die Hölle. Sie haben Gott das Recht streitig gemacht, uns zu lieben, uns zu verzeihen, niemals jedoch das Recht uns zu strafen. Sie haben das vorübergehende Fegfeuer geleugnet, die ewige Hölle niemals. Wie ist das zu erklären? Woher diese dreifache Ein-

1) Plat. *Gorgias* op. tom. IV, p. 166. *De Republ.*, lib. X, tom. VII, p. 133.

2) Virg. *Aeneid.*, lib. VI, v. 617 u. 18.

3) *Ibid.* v. 598 u. 99.

4) Ovid. *Metamorph.* IV, 465.

müthigkeit? Es ist das Dogma, welches den menschlichen Geist am meisten schreckt. Es ist das einzige, welches, ich möchte sagen, dem Herzen weh thut. Es bringt alle Leidenschaften, bösen Neigungen und Laster in Aufruhr, widerstrebt unserer nach Freiheit und Vergnügen lüfternen Natur. Dennoch ist es das einzige, welches unbestritten dasteht, das einzige, welches von allen Menschen und zu allen Zeiten angenommen wurde, das einzige, hinsichtlich dessen durch sechstausend Jahre unter allen Religionen, philosophischen Systemen und Secten eine unerklärliche Einmüthigkeit herrscht. Man vernimmt hier wohl oder übel den Schrei des ewigen Gewissens.

IV.

Nichts von alledem hätte jedoch genügt, um den menschlichen Geist vor dem entsetzlichen Dogma von der Ewigkeit der Höllestrafen zu beugen. Da bedurfte es der unzweideutigsten und feierlichsten Erklärung Gottes selbst. Sie erging an die Menschheit. Die ganze heilige Schrift ist voll davon; und ohne bis zu Moses, Job, David, Salomo, Jesaias und Daniel ¹⁾ hinaufzusteigen, können wir, aus dem Evangelium allein zahlreiche, zusammenhängende, einander unterstützende Stellen anführen, so vollkommen klar, daß hinsichtlich des Hauptpunktes der göttlichen Offenbarung auch nicht der leiseste Zweifel möglich erscheint. Du magst ja die Evangelien verwerfen, nimmst du sie jedoch an, dann mußt du auch das Dogma von der Ewigkeit der Höllestrafe gelten lassen.

Oeffnen wir das Evangelium des heil. Matthäus, wahrscheinlich von sämtlichen Aposteln vor ihrer Trennung und erst

1) Wir finden diese verschiedenen Stellen bei Carl, *Le Dogme catholique sur l'Enfer*. Es läßt sich über jede einzelne streiten, als Ganzes sind sie jedoch überaus schwerwiegend, insbesondere, wenn wir die Erklärung der Väter hinzunehmen. Gedenken wir ferner hinsichtlich dieser Stellen der Worte des Heilandes, welcher erklärt, daß es, um an die Hölle zu glauben, des Zeugnisses eines von den Todten Auferstandenen nicht bedarf; daß es genügt, Moses und die Propheten anzuhören — *Habent Moysen et prophetas* (Luc. 16, 27. 29).

acht Jahre nach der Auferstehung des Herrn verfaßt. Wir lesen darin: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt. . . . Wenn deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist besser, daß du verstümmelt oder hinkend in da Leben eingest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das ewige Feuer geworfen werdest (18, 7 u. 8). Ebenso Marcus mit einigen Zusätzen, welche den vorhin angeführten Worten noch mehr Kraft verleihen: „Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab: es ist dir besser, verstümmelt in das ewige Leben einzugehen, als zwei Hände zu haben und in die Hölle zu kommen, in das unauslöschliche Feuer, wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt (9, 42 u. 43). Einige Verse weiter heißt es wiederum: „Wo ihr Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt“ (47). Da haben wir so recht das ewige Feuer: *ignem aeternum; ignem inextinguibilem* (Matth. 18, 9); *Gehennam ignis inextinguibilis* (Marc. 9, 44).

Schon Johannes hatte sich, als er in der Wüste predigte, dieses Ausdruckes bedient: „Er hat seine Wurfschaufel in seiner Hand, und wird seine Tenne reinigen: den Weizen wird er in seine Scheune sammeln, die Spreu aber mit unauslöschlichem Feuer verbrennen — *Comburet igni inextinguibili*. Wenn diese Worte nicht genügen, um die Ewigkeit der Hölle auszusprechen, dann möchte ich in der That wissen, welcher Redeweise es bedurft hätte.

Diese Stellen sind übrigens keineswegs die wichtigsten; wir finden eine bei Matthäus, welche unbedingt den Ausschlag gibt. Es handelt sich um die Trennung der Guten von den Bösen beim letzten Gerichte; da lesen wir: „Als dann wird der König zu denen, die zu seiner Rechten sein werden, sagen: Kommet ihr Gesegnete meines Vaters, besizet das Reich, welches seit Grundlegung der Welt euch bereitet ist. . . . Dann wird er auch zu denen auf der Linken sprechen: Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, welches dem Teufel

und seinen Engeln bereitet worden ist Und diese werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben" (Matth. 25, 34 ff.). Schon Daniel hatte gesagt: „Und die Menge derer, die im Staube der Erde schlafen, werden auferstehen, Einige zum ewigen Leben und Einige zur Schmach, um sie ewig zu sehen" (12, 2).

Man wird zugeben müssen, daß gewichtigere Worte bei einem feierlicheren Anlaß unmöglich gesprochen werden können als da sind: „Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer.“ Die heiligen Väter haben den Parallelismus zwischen den Belohnungen und den Strafen hervorgehoben. Sie entsprechen einander ganz und gar. Sind die Belohnungen ewig, dann sind es auch die Strafen; haben diese ein Ende, dann nothwendig auch jene; das ist das Argument eines Augustinus¹⁾, eines Gregor des Großen,²⁾ und vieler Anderer.

Es erübrigte nur noch eine Seele in diesem unauslöschlichen Feuer zu sehen. Lucas schildert sie uns. Wer kennt nicht das Gleichniß vom reichen Prasser? Er stirbt und wird in die Hölle begraben — *et sepultus est in inferno*. Und was ist das für eine Hölle? Ein Ort der Qualen — *in locum tormentorum*. Und woher kommen diese Qualen? Von dem verzehrenden Feuer — *crucior in hac flamma*. Er bittet vergeblich um einen Tropfen Wasser zur Kühlung seiner Zunge. Das Ganze endet mit den furchtbaren Worten: „Gedenke, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus hingegen Uebles; nun aber wird dieser getröstet, und du wirst gepeinigt (Luc. 16, 19—31).

Fügen wir ein Wort des Völkerapostels hinzu (II Thess. 1, 7. 8 u. 9): „Christus wird sich offenbaren in Feuerflammen, da er Rache nimmt an denen, die Gott nicht kennen, und die nicht gehorchen dem Evangelium unsers Herrn Jesu Christi, welche mit dem ewigen Untergange gestraft werden durch das Ange-

1) *De Civitate Dei* Lib. XXXI cap. 23. P. L. Tom. 41, p. 735 u. 36.

2) *Moral. lib. XXIV, cap. XIX.* P. L. Tom. 76, p. 737 u. 38.

sicht des Herrn (entfernt von dem Angesichte des Herrn) und die Herrlichkeit seiner Kraft."

Darf es uns nach solchen Zeugnissen Wunder nehmen, wenn wir im Symbolum des heil. Athanasius die Worte lesen, welche unseren ganzen Gegenstand zusammenfassen: „Die Gutes gethan haben, werden in das ewige Leben eingehen, die Böses gethan haben, in das ewige Feuer. Das ist der katholische Glaube. Wer denselben nicht fest und treu bewahrt, kann nicht gerettet werden?"

V.

Es gibt also eine Hölle, eine ewige Hölle; hierüber läßt sich nicht zweifeln. Welcher Art sind nun aber die Leiden und Strafen der Verdammten?

Sehen wir vorerst völlig von den grauenhaften Beschreibungen ausgejuchter Qualen und Foltern ab, welche von Dichtern, Theologen und Predigern geliefert wurden. Wenn irgend Etwas die Gemüther empörte, bei Unzähligen den Glauben an jenes große Dogma verhinderte, so war es keineswegs die Wirklichkeit der Höllenstrafe und ihre ewige Dauer, welche das Gewissen wohl oder übel annehmen muß, sondern die phantastische Beschreibung von Folterqualen, die mit der Würde des allmächtigen Richters völlig unvereinbar erscheinen, welcher straft aber nicht quält und, selbst wenn er zürnt, seiner Barmherzigkeit gedenkt (Habac. 3, 2). Es sind das traurige Früchte der ohnmächtigen Einbildungskraft des Menschen. Reden wir nicht weiter davon und halten wir uns an das Evangelium. Es bietet bei aller Nüchternheit des Entsetzlichen genug.

Das Evangelium schildert uns die Verdammten. Wie? in welcher Gestalt? Vorerst haben sie Thränen in den Augen. Wenn der Schmerz groß ist, und der Mensch widerstehen will, dann sieht man zuweilen stille Thränen über seine Wangen gleiten; es ist jedoch selten; der Mensch weint nicht leicht; hier weint er beständig — *Ibi erit fletus* (Matth. 13, 42. 50); ewiges Weinen, wie Bossuet sagt.

Nimmt der Schmerz zu, dann genügen die Thränen nicht mehr; dann wird geschluchzt, gestöhnt — *Ploratus et ululatus*.

Das Stöhnen sagt mehr als die Thränen, es deutet auf einen größeren Schmerz.

Es gibt aber einen noch höheren Grad. Nach den Thränen, nach dem Stöhnen, gerathen, wenn der Schmerz noch zunimmt, die Nerven in die äußerste Erregung, und es kommt zum Zähneknirschen. Auch dieses ist der Offenbarung gemäß ein charakteristisches Merkmal der Verdammten — *Ibi erit stridor dentium*. (Id. ibid.)

Betrachten wir diese nüchterne Schilderung, diese klaren, faßlichen Stellen aus der heiligen Schrift und wir werden ein richtiges, von jeder Uebertreibung freies Bild der Höllestrafe gewinnen: eine Ewigkeit in Thränen, Wehklagen, zuweilen auch Zähneknirschen, in erstickten oder lauten Schmerzensschreien; und wir werden einsehen, wie tollkühn es ist sich einer solchen Gefahr auszusetzen.

Was die Thränen hervorruft ist nicht etwa das Feuer, das Flammenmeer, die Finsterniß, die Unordnung und Verwirrung, es ist der Verlust Gottes. Im Besitze Gottes wäre selbst das Feuer ein Labfal; ohne ihn ist Alles Qual, Folter, Jammer, Elend und Pein. Wäre kein Feuer um ihn, der Verdammte würde es aus seinem von Schmerzen gefolterten Körper, aus seinem durch Verzweiflung versengten Herzen hervorlocken. Ich sah einst einen Fieberkranken. Er glühte. Um ihn war kein Feuer, wohl aber in ihm. In meinen Ohren tönt noch der Angstschrei der Cholerafranken: „Wasser! Wasser!“ Alles in ihrem Innern war Feuer. Die Frage nach der Natur des Feuers in der Hölle ist somit von untergeordneter Bedeutung. Die Kirche hat sich hierüber niemals ausgesprochen¹⁾. Wozu auch? Mag das Feuer uns wie ein Flammenmeer umgeben, was ja die meisten Theologen annehmen, oder aber in unserem Innern glühen, was

1) »Omnia quae spectant ad poenarum naturam de fide non sunt. Nullo Ecclesiae decreto neque ulla in Synodo sancitum est, ignem esse corporeum.« Perrone, *Praelectiones theologicae*, tract. de Deo Creatore, cap. VI, De futura hominis vita art. III, De Inferno.

Bossuet¹⁾ mit Vorliebe schilderte, Thatsache ist, daß die Schmerzen überaus heftig sind. Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, mit beiden gesündigt hat, leidet er an beiden (*Poena damni, poena sensus*). Durch seine Schuld hat er ein ewiges Glück eingebüßt, ist er für immer von der unendlichen Schönheit, Liebe und Güte getrennt, für immer in die Stätte der Finsterniß und des Schmerzes verstoßen. Bei diesem Gedanken füllen sich seine Augen mit Thränen; er ächzt, stöhnt, knirscht mit den Zähnen.

Nichts beweist uns jedoch, daß dies bei den Verdammten, am wenigsten bei allen Verdammten beständig der Fall sei. Wie im Himmel, so gibt es auch hier eine Hierarchie, höhere und tiefere Stufen²⁾, je nach dem Grade der Schuld. Christus hat nicht gesagt: Dort wird bei allen und beständig Heulen und Zähneknirschen sein, sondern nur: Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Diese Bemerkung stammt von dem frommen und gelehrten Msgr. de Pressy, Bischof von Boulogne: *Ibi erit fletus et stridor dentium; non dixit Christus: Ibi erit continuus fletus*³⁾.

Ebenso werden alle Verdammten als beständig fluchend und Gott lästernd dargestellt. Nichts ist jedoch minder gewiß. Estius, ein ebenso weiser als gewissenhafter Theologe, bestreitet es unumwunden und aus einem sehr triftigen Grunde. „Es läßt

1) Vernehmen wir Bossuets Erklärung der Worte Ezechiels 28, 18: *Producam ignem de medio tui qui comedat te* — Ich will Feuer aus dir ausgehen lassen, das dich fressen soll. Ich werde es nicht von weitem an dich herantreten lassen; es wird in deinem Gewissen entbrennen; die Flammen, welche aus deinem Innern emporlodern, sie werden durch deine Sünden angefacht sein. Hast du, o Christ, je bedacht, daß du durch die Sünde das Werkzeug deiner ewigen Qual bereitest? Ja, du thust es; du trinkst die Sünde wie Wasser, zündest in deinem Innern ein verheerendes Feuer an. Die Hölle, beachte es wohl, ist die Sünde selbst; die Hölle ist der Verlust Gottes; die heilige Schrift beweist es klar.“ *Sermon sur la gloire de Dieu dans la conversion des pécheurs*, 1. Theil. Bossuet kommt auf diesen schönen Gedanken öfter zurück, z. B. *Sermon sur la nécessité de la Pénitence*, 3. Sonntag im Advent, 1. Theil; *Sermon pour le Dimanche des Rameaux*, u. s. w.

2) S. Basil. *Regulae brevius tractatae*, interrog. CCLXVII.

3) *Dissertation théologique sur l'Incarnation*, 3. Theil, S. 571.

sich," schreibt er, „doch gewiß nicht annehmen, daß ein Mensch im Jenseits böshafter sei als er auf Erden war. Der göttlichen Gerechtigkeit entspricht es die Sünder zu strafen, aber doch gewiß nicht, ihre Bosheit zu vermehren. Wie viele Sünder gibt es nun aber, welche niemals auch nur im mindesten gelästert, ja diese Sünde geradezu verabscheut haben. Wie Manche, geben sich gewissen Lastern hin, während sie sich vor anderen geradezu entsetzen¹⁾." Der nämlichen Meinung ist Sylvius, ein nicht minder ausgezeichnete Theologe. „Es gibt," sagt er, „Sünder, welche mit der Anhänglichkeit an gewisse Sünden aus dem Leben geschieden sind, von der des Lüsterns jedoch völlig frei waren. Sollten sie dieselbe in der Hölle annehmen²⁾?" Er glaubt es nicht, weil seiner Ansicht nach Niemand im zukünftigen Leben schlechter wird, als er bei seinem Tode war. Diese Ansicht spricht er an einer andern Stelle seines Werkes noch energischer aus und bezeichnet sie als sehr wahrscheinlich. Emery endlich, Vorstand von St. Sulpice, erklärt diese Anschauung als die seinige und stützt sie durch seine eigene Autorität³⁾.

Mögen mithin die Höllenstrafen äußerst schwer sein, so dürfen wir sie doch keineswegs übertreiben, wie dies der genannte Msgr. de Pressy, einer der größten Theologen des 18. Jahrhunderts, welcher im Geruch der Heiligkeit starb, ausdrücklich hervorhebt. Mag man sich dieselben auch noch so heftig denken, so meint er doch, es sei besser mit ihnen zu leben als in das Nichts zurückzukehren. Er war mit dem heil. Augustinus der Ansicht, es sei, von Judas vielleicht allein abgesehen, für einen jeden Verdammten besser, alle Qualen der Hölle zu erdulden, als gar nicht zu sein. Mit Vorliebe führte er das Beispiel des reichen Prassers an. Inmitten der Flammen wüthet er nicht gegen Gott, lästert weder seine Gerechtigkeit noch seine Barmherzigkeit. Ja noch mehr. Er wendet seine Aufmerksamkeit von dem gegenwärtigen Schmerz ab, um an die Vergangenheit zu denken, sich seiner Brüder zu erin-

1) Estius, lib. Sent. dist. XXXIII § 8, p. 373

2) Sylvius, Quaest. XII, art. 4; quaest. LXXX, art. 5.

3) Emery, *De la mitigation de la peine des damnés*, Schluß.

nern, die er vor einem ähnlichen Unglück bewahren will. „Sind nun,“ bemerkt Msgr. de Pressy in der angeführten Abhandlung (S. 509), „die Schmerzen so entsetzlich, wie sie von gewissen Predigern und Künstlern dargestellt werden; leidet ein Verdammter mehr als ein Mensch, der die Steinoperation erduldet, dem Herz und Eingeweide ausgerissen werden, welcher gebiertheilt oder gebrannt wird, wie kann er da an etwas Anderes denken als an den eigenen Schmerz, seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenken? Befragen wir doch die eigene Erfahrung.“ Der Autor führt noch andere Beispiele an, doch genug hievon. Wir haben hier eine doppelte Klippe zu meiden: Uebermäßige Mildern der Höllenstrafen, so daß die Gewissen nicht mehr durch sie geschreckt, Uebertreibung derselben, wodurch die Gemüther empört und zum Zweifel an der Hölle verleitet werden.

VI.

Es heißt: „Besteht denn irgend welches Verhältniß zwischen der vorübergehenden Sünde und der ewigen Strafe? Wohlan; diese Frage ist indeß nicht an die göttliche Gerechtigkeit allein, sondern an jedwedes irdische Gericht zu stellen. Wird Jemand nicht wegen eines Verbrechens, welches vielleicht nur wenige Minuten in Anspruch nahm, zu zehn, zwanzig, dreißig Jahren Zuchthaus verurtheilt? Haben wir ferner nicht das lebenslängliche Zuchthaus und die Todesstrafe? Welches Verhältniß besteht nun aber zwischen der so schnell verübten That und einer so langen, so grausamen Strafe? Das Verhältniß zwischen Vergehen und Strafe läßt sich eben nicht nach der Zeitdauer bemessen; wenn ja, dann müßte ein Verbrechen von einer Minute mit einer Strafe von einer Minute geahndet werden, was offenbar widersinnig ist.

Wir müssen der Frage näher treten.

Es ist Glaubenssatz, daß, wer im Zustande der Todssünde stirbt, die Hölle verdient, selbst wenn er nur eine einzige auf dem Gewissen hätte. Und es ist ja nicht mehr als gerecht. Die Zeit war ihm gegeben, um seine Seele zu retten; er benützte sie nicht. Weder Gnaden, noch Erfahrung, noch das Greisenalter,

welches doch die Leidenschaften abstumpft; ja nicht einmal der Tod mit allen seinen Schrecknissen vermochten in ihm das Gewissen zu wecken. Er stirbt von Gott getrennt, hat sich mit seinem Schöpfer nicht versöhnen wollen, ist Ihm gegenüber im Zustande der Feindschaft und Auflehnung. Wie er war, da er den Geist aufgab, also bleibt er. Er ist so zu sagen erstarrt. Wer kennt nicht das berühmte Eismeer bei Chamouny? Früher war es ein Strom, in dem sich die Wassermassen übereinander wälzten. Plötzlich wurden sie von der Kälte erfaßt und blieben wie sie waren, scheinbar in Bewegung, in der That zu einer unbeweglichen Masse zusammengefroren. Diesen Anblick bieten sie seit unbordenklicher Zeit. Ein Bild Jener, die in der Todssünde dahinsterven. Die Zeit hat aufgehört; sie bleiben wie sie sind und werden in Ewigkeit keine Aenderung erfahren. Sie sind in der Feindschaft Gottes gestorben, werden ewig darin bleiben, werden im Höllenfeuer ebensowenig aufthauen als das Eismeer unter den Sonnenstrahlen.

Es heißt ferner: „Aber warum sollten sie inmitten jener Schmerzen keine Reue empfinden?“ Ohne Zweifel empfinden sie Reue. Sie sagen: „Wir waren Thoren, haben unsere Zukunft verscherzt“; aber es nützt sie nichts mehr. Weshalb? Weil die Zeit der Buße vorüber ist. Gott hat uns die Zeit verliehen, um unser Heil zu wirken, keineswegs die Ewigkeit. Die Zeit hört aber mit dem Tode auf. Hätte uns Gott zur Bekehrung die Ewigkeit verliehen, was hätten wir da mit der Zeit gethan? Wir hätten sie verachtet, vergeudet, zu unserem Unheil mißbraucht, unsere Seele bis in ihre innersten Tiefen verdorben. Nichts hätte uns gedrängt. Wir hätten vollauf Zeit gehabt uns in der Ewigkeit zu bekehren. Da nun die Ewigkeit lang, ja ohne Ende ist, wann hätten wir mit der Bekehrung den Anfang gemacht? Vielleicht niemals, hätten wir ja doch immer Zeit. Es war daher recht und billig, daß Gott der Probezeit ein Ziel setzte; daß nach Verstreichung desselben die Möglichkeit der Bekehrung aufhörte und hiemit die Anwartschaft auf die ewige Glückseligkeit, sollte die Seele auch nur mit einer einzigen Todssünde belastet sein.

Also ist es absolut genommen und in der Theorie; ob auch

in Wirklichkeit? Läßt sich m. e. W. annehmen, daß eine Seele, welche zufällig in eine schwere Sünde fällt, wegen dieser einen schweren Sünde verdammt wird? Es läßt sich füglich bezweifeln. Der richtet und verurtheilt, ist die unendliche Liebe. Also handelt aber die Liebe nicht. Wird eine Mutter ihr Kind beim ersten Fehltritt verstoßen? Hartnäckig zurückgewiesen, wird sie Nichts unversucht lassen und von ihren Bemühungen nicht eher absteigen, als bis an deren Fruchtlosigkeit jeder Zweifel ausgeschloffen ist. Ein schwaches Bild desjenigen, welcher gesagt hat: „Kann denn ein Weib ihres Kindes vergessen? Und wenn sie es vergäße, so wollte doch ich dich nicht vergessen“ (Jf. 49, 15). Er hat, um uns zu retten, die Menschwerdung erfunden, auf Golgatha sein Blut bis zum letzten Tropfen vergossen; er konnte unmöglich mehr thun. Keine menschliche Sprache vermöchte auszudrücken, wie sehr er die Seelen liebt. Befindet sich eine Seele in Todesgefahr, so thut er, zumal wenn kein Priester zur Hand ist, Alles um sie zu retten. Sie sollte heute Abend sterben; er verlängert die Frist; er gewährt die Zeit, daß ein Priester komme, daß die Lossprechung wie ein wohlthuender Thau auf die scheidende Seele herabsinke, ihr die heilige Communion als Wegzehrung zu Theil werde.

Bedenken wir ferner, daß, der richtet und verurtheilt, die Stunde unseres Todes allein zu bestimmen hat. Alles hängt von der Todesstunde ab; er bestimmt sie. Welch unaussprechlicher Gedanke! Zu diesem Zweck erwartet, erspäht er — was? Etwa die Stunde, da wir nicht bereit sind, aus Freude uns zu verdammen? Welche Blasphemie! Nein, im Gegentheil, den Augenblick, da er unsere Schwäche vergessen und uns an sein Vaterherz drücken kann. Wie viele werden es sein, die er nach der ersten schweren Sünde schlägt? Wie viele nach der zehnten, ja nach der hundertsten? Den großen Lobgesang der Ewigkeit wird die Anbetung der Geduld und der unendlichen Zartheit der Liebe Gottes bilden. Da werden wir wunderbare Dinge kennen lernen; da liegt das gegenwärtig unerforschliche Geheimniß der großen Zahl der Auserwählten.

VII.

Dennoch heißt es: „Trotz Allem bleibt die Hölle und zwar eine ewige Hölle; und sollten in dieselbe auch nur ganz wenige Seelen verstoßen werden, wie willst du diese Ewigkeit der Strafe mit der Liebe in Einklang bringen, die du beständig im Munde führst? Du behauptest, Gott empfinde uns gegenüber nicht nur Mitleid, Erbarmung, Wohlwollen, Zweck deines ganzen Buches ist es zu beweisen, daß seine Liebe zu uns jede Vorstellung übersteigt. Und nun endet das Buch mit dem Schreckensbild der Hölle.“ Hierauf erwidere ich: Wenn in Gott nur Mitleid, Erbarmen und Gerechtigkeit wäre, dann käme der Sünder am Ende zurecht; nun ist aber in Gott Liebe, eine beleidigte, verachtete Liebe, und gerade diese erzeugt in Ihm jenen unendlichen Widerwillen, welcher in der Hölle seinen Ausdruck findet.

Treiben wir mit der Liebe keinen Spott. Nichts ist milder, Nichts kann aber auch unter Umständen entsetzlicher, unversöhnlicher sein. Nichts vermag die Seelen fester zu vereinigen, Nichts aber auch unter Umständen sie vollständiger zu trennen. Liebe verlangt Gegenliebe. Findet sie dieselbe, dann schlingt sich um die Herzen das innigste Band, findet zwischen ihnen sozusagen eine gegenseitige Durchdringung (*compénétration*) statt. Denken wir uns jedoch den entgegengesetzten Fall; nehmen wir an, die Liebe sehe sich verkannt, verachtet, verrathen, dann wird sie den Untreuen und Undankbaren mit dem nämlichen Ungestüm verstoßen, als sie ihn früher an sich zu ziehen bestrebt war. Verhält es sich mit der menschlichen Liebe etwa anders? Wandelt sie sich dem Verräther gegenüber nicht in Haß um?

„Ich habe dich allzusehr geliebt, um dich nicht zu hassen!“ *)

Das ist der Ursprung der Hölle. Dante's Riesengeist hat es erkannt. Er sucht nach den Schöpfern, nach den Baumeistern der Hölle und findet ihrer drei: die Allmacht, die Weisheit, die Liebe.

Ich bin erschaffen von der göttlichen Macht, von der höchsten Weisheit, von der ersten Liebe.

*) »Je vous ai trop aimé pour ne pas vous haïr.«

Man beachte jene liebliche Ausdrucksweise: „Die erste Liebe — *El primo amore*“, d. h. die begeistertste, vertrauensvollste, hingebendste, zugleich aber auch empfindlichste Liebe, die, wenn verrathen, sich am leichtesten in Zorn verwandelt. Wie ein junger edler und reiner Bräutigam seine Auserkorene liebt, also hat Gott unsere Seelen geliebt, sie mit allen Reizen ausgestattet, um sie noch inniger zu lieben. Alles hat er aufgeboten, um von uns geliebt zu werden; und diese Liebe wird ihm verweigert; er sieht sich verachtet, gelästert, ja beschimpft; mitunter sogar grausam verfolgt. Kann das nun aber ewig dauern? Kann sich Gott eine derartige Behandlung gefallen lassen? Ist sein Herz nicht dem unsrigen ähnlich? Je inniger er liebt, desto eifersüchtiger ist er, desto aufgebrachter gegen Jene, die seine Liebe nicht erwidern. Wohl ist seine Langmuth wunderbar; Alles thut er, um die Herzen seiner Geschöpfe zu gewinnen; Nichts läßt er unversucht. Allein es kann das nicht ewig dauern; dem verstockten Sünder gegenüber muß endlich Strenge Platz greifen. O klage die Liebe nicht an, wenn sie sich zurückzieht und ihr hartnäckig verschmähtes Herz für immer mit sich in den Himmel nimmt!

Das ist die ewige Hölle. Es ist die Liebe, welche sich zurückzieht; alles Uebrige sind nur Folgen hievon. Im Himmel wie auf der Erde kehrt die gewichene Liebe niemals wieder.

VIII.

Die Hölle ist also die Liebe, welche gewichen ist. Ist sie jedoch ganz gewichen? Bleibt in der Hölle nicht ein schwacher Strahl der Erbarmung, um die ewige Strafe zu mildern? Die Kirche hat diese Ansicht nicht verworfen. Sie gestattet uns anzunehmen, daß auf Grund der Erbarmung, welche Gott selbst inmitten seines Zornes nicht vergißt, die Strafen der Hölle milder sind als es eine strenge Gerechtigkeit verlangen würde. Gleichwie Gott die Auserwählten weit über ihr Verdienst belohnt, also straft er auch die Verdammten weit weniger als er es thun könnte. Es war das die Ansicht des heil. Franz von Sales. „Es ist zu verwundern,“ schreibt er, „jedoch Thatsache, daß, wenn

die Verdammten durch ihren Starrsinn nicht verblendet wären, sie inmitten ihrer Leiden Trost finden und erkennen würden, daß die göttliche Barmherzigkeit sich mit den Flammen, welche sie beständig quälen, in wunderbarer Weise vermischt. Die Heiligen, welche erkennen, daß diese Strafen, obwohl ewig und unbegreiflich, weit geringer sind als die Sünden und Verbrechen, derentwegen sie erduldet werden, rufen voll Bewunderung für die göttliche Barmherzigkeit aus: „O Herr, wie gut bist du, der du in deinem heftigsten Zorn den Strom deiner Barmherzigkeit nicht zu hemmen vermagst¹⁾.“ Bossuet war der nämlichen Ansicht. „Es ist,“ schreibt er, „eine in der Schule vielfach verbreitete Ansicht, daß Gott über Verdienst belohnt und unter Verdienst bestraft. Diese Ansicht stützt sich auf die bekannten Worte des Psalmisten: *Cum iratus fueris, misericordiae recordaberis*, sowie auf einige andere Stellen. Ich sehe nicht ein, warum man nicht sagen dürfte, daß die Verdammten diese Linderung den unendlichen Verdiensten Jesu Christi verdanken, auf welche Gott mehr Rücksicht nimmt, als es ihre Undankbarkeit verdient²⁾. Es lassen sich zugunsten dieser Lehre noch Petrus Lombardus, Lupus von Ferrières, der heil. Thomas, Estius und viele Andere anführen³⁾.

Dieser ersten Linderung, welche nach der genannten Ansicht in der Strafe selbst enthalten wäre, gestattet die Kirche eine zweite beizufügen. Auf die Dauer werde die Qual der Verdammten geringer; ein Strahl der göttlichen Barmherzigkeit werde die sie umgebende Finsterniß erhellen. Die Schmerzen würden bei den Einen zeitweise, bei den Anderen ständig erleichtert werden, ohne indeß je aufzuhören. „Vor Petrus Lombardus,“ schreibt P. Faber, „war die Mehrzahl der Theologen der Ansicht, daß die Qualen der Verdammten auch im Verlaufe der Zeit einigermaßen gemindert würden; mit der Zeit würde ihre Heftigkeit abnehmen. Petrus Lombardus hat, wie der heil. Thomas selbst bemerkt, an dieser Lehre Einiges geändert⁴⁾.

1) *Traité de l'Amour de Dieu*, Buch X, Kap. I.

2) v. Emery, *Dissertation sur la mitigation des peines de l'Enfer* §. 7 angeführt.

3) Ebd.

4) Faber, *Das kostbare Blut*. Kap. III, S. 153.

Der heil. Thomas ist seinen Spuren gefolgt, und mit ihm zahlreiche Theologen, unbeschadet jedoch der von der Kirche gelassenen Freiheit. In unseren Tagen haben Abbé Emery von St. Sulpice, Mgr. de Pressy, Bischof von Boulogne und P. Ventura die alten Traditionen aufgefrischt. Niemand hat jedoch mehr Erfolg geerntet als Abbé Emery mit seiner Abhandlung »*Sur la mitigation de la peine des damnés*«, in welcher wir die Kraft, Mäßigung und Gelehrsamkeit finden, welche den hervorragenden Oberen von St. Sulpice kennzeichneten. Es wird erzählt, Napoleon I. habe sich gern mit ihm über theologische Gegenstände unterhalten. Als Emery einst nach einem lebhaften Gespräch über die Hölle den Kaiser fragte, ob er ihm seine Arbeit hierüber vorlesen dürfe, willigte Napoleon mit Vergnügen ein und unterbrach den Leser mehr denn einmal mit den Worten: „Gut, vortrefflich; in dieser Weise möchte ich alle theologischen Fragen behandelt sehen.“ Freilich war Napoleon kein großer Theologe, aber ein Riesengeist, reich an gesundem Menschenverstande. Es gibt übrigens eine höhere Autorität — die *Indercogregation*. Sie hat Emery's Abhandlung sorgfältig geprüft und erklärt, es sei daran Nichts auszusetzen. In derselben behauptet der Autor, die der Vinderung der Höllenstrafen günstige Ansicht sei dem katholischen Glauben keineswegs zuwider. Er unterscheidet verschiedenartige Vinderungen. Die einen haben ihren Grund im Aufhören des durch den Verdammtten während seines Erdenlebens gegebenen Aergernisses, welches einige Zeit nach seinem Tode dauert und dann verschwindet, sei es durch die Vergessenheit, sei es durch den Tod des Verführten. Andere beruhen auf dem Guten, welches der Verdammtte nach seinem Ableben wirkte: z. B. durch ein von ihm gegründetes charitatives Institut oder durch ein gutes Buch, welches Seelen rettet: ebenso viele Verdienste, die wie ein kühlender Thau auf seine Schmerzen herabfließen und deren Heftigkeit mildern. Andere Erleichterungen rühren von den für ihn dargebrachten Gebeten und heiligen Opfern dar, welche ihm Gott zu Gute rechnen kann. Es gibt deren endlich, welche in der göttlichen Güte und Erbarmung ihren Grund haben, wie ja zuweilen auch die menschliche Gerechtigkeit den zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurtheilten Tage der Ruhe

gönnt. Keine dieser Ansichten widerstreitet dem Glauben. Wir könnten sie *tuta fide* vertheidigen, jedoch unter der einen vom heil. Thomas aufgestellten Bedingung, daß diese Vinderung nämlich nie bis zum Aufhören der Strafe gehen wird.

Geben wir uns jedoch keiner Täuschung hin. Nehmen wir, wenn es uns gefällt, diese kleine Vinderungen als eine letzte der göttlichen Barmherzigkeit dargebrachte Huldigung dar, bilden wir uns indeß ja nicht ein, der Charakter der Höllestrafe werde durch sie wesentlich verändert. Stets werden die Verdammten der Gegenwart Gottes und der beseligenden Anschauung entbehren müssen; stets werden sie, fern von ihm, entsetzlich leiden; stets wird in der Hölle Heulen und Zähneknirschen, stets wird dieselbe eine Stätte der Schmerzen, stets wird auf ihrem Thore zu lesen sein:

Die ihr hier eintretet, gebet jede Hoffnung auf!

Sechzehntes Kapitel.

Von der großen und von der kleinen Zahl der Auserwählten.

Das Weltende.

Wie wird die allgemeine Vertheilung der Menschheit in jene ewigen Wohnungen, von welchen wir vorhin sprachen, stattfinden? Wie viele Selige werden im Himmel, wie viele Verdammte in der Hölle sein? Wird die Mehrzahl oder Minderzahl der Menschen gerettet werden? Eine dunkle, dem Anscheine nach in der That jedoch keineswegs müßige Frage. Es handelt sich um den praktischen Nutzen des Christenthums, um die übernatürliche Wirksamkeit der Erlösung. Wenn wie im Heidenthum so auch im Christenthum nur eine geringe Anzahl ihr Heil wirkt, wozu dann das Christenthum? Wenn unter der Herrschaft des Kreuzes und der Sacramente die Geretteten zu den Ausnahmen gehören, wozu das Kreuz und die Sacramente? Wenn nach der Ankunft Christi der Himmel nur kleine Kinder aufnimmt, d. h. solche, welche auf Erden keinerlei Verdienst erworben, niemals geliebt, niemals Vernunft und Thatkraft angewendet haben, dann müßte ich den Sieg Christi als einen geradezu kläglichen bezeichnen. Wenn Satan, nachdem er zahlreiche Engel zum Abfall bewogen, auch die Mehrzahl der Menschen ins Verderben stürzt, wenn Gott nach jahrhundertlanger Geduld, nach riesigen Anstrengungen Satan nicht zu besiegen vermag, sich mit einer kleinen Anzahl Getreuer in den Himmel zurückziehen muß, einem General ähnlich, der eine Schlappe erlitten hat, wozu die Schöpfung? Das sind Fragen, welche sich bei der Betrachtung der großen oder

der kleinen Anzahl der Auserwählten naturgemäß aufdrängen. Wir wollen an diese Frage mit Furcht und Bescheidenheit herantreten, ohne unsere Meinung irgend Jemand aufzudrängen. Das Einzige, was wir für uns in Anspruch nehmen ist die Freiheit, welche in zweifelhaften Fragen einem Jeden zusteht — *In dubiis libertas*. Die Kirche urtheilt anders als die Menschen; sie hat mütterliche Intuitionen. Sie unterscheidet ich weiß nicht an welchem Wohlgeruch die Nachforschungen, zu welchen die Liebe, von jenen, zu welchen die bloße Neugierde antreibt — *Ecce odor filii mei sicut odor agri pleni cui benedixit Dominus* — Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie der Geruch eines vollen Feldes, das der Herr gesegnet hat (Gen. 27, 27). Beginnen wir.

I.

Wird die Mehrzahl oder die Minderzahl gerettet werden? Diese Frage läßt sich von verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Einmal ganz im Allgemeinen, indem wir das Riesenwerk Gottes nämlich Himmel und Erde, Menschen und Engel, m. e. W. alle vernünftigen und freien Wesen ins Auge fassen, die Gott geschaffen hat oder bis an das Ende der Zeiten noch erschaffen wird. In dieser Unermeßlichkeit und Allgemeinheit genommen, kann die Antwort auf unsere Frage nur dahin lauten, daß die große Mehrzahl das ewige Ziel erreichen wird. Also verlangt es die Ehre Gottes. Gott kann unmöglich auf der ganzen Linie geschlagen werden. Daß das Gute hier und dort unterliegt; daß dieses oder jenes Bataillon, diese oder jene Compagnie ins Wanken geräth, zugegeben; aber die Schlacht muß gewonnen sein. Gott kann die Schöpfung unmöglich mit einer allgemeinen Niederlage abschließen. Als Gott den Schauplatz geschaffen hatte, auf welchem der Kampf zwischen gut und böse stattfinden sollte, war er von seinem Werk entzückt — *Vidit Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona* (Gen. 1, 31). Das nämliche Gefühl der Befriedigung wird Gott empfinden müssen, wenn die Welten in die Ewigkeit zurückkehren, einem Heere ähnlich, welches vom Kampfe zurückkehrt. Im entgegengesetzten Falle kann ich nicht

umhin zu fragen: Wozu die Schöpfung? Wozu der Krieg? Die Maßregeln waren also unrichtig; der Plan verkehrt; die Soldaten schlecht bewaffnet, die Gnaden ungenügend, die menschliche Freiheit entbehrte der nöthigen Stütze; ist ja doch die Mehrzahl unterlegen; war ja doch die großartige und herrliche Schöpfung im Grunde genommen nur eine riesige Niederlage, ein jammervoller Sieg des Bösen über das Gute, Satans über Gott. Ich kann es unmöglich glauben. Niederlagen auf einzelnen Punkten, d. h. daß Familien, Nationen, Welttheile verloren gehen können, zugegeben; eine allgemeine Niederlage jedoch, nie und nimmer. Sie ließe sich mit der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes unmöglich in Einklang bringen. Da müßte, scheint mir, ein Trauerschleier über der Ewigkeit schweben. Wenn ich mithin Gottes Riesenwerk in seiner Gesamtheit betrachte: Engel, Menschen, m. e. W. alle vernünftigen Wesen, die Gott geschaffen hat und noch schaffen wird, kann ich keinen Augenblick bezweifeln, daß die ungeheuere Mehrzahl gerettet wird. Dieser Ansicht war P. Ventura, auf zahlreiche Väterstellen gestützt. „Wenn wir,“ sagt er, „die vernünftigen Wesen der Schöpfung körperliche und geistige in ihrer Gesamtheit betrachten, sei es, daß sie auf unserer Welt, sei es, daß sie in den Gestirnen wohnen, dann sehen wir, daß sie der ungeheueren Mehrzahl nach ihr Heil wirken, und daß die Zahl jener, die verloren gehen, im Verhältniß zum Ganzen eine verschwindend kleine ist¹⁾.“

II.

Wenn wir nun von den Höhen herabsteigen und den Blick auf unserer Weltkugel, auf der sie bewohnenden Menschheit ruhen lassen, dann erscheint die Frage freilich zweifelhafter, dann scheint auf den ersten Blick die Wage nach der kleinen Zahl der Auserwählten hinzuneigen. Was den Zweifel verursacht, ist die Unzahl heidnischer Völker, welche vor der Ankunft Christi auf der Erde wohnten, sind die zahlreichen Häretiker und Schismatiker,

1) Ventura, *La raison philosophique et la raison catholique*, 31. Conferenz, § 10, Anmerkung.

welche, des wahren Glaubens und der Gnadenmittel beraubt, in ihrem Heil gar sehr gefährdet sind. Nimm die Heiden und die Häretiker aller Jahrhunderte in ihrer Gesammtheit, dann werden offenbar die Katholiken als verschwindendes Häuflein erscheinen. Daher der unter den Theologen so allgemein verbreitete Glaube an die geringe Zahl der Auserwählten in der Menschheit als Ganzes genommen. Nur mit Zagen vermag man einer so allgemein verbreiteten Ansicht zu widersprechen; mir scheint jedoch, daß uns zu einem endgiltigen Urtheil zwei Dinge abgehen.

Wenn das Weltende heute oder morgen sein sollte, müßten wir die Hypothese der Theologen freilich annehmen; wer sagt uns jedoch, daß die Welt nicht noch Jahrhunderte und Jahrtausende bestehen wird? Nehmen wir an, daß dem so sei, daß alle Völker der Reihe nach zur Erkenntniß des Christenthums gelangen, letzteres ihre Gesetze, ihre Sitten und Anschauungen durchdringt; lassen wir ein Christenthum, intensiv wie es in Frankreich war, fünfzehnhundert Jahre in Amerika, ebensolang in China mit seinen vierhundertfünfzig Millionen Einwohnern bestehen; lassen wir dasselbe in Indien und Oceanien allgemein Fuß fassen und 2 oder 3000 Jahre herrschen, wer fühlt da nicht, daß sich das Verhältniß umkehrt und die heidnischen Nationen alsdann inmitten der katholischen als winzige Herde erscheinen? Wir beurtheilen unsere Weltkugel wie jene oberflächlichen Leser, welche, nachdem sie die Vorrede und die ersten Kapitel gelesen haben, das ganze Werk beurtheilen zu können glauben. Die Vorrede der katholischen Welt umfaßt 4000 Jahre. Dann beginnt das Buch, von dem kaum zwei Blätter entrollt sind. Warten wir zu und gestehen wir, daß es so mangelhaften Documenten gegenüber unmöglich ist, sich über die große oder geringe Zahl der Auserwählten in der Menschheit als Ganzes genommen irgend welches Urtheil zu bilden.

Ja selbst wenn wir uns auf die verstrichenen 6000 Jahre beschränken, fehlt uns zur richtigen Beurtheilung der Frage ein zweiter nicht minder wesentlicher Factor, welcher da ist der Maßstab, nach welchem Gott die Seelen der Heiden richten wird. Außer der Kirche kein Heil ist bald gesagt; woraus dann die

Unwissenden den Schluß ziehen, daß jeder Heide, Häretiker und Schismatiker, weil nicht zur Kirche gehörig, unfehlbar verdammt wird. Wo bliebe aber, wenn dem so wäre, die Gerechtigkeit Gottes? „Dem mehr gegeben wurde,“ sprach bekanntlich der Heiland, „von dem wird mehr verlangt werden“ (Luc. 12, 48). Nun haben aber die Heiden wenig empfangen. Sie hatten Nichts als das Naturgesetz, und nach diesem werden sie gerichtet werden. Das Naturgesetz hat sie gelehrt, daß es einen Gott, Schöpfer, Retter und Vergelter aller Menschen gibt. Das ist in ihr Herz geschrieben, das mußten sie glauben. Wann und auf welche Weise der Schöpfer die Seelen retten wird, dies bestimmt zu wissen, wird von ihnen keineswegs verlangt. Wer du auch sein magst, o Schöpfer des Menschengeschlechtes, ich vertraue auf dich. Du wirst Mittel und Wege finden, das Werk deiner Hände zu retten. Ich bin bereit, jedes Mittel zu ergreifen, welches du mir angibst, oder welches nachweislich von dir herrührt. Diese Gesinnung, diese Taufe *in voto* ist nach Ansicht der gewiegtesten Theologen hinreichend, um der Seele den Himmel aufzuthun¹⁾. Auf practischem Gebiete zeigte ihnen das nämliche Naturgesetz den Unterschied zwischen gut und böse, die Nothwendigkeit das Gute zu thun, das Böse zu meiden, und wenn sie ja Böses gethan, die Nothwendigkeit ihr Unrecht zu bereuen und gute Vorsätze zu fassen. Dies genügte wiederum, um ihr Heil zu sichern.

Freilich ist dieser zweifache Act des Gehorsams gegen das Naturgesetz für den schwachen Menschen nicht leicht. Vergessen

1) „Es genügte ihnen (den Heiden),“ schreibt der heil. Thomas, der einschlußweise Glaube (*fides implicita*) an die Vorsehung, der Glaube, Gott werde die Menschen durch die von ihm für angemessen erachteten Mittel retten — *secundum modos sibi placitos* (2a, 2ae quæst 2, art. 7, *ad tertium*).

„Es genügte,“ schreibt der heil. Bonaventura, „zu glauben, Gott werde der Erlöser des Menschengeschlechtes sein und es von seinem Elende befreien, ohne die Einzelheiten dieses Geheimnisses zu kennen“ (III *Sent.*, *distinct.* 25, art. 1, *quæst.* 2).

„Viele von der Ankunft Christi,“ lesen wir beim heil. Bernhard, „fürchteten Gott, betrachteten ihn als ihren künftigen Erlöser, und dieser Glaube genügte, um sie zu retten“ (*Tract. de baptism. cap.* III).

wir indessen nicht, daß ihm die Gnade Gottes niemals fehlt. Gott will, daß alle Menschen selig werden, und da er sie für sich erschaffen hat, gibt Er ihnen alle Mittel an die Hand, um bis zu ihm zu gelangen. „Ein wohlthuender Gedanke“, schreibt P. Faber, „daß Gott jede menschliche Seele in Liebe umfängt. Der geschäftige Europäer, der schweigsame Morgenländer, der waghalsige Amerikaner, der schwerfällige Hottentote, der wilde Australier, der grausame Malaie, allen ist Er nahe. Jeden behandelt Er verschieden, jeden liebevoll und väterlich. Wenn wir in die Geheimnisse der Seelen eindringen könnten, würden wir selbst die grausamsten Götzendiener von den Banden seiner Liebe umschlungen sehen, sehen wie selbst die roheste Verderbtheit, der fanatische Irrthum, die stumpfsinnigste Gefühllosigkeit den Gegenstand Seiner Vater Sorge bilden, wie er in zärtlicher Schöpferliebe Alles zu ihrem Besten anordnet¹⁾.“ Das ist die Wahrheit. Die armen Wilden, von welchen wir im Acclimatisationsgarten Probestücke sehen können, die Feuerländer, die Singhalesen, welche unter den Sinnen gleichsam vergraben, kaum eine Spur von Vernunft aufweisen, können wir uns denken, daß Gott mit ihnen verfahren wird wie mit den Mitgliedern der französischen Academie, die wissen konnten, aber nicht wissen wollten? Je mehr ein Wesen von der Natur vernachlässigt wurde, desto zärtlicher wird es von der Mutter geliebt, beschützt, gepflegt. Ein Abbild der göttlichen Vaterliebe.

Weit minder streng als die Neueren, bezweifelten die Kirchenväter nicht, daß sich unter den Auserwählten gar viele Heiden-seelen befinden. „Wir glauben,“ schreibt St. Agobard, Erzbischof von Lyon, „daß vor der Ankunft des Erlösers nicht nur die Patriarchen, sondern auch zahlreiche Heiden, von der unsichtbaren Gnade erleuchtet, Glieder Christi und mit den Prädestinirten ein Leib wurden — *Multos etiam in gentibus positos credimus invisibili chrismate unctos; per quam unctionem membra Christi et unum corpus cum omnibus ad aeternam vitam praedestinati fierent*²⁾. Hugo von St. Victor spricht

1) Faber, Der Schöpfer, lib. III, cap. II, p. 112. (Der Autor citirt nach der französischen Ausgabe.)

2) Agobard. Lugd. *Epist. adv. Fred.* Cap. XX.

ebenfalls vom Heile gar vieler Heiden. »*Ex aliis gentibus multos . . . multos non solum in Israel sed etiam in gentibus*«¹⁾. Gregor der Große lehrt, daß von Anbeginn der Welt und vor Moses viele Auserwählte waren, die wir nicht kennen, und betrachtet es als gewiß, daß zahlreiche Heiden — *multos etiam ex gentibus* den Heiland erwarteten²⁾. Wir könnten der Stellen aus Justinus, Clemens von Alexandrien Origenes, Irenäus u. A. noch gar viele anführen.

Wenn dies hinsichtlich der Heiden wahr ist, um wie viel mehr hinsichtlich der Häretiker und Schismatiker, welche getauft sind, an die Menschwerdung und an den Kreuzestod glauben, und unter welchen sich so viele edle und rechtschaffene Seelen befinden: Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Landleute u. s. w., deren Irrthum als ein un- oder doch schwer besiegbarer angesehen werden muß, und welche im besten Glauben dahinleben. „Es ist gewiß,“ sprach Pius IX. zu dem am 9. Dezember 1854 in Rom versammelten Bischöfen, „daß die Kirche die einzige Arche des Heiles ist; nicht minder gewiß jedoch — *sed tamen pro certo pariter habendum est*, daß die unverschuldete Unkenntniß der wahren Religion in den Augen Gottes durchaus keine Sünde ist — *nulla ipsos obstringi huiusce rei culpa*. Wer möchte sich aber anmaßen — *quis tamen sibi arroget* die Grenzen dieses Irrthums zu bestimmen, zumal wir der Rationalität, dem Charakter und unzähligen anderen Umständen Rechnung tragen müssen“ . . .

Und neun Jahre später, 1863, in seinem Schreiben an die Bischöfe Italiens: „Ihr wisset gleich uns, daß Jene, die sich in unbeseigbarem Irrthum befinden, aber das natürliche Gesetz treu beobachten und gewohnt Gott zu gehorchen, ein rechtschaffenes Leben führen, durch die Gnade Gottes erleuchtet, zur ewigen Seligkeit gelangen können. Denn Gott, welcher Geist, Herz, Gedanken und Gewohnheiten schaut, urtheilt in seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit und verdammt nicht, die nicht freiwillig gefehlt haben.“

1) In Hier. Eccl. lib. IX.

2) *Moral.*, lib. IV, cap. XXII und lib. VII, cap. VII.

Wir dürfen mithin keineswegs leichtsinnig behaupten, daß die Minderzahl gerettet wird. Um hierüber zu urtheilen, müßten wir wissen, wie lange die Welt noch bestehen, welche Ausdehnung das Christenthum gewinnen, nach welchem Maßstabe Gott die Heiden und Häretiker richten wird, müßten m. e. W. den ganzen Plan Gottes kennen, den Er uns zu offenbaren nicht für gut befunden hat.

Wenn wir letzteren von einem etwas höheren Standpunkt ins Auge fassen, gelangen wir zur Ueberzeugung, daß die Mehrzahl gerettet wird. Bossuet¹⁾ erklärt, auf die heilige Schrift gestützt, daß Gott die Grenzen der Völker nach der Zahl der Auserwählten bestimmt hat — *Constituit terminos populorum juxta numerum filiorum Israel* (Deut. 32, 8). Das heißt, Er wird das Ende der Welt nicht eher eintreten lassen, als bis die Zahl der Auserwählten vollständig ist. Dürfen wir nun nicht annehmen, daß diese Zahl erst dann vollständig sein wird, wenn sie die der Verworfenen übersteigt? Was könnte Gott bestimmen mit einer Niederlage abzuschließen? Warten wir zu. Uebereilen wir uns nicht. Lassen wir die Menschheit sich entfalten, in Christus aufgehen und zu einem vollkommenen Menschen (Eph. 4, 13) heranwachsen, einem Wesen, so erhaben, so schön, daß Alles in ihm, was nicht vom göttlichen Leben durchdrungen ist, gleichsam die Ausnahme bildet, wie das Unkraut in einem Kornacker. Retten wir inzwischen der Seelen möglichst viele, auf daß zur Ehre Gottes gesagt werde, daß selbst auf dieser Weltkugel, selbst mit dieser schwachen und gebrechlichen Menschheit Gott den Sieg davongetragen hat, und die Auserwählten die Mehrzahl bilden.

III.

Betrachten wir nunmehr die katholische Kirche, jene von Christus gebildete Herde, wo die Seelen so kostbare Gnaden empfangen, ihnen so wirksame Gnadenmittel zu Gebote stehen. Wie groß wird da die Zahl der Auserwählten sein? Auch hier ist die

1) 2. Sermon pour la Fête de tous les Saints. 1. Theil.

Frage äußerst heikel und schwierig, da uns so Vieles unbekannt ist. Ich glaube indeß kühn behaupten zu dürfen, daß in der Kirche die Mehrzahl gerettet wird. Wir dürfen uns allhier durch den Anblick dieses oder jenes Zeitalters, dieser oder jener Nation, Diözese, Pfarrei keineswegs beeinflussen lassen; wir müssen höher steigen und die katholische Kirche als Ganzes ins Auge fassen. Auch hier behaupte ich, daß die Auserwählten die Mehrzahl bilden werden.

Es war dies die Meinung von Suarez. Er hegte Zweifel hinsichtlich der Gesammtheit des Menschengeschlechtes, sie schwanden hinsichtlich der Glieder der Kirche als Ganzes genommen. „Wenn wir,“ schreibt er, „unter Christen nur jene verstehen, welche im Schooße der katholischen Kirche sterben, scheint es mir wahrscheinlicher, daß unter dem Gesetze der Gnade die Mehrzahl zur Seligkeit gelangen wird. Einmal haben die meisten, welche als Kinder sterben, die heilige Taufe empfangen; was nun die Erwachsenen betrifft, so begehen die meisten unter ihnen zahlreiche und schwere Sünden, erheben sich jedoch wieder, und ihr Leben gestaltet sich als ein Schwanken von Sünde und Buße. Wenige sind unter ihnen, welche ohne Vorbereitung durch die Sterbesacramente aus diesem Leben scheiden, wenige, die über ihre Sünde nicht wenigstens eine unvollkommene Reue erwecken, welche ja zur Rechtfertigung hinreicht. Alles in Allem genommen erscheint es wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Katholiken zur Seligkeit gelangen wird¹⁾.“

Die nämliche Ansicht vertritt Ludovicus a Ponte in seiner Abhandlung über die christliche Vollkommenheit²⁾, vertritt Lipsinius in seinem berühmten Katechismus. Der fromme und gelehrte Franziskaner lehrt, die Ansicht, daß die Mehrzahl der Katholiken selig werde, sei die wahrscheinlichere, „weil sie der Herrlichkeit Gottes, den Verdiensten Jesu Christi und den Hoffnungen der Menschen am meisten entspricht³⁾.“

1) Suarez, *De comparatione Praedest.*, lib. VI, cap. III, nr. 6.

2) Ludov. a Ponte, *De perfect. christ.*, tract. I.

3) Lipsinius, *Cath. hist. theol.* p. 446. *De numero salvandorum.*

Ebenso der heil. Franz von Sales. „Man sprach einst,“ erzählt M^sgr. Camus, „von jenen entsetzlichen Worten im Evangelium: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Es hieß, die Auserwählten bildeten eine winzige Herde im Vergleich zu den Schaaren der Verworfenen u. dgl. m. Der Heilige erwiderte, seiner Ueberzeugung nach gingen wenig Katholiken verloren; denn, fügte er hinzu, in ihrem Herzen besitzen sie die Wurzel des wahren Glaubens, welche früh oder spät ihre Frucht treibt: das ewige Heil. Als man ihn nach dem Sinn der angeführten Stelle fragte, gab er zur Antwort, die Christen bildeten innerhalb der gesamten Menschheit freilich ein verschwindendes Häuflein, von ihnen gingen jedoch wenige verloren nach den Worten des Apostels: Demnach gibt es nun keine Verdammniß mehr für Jene, welche in Christus Jesus sind (Röm. 8, 1). Der das Beginnen verleiht, verleiht sodann auch das Vollenden, woraus wir schließen dürfen, daß die Berufung zum Christenthum, weil ein Werk Gottes, ein vollkommenes Werk ist, das zum Endziele führt, welches da ist die Glorie¹⁾.“

Der nämlichen Ansicht ist der heil. Alphons Liguori, dessen Hauptgrundsatz dahin ging, daß es für einen Katholiken schwer ist, verloren zu gehen²⁾.

Ferner Bergier. „Wenn wir,“ sagt er, „die Gleichnisse des Evangeliums als Beweise anführen dürfen, dann dürfen wir unbedingt annehmen, daß die Auserwählten die Mehrzahl und nicht die Minderzahl bilden werden. Christus vergleicht die Trennung der Guten von den Bösen beim letzten Gericht mit der Scheidung des Weizens vom Unkraut. Nun aber finden wir auf einem sorgfältig bestellten Acker doch gewiß mehr Weizen als Unkraut. Er vergleicht sie sodann mit der Trennung der guten Fische von den schlechten. Welcher Fischer fängt aber mehr schlechte Fische als gute? Von den 10 Jungfrauen werden 5 zum Hochzeitmahl des Bräutigams zugelassen. Im Gleichnisse von den

1) Der Geist des seligen Franz von Sales, sect. X. Von der großen und von der kleinen Zahl der Geretteten.

2) Brief 2: »Difficilmente si dannu.«

Talenten sehen wir zwei Knechte belohnt, und nur einen bestraft; im Gleichnisse vom Gastmahl endlich wird nur einer der Geladenen verstoßen¹⁾).

Die nämliche Ansicht wurde in unseren Tagen auf der Kanzel von Notre Dame von P. Lacordaire mit hinreißender Beredsamkeit verfochten. Er hat die Stelle: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt,“ welche so sehr mißbraucht wurde, glänzend beleuchtet, gezeigt, daß sie gerade das Gegentheil von dem besagt, was man gemeiniglich annimmt²⁾).

Mit ihm stimmt P. Ravignan völlig überein. Nachdem er Suarez angeführt hat, dessen Ansicht dahin geht, daß die Auserwählten die Mehrzahl bilden werden, fügt er hinzu: „Ich glaube, daß er Recht hat. Eine zwanzigjährige Erfahrung auf dem Gebiete der Seelenführung hat mich zu dieser Ueberzeugung gebracht. Es ist dies die allgemeine Anschauung unserer Väter. Zur Erlangung des ewigen Heiles genügt bekanntlich die unvollkommene Reue, eine Reue, die weit mehr auf Furcht denn auf Liebe beruht. Die vollkommene Reue, ein Act reiner Liebe, ersetzt das Sacrament der Buße, wenn sich nur mit ihr die Sehnsucht nach demselben verbindet und der feste Vorsatz, es wann immer möglich, zu empfangen. Der Jansenismus hat, indem er jene übertriebene Furcht, die Mutter der Verzweiflung erweckte, namenloses Unheil angerichtet³⁾).

IV.

Niemand hat jedoch diesen Gegenstand gründlicher und kühner behandelt als der gelehrte P. Faber heiligen Angedenkens. Nach Ausführung der Ansichten einiger Theologen fügt er hinzu: „Andere, deren Ansicht ich gänzlich beipflichte, glauben, daß die erwachsenen Katholiken der großen Mehrzahl nach,

1) *Traité de la vraie Religion*, Bd. 10, S. 355.

2) *Conférences de Notre Dame*, 71. Conferenz 1851.

3) Von P. Faber, *Le Créateur et la Créature*, S. 315 (Anmerkung) citirt.

vielleicht sogar fast alle gerettet werden¹⁾." Er wiederholt gar oft: „Wir neigen zu der Anschauung, daß die Katholiken der Mehrzahl nach endlich gerettet werden²⁾." Oder aber: „Wir können schwerlich annehmen, daß die Katholiken nicht der großen Mehrzahl nach die Seligkeit erlangen werden³⁾." Und wiederum: „Woraus wir den Schluß ziehen müssen, daß die große Mehrzahl der Katholiken gerettet wird⁴⁾." Endlich: „Wir dürfen mithin demüthig hoffen, daß Gott nicht wie die Menschen urtheilt, und die Katholiken der Mehrzahl nach selig werden⁵⁾."

So kühnen Behauptungen gegenüber ist es gewiß am Platze zu fragen, welche Beweise der gelehrte und fromme Schriftsteller für dieselben anführt. Sie sind zahlreich und mannigfaltig. Vor-erst prüft er mit großer psychologischer Feinheit die Gründe, auf welche sich die eigenthümliche Ansicht von der geringen Zahl der Auserwählten stützt. Die heilige Schrift ist hierin ganz unschuldig; „Alle Argumente, die wir aus derselben schöpfen, sprechen zu Gunsten der milderen Anschauung. Alles wurzelt in unserer verderbten Natur.“ Das Böse springt uns so zu sagen in die Augen, das Gute übersehen wir. Wir übertreiben das Schlechte. Je verkehrter wir selbst sind, desto argwöhnischer, desto strenger sind wir dem Mitmenschen gegenüber; je mehr wir uns hin-gegen vom Bösen abwenden, desto mehr sind wir zur Nachsicht geneigt. Die Heiligen sind von einer nahezu Aergerniß erregen- den Nachsicht. Man möchte sie als absichtlich Blinde bezeichnen, welche nirgends Böses wahrnehmen. Die Lehre von der geringen Zahl der Auserwählten hat mithin nicht die Strenge des Evan- geliums geschaffen, sondern die Strenge der Welt. Die Welt erblickt überall nur Sünde und Verdammniß.

Wobei wir freilich zugeben müssen, daß das Böse weit mehr zu Tage tritt als das Gute. Das Böse ist heftig, lärmend, un- gestüm; es macht sich überall bemerkbar, lenkt alle Blicke auf sich. Da war Jemand dem Laster ergeben, prahlte mit seinen Aus-

1) *Le Créateur et la Créature*, S. 283.

2) Ebd. S. 275. — 3) Ebd. S. 301.

4) Ebd. S. 272. — 5) Ebd. S. 314.

schweifungen; Alles war auf ihn aufmerksam. Nun ist er in sich gegangen, hat seine Fehler bereut, führt ein anständiges christliches Leben; kein Mensch beachtet ihn, Niemand kümmert sich mehr um ihn. Andere sind übrigens an seine Stelle getreten, ebenso lasterhaft als er es war, so daß das Böse allein auf der Oberfläche der Gesellschaft erscheint und in die Augen fällt. Daher kommt es auch, daß ein jedes Jahrhundert über seine Lasterhaftigkeit seufzt, sich für das verderbteste von allen hält.

Noch in einem anderen Punkte irrt sich die Welt bei Beurtheilung der menschlichen Handlungsweise. Gegenwärtig so leben, daß man sein Heil gefährdet und sein Heil wirklich verscherzen ist zweierlei. Wie viele Katholiken gibt es nicht, welche in Lauheit und Gleichgiltigkeit dahinleben, ihre religiösen Pflichten schlecht oder gar nicht erfüllen und, wenn sie in diesem Zustande vom Tode überrascht würden, unfehlbar verloren gingen. Sie werden jedoch nicht überrascht, haben Zeit und Gelegenheit, das Wenige zu thun, was zur Erlangung des Heiles unbedingt nothwendig ist. Das Bekenntniß der Sünden, deren man sich erinnert, eine aufrichtige, wenn auch unvollkommene Reue genügen bei der unendlichen Güte Gottes, welche ja auch auf die körperliche und geistige Schwäche des Kranken die weitgehendste Rücksicht nimmt, um die Seele zu retten, sollte sie auch durch fünfzig und mehr Jahre allen Lasten gefröhnt haben. Hievon sieht die Welt natürlich Nichts. Sie hat auch kein Verständniß für die Wunder der göttlichen Barmherzigkeit und glaubt nur zu gern, daß, wer durch ein langjähriges Sündenleben die Hölle verdient hat, auch nothwendig verdammt wird.

Gedenken wir sodann, daß bei vielen Sündern das Herz weit minder schlecht ist als die Handlungen. Wer nur diese sieht, richtet und verurtheilt; wer in jenes einen Einblick gewinnt, ist oft zur Verzeihung geneigt. Wie Mancher wird für ein Scheusal gehalten; der Priester, welcher seine Generalbeichte vernahm, hat in ihm Spuren von Tugenden entdeckt, die ihn bis zu Thränen rührten. Ein Freund von mir war Gefängnißgeistlicher und hatte als solcher vier oder fünf der ärgsten Verbrecher zum Schaffot begleitet. Er ließ Nichts auf sie kommen. „In ihnen war manches Gute,“ hörte ich ihn oft mit Rührung sagen. Also erscheinen

die Sünder in den Augen Gottes. Daher die Wunder seiner Barmherzigkeit bei Sterbenden, seine liebevollen Bemühungen, um dem Teufel Seelen zu entreißen, an denen sein Vaterauge noch so viel Gutes erblickt. Die Welt läßt sich indeß vor wie nach durch den Schein bestimmen und schließt, daß ein Mensch, der so frevelhafte Thaten begangen hat, nothwendig verdammt werden muß.

Dies wären so die Grundzüge der feinen und scharfsinnigen Untersuchung, mittelst welcher P. Faber zeigt, auf welche Weise sich die Lehre von der geringen Anzahl der Auserwählten verbreitet und Anhänger gefunden hat. Unter solchen Umständen mußte zumal bei einer von Jansenismus durchseuchten Gesellschaft Massillons berühmte Predigt einen großartigen Erfolg ernten. Der Redner behauptete, um in den Himmel zu gelangen, müsse man die Taufgnade bewahrt oder durch eine ernste Buße wiedergewonnen haben. Wer hat nun aber die Taufgnade bewahrt? Offenbar verschwindend Wenige. Sie durch ernste Buße wiedergewinnen; wohlan! Die von Massillon hiezu erforderten Bedingungen sind jedoch derartig, daß an die Erfüllung derselben fast Niemand denken kann. Seine Anschauung ist übrigens durchaus irrig. Um gerettet zu werden ist keineswegs eine der Sünde adäquate Buße nothwendig. Es genügt das Bekenntniß mit unvollkommener Reue, verbunden mit dem Willen Buße zu thun. Es hieß sogar, die betreffende Predigt sollte auf den Index kommen; schade, daß es nicht geschehen ist.

Noch weit größer ist indeß P. Faber in der Darstellung der Gründe, welche für die Annahme einer bedeutenden Anzahl von Auserwählten in der katholischen Kirche sprechen. Er entfaltet allhier eine seltene Beredsamkeit und Ueberzeugungskraft. Wir wollen die Gründe aufzählen:

1) Die unbegreifliche Herrlichkeit Gottes. Sie muß uns *a priori* zur Annahme führen, daß die Zahl der Auserwählten, welche die Krone der Schöpfung bilden, unsere Erwartung weit übersteigen muß. Was auf dem Gebiete der Natur sowohl als auf dem der Gnade Gott kennzeichnet, ist der Reichthum, die Pracht. Er gibt ohne zu zählen. Sollte nun dieses Merkmal Gott nur hier abgehen? Sollte Er, freigebig in Allem, nur hier karg sein?

Doch gewiß nicht. Er wird in der Zahl der Auserwählten unsere kühnsten Muthmaßungen übertreffen. Nach Allem, was wir von Gott wissen, können wir demnach voraussehen, daß verhältnißmäßig nur wenige Katholiken verloren gehen werden. Die Herrlichkeit Gottes scheint das Heil fast aller Katholiken zu fordern¹⁾.

2) Die Einrichtung der katholischen Kirche. Wenn wir bedenken, was die katholische Kirche ist, welche Vorzüge Jene besitzen, die sich Katholiken nennen, dann sagt uns denn doch die Vernunft, daß unter ihnen mehr Auserwählte sein müssen als Verdammte. Diese Annahme geht gewiß nicht zu weit; die entgegengesetzte Ansicht hat entschieden etwas Engherziges, Unvollständiges. Ich glaube nicht, daß man über diesen Gegenstand ernstlich nachdenken kann, ohne zu unserem Schlusse zu gelangen²⁾.

3) Die Ehre des Erlösungswerkes. Können wir annehmen, daß Jene, für welche das Blut des Gottmenschen geflossen ist, der Mehrzahl nach verloren gehen? Jene Seelen, durch die Taufe abgewaschen, durch die Losprechung so oft von ihren Sünden befreit, durch die heilige Communion mit Kraft und Eifer erfüllt, sollten der Mehrzahl nach verloren gehen! Welches Fundament bietet die Glaubenslehre einer für Christus so wenig ehrenvollen Annahme? Ein einziger Tropfen seines Blutes hätte genügt, um für die Sünden aller denkbaren Welten Genugthuung zu leisten; und da sollten die Ströme desselben, welche am Kreuzestamme flossen, nicht im Stande sein, die Mehrzahl der Glieder seines mystischen Leibes zu retten! Wir glauben von Herzen Alles, was uns die Kirche zu glauben vorstellt; zur Annahme einer so trostlosen Lehre vermöchte uns jedoch nur eine ausdrückliche Erklärung von ihr zu bewegen³⁾.

4) Die Wirksamkeit der Sacramente. Sie übersteigt jedwede menschliche Vorstellung. Eine einzige Communion kann den Menschen zu einem Heiligen machen. Eine einzige Losprechung räumt Berge von Sünden und Missethaten hinweg. Mit ihr genügt die unvollkommene Reue. Bergegenwärtigen wir uns

1) P. Faber, *Le Créateur et la Créature*, S. 291.

2) Ebd. S. 292.

3) Ebd. S. 293.

nun, wie viele Sacramente täglich in der Kirche empfangen werden. Können wir nun vernünftiger Weise annehmen, daß das Ergebniß hievon die Verdammniß der Mehrzahl unter den Katholiken sei? Ich bin überzeugt, daß wir die glorreiche Wirksamkeit des göttlichen Eingreifens, den Erfolg der erlösenden Liebe viel zu gering anschlagen¹⁾.

5) Die Erbarmungen auf dem Sterbebett. Wir haben sie bereits erwähnt und möchten hier nur den herrlichen Gedanken des P. von Condren hinzufügen, daß nämlich „Gottes Mitleid mit den Sterbenden jede Vorstellung übersteigt, und daß Er ihnen um so mehr Gnadengeschenke spendet, als sie dieselben zu entweichen nicht mehr in der Lage sind“. In der That ein erhabener Gedanke. Was thut die unendliche Liebe nicht Alles am Lager der Sterbenden! Hundertmal mehr als wir sehen, tausendmal mehr als wir ahnen können. Ich gestehe, daß wir uns hier auf unbekanntem Gebiete bewegen; da jedoch in jenen letzten Augenblicken die Erbarmung so nothwendig ist, Gott das Heil dieser Seele will, Gott die reine Liebe ist, so erkläre ich unumwunden, daß wir jenes unbekannte Gebiet, welches da ist das Sterbelager der Katholiken in des Wortes eigentlichster Bedeutung, als das Gebiet des göttlichen Erbarmens bezeichnen dürfen. Die Todesstunde vermag das unerklärliche Heil unzähliger Seelen zu erklären. Trotz aller Voreingenommenheit wird man zugeben müssen, daß unzählige Möglichkeiten des Heiles alsdann bestehen können, von denen wir Nichts ahnen, diese Möglichkeiten bei der unendlichen Barmherzigkeit Gottes auf wunderbare Weise zu Wahrscheinlichkeiten, und diese sofort zur trostreichen Gewißheit werden²⁾.

6) Die entsetzlichen Strafen des Fegfeuers. Sie wären geradezu unbegreiflich ohne die Annahme, daß unzählige Seelen und zwar mit höchst unvollkommenen Dispositionen gerettet werden. Das Fegfeuer ist von Gott erfunden worden, um die Früchte des bitteren Leidens zu vervielfältigen, erfunden worden im Hinblick auf jene Anzahl von Menschen, welche in der Liebe zu Gott, aber in einer unvollkommenen Liebe dahinsterven sollten. Haben wir da nicht eine Fortsetzung der auf dem Sterbebett

1) Ebd. S. 294. — 2) Ebd. S. 297.

erwiesenen Barmherzigkeit? Berechtigt uns dieser Gesichtspunkt nicht zu der tröstlichen Annahme, daß die Katholiken der Mehrzahl nach in den Himmel kommen werden, jene insbesondere, deren Leben in Trübsal, Jammer und Schmerzen dahinfloß¹⁾?

7) Der Endzweck der Kirche auf Erden. Sie soll in der himmlischen Kirche aufgehen. Da bedürfte es in der That einer Entscheidung der allerhöchsten Autorität, uns den Glauben beizubringen, daß die Erdenpflanzen nicht der Mehrzahl nach würdig sein werden, im himmlischen Garten Unterkunft zu finden. Beim Säen geht ohne Zweifel Getreide verloren, dennoch wird weit mehr geerntet als der Erde anvertraut wurde, trotz des durch Vögel, ruchlose Hände und Ungunst der Witterung angerichteten Schadens. Sollte da der himmlische Säemann minder glücklich sein? Es kann zeitweise den Anschein haben, als ob die Ernte in der Kirche schlecht wäre. Ist dem jedoch wirklich so? Ist des Weizens nicht mehr als des Unkrauts? Warum sollten wir nicht annehmen, daß in jener kleinen Herde, die sich katholische Kirche nennt, nur Wenige das Ziel verfehlen? Unter Allen, zum Hochzeitsmahl Geladenen befand sich nur einer, welcher ohne das Hochzeitskleid erschienen war²⁾.

Das sind die Hauptgründe, auf welche P. Faber seine Ansicht hinsichtlich der großen Zahl der Auserwählten in der katholischen Kirche stützt. Ohne Zweifel ist der Conjectur ein weiter Spielraum gelassen. P. Faber stellt es nicht in Abrede. „Wenn wir indeß,“ schreibt er, „von Dingen reden, die wir nicht wissen, muß es offenbar gestattet sein, uns für jene Ansicht zu entscheiden, durch welche die Güte und Barmherzigkeit Gottes im günstigsten Licht erscheinen. Es handelt sich hier nicht um Lehren, um Gewißheiten, sondern um Inductionen, Hoffnungen, Theorien, welche mit Allem, was wir von unserem unendlich gerechten und gütigen Schöpfer wissen, im schönsten Einklange stehen. Und sollten wir uns selbst irren, was wir ja am jüngsten Tage erfahren werden, dann wird uns jedenfalls nicht zum Vorwurf gereichen, daß wir getrachtet haben, Gott in einem Lichte zu zeigen, welches ihn in den Augen der Menschen ehrwürdiger erscheinen läßt und unsere Liebe zu ihm erhöht. Ihm allein ist sein Geheimniß bekannt³⁾.“

1) Ebd. S. 302. — 2) Ebd. S. 312. — 3) Ebd. S. 315.

V.

Dieses Geheimniß wird Er uns mit vielen anderen anläßlich jenes gewaltigen Ereignisses mittheilen, welches die Kirche das Weltende nennt, und welches den Schlußpunkt der Weltgeschichte bilden wird. Wann wird es eintreten? Wir wissen es nicht. Christus erklärt, daß den Zeitpunkt desselben Niemand kennt, selbst nicht die Engel¹⁾, ja nicht einmal des Menschen Sohn²⁾. Er wird zuweilen als nahe bevorstehend dargestellt. Er wird daherkommen wie ein Dieb zur Stunde, da man am wenigsten an ihn denkt³⁾. Andererseits ermahnt uns der heil. Petrus, uns über die Zögerungen Gottes nicht zu verwundern, weil tausend Jahre Ihm sind wie ein Tag⁴⁾. Mir scheint jedoch, daß der Endkatastrophe Verschiedenes vorangehen muß; ich möchte insbesondere drei Dinge hervorheben.

Einmal die Verkündigung des Evangeliums an alle Völker des Erdkreises. Christus sprach bekanntlich zu seinen Jüngern: „Geht hin und lehret alle Völker.“ Er hat auch erklärt, nicht eher kommen zu wollen, als bis allen heidnischen Völkern das Evangelium gepredigt sein würde. Es kann nicht im Ernst behauptet werden, Indien sei für das Evangelium gewonnen, weil der heil. Matthäus dort gestorben ist. Das Christenthum muß von allen Völkern, von allen Continenten, von allen, selbst den unbekannten Inseln Besitz ergreifen. Es muß sie erobern, ihre Gesetze und Sitten umgestalten, daselbst Quellen der Heiligkeit und Gottesliebe öffnen. Wo immer ein ihm feindseliges Volk, eine ihm widersprechende Cultur besteht, da muß es einen Beweis seiner Fruchtbarkeit liefern. Letzteres ist bisher erst in Bezug auf das römische Reich, auf Frankreich, England, Spanien, Deutschland und Oesterreich geschehen, keineswegs jedoch in Bezug auf China, Japan, Indien, Afrika, Amerika, Oceanien, Rußland u. s. w. Möge das Christenthum mithin seinen Lauf verfolgen,

1) Matth. 24, 36.

2) Marc. 13, 32. „Wenigstens nicht um ihn uns mitzutheilen,“ bemerkt Bossuet (*Médit. sur l'Evangile*, LXXVIII^e jour).

3) II Petr. 3, 10. — 4) Ebd. 8.

den erst angefangenen Beweis seiner übernatürlichen und göttlichen Wirksamkeit vollenden. Bei welchem Acte jenes herrlichen Schauspieles, welches da ist die Christianisirung aller Völker, sind wir gegenwärtig angelangt? Jedenfalls wird die Welt nicht eher enden als bis es sich vollständig entrollt hat.

Ein anderer Proceß wird sich wahrscheinlich ebenfalls entrollt haben müssen. Das Christenthum wurde der Welt gegeben als ein Keim, welcher reiche Früchte in sich birgt, die hervorsprossen, als ein Princip, aus welchem sich eine Unzahl von Consequenzen ergeben sollen. Dieses Princip ist unwandelbar, wird von der Kirche unverfehrt bewahrt, ist jedoch kein todttes Princip kein unfruchtbarer Keim, trägt vielmehr in seinem Schooß eine ganze Welt von geistigen, moralischen, politischen, socialen, industriellen und künstlerischen Consequenzen, welche langsam und allmählich zur Entfaltung gelangen sollen. Es genügt nicht, daß der göttliche Baum hie und da einige duftende Blüthen, einige süße Früchte spende; er muß Alles tragen, was er zu tragen im Stande ist. Jene Blüthen, jene Früchte sollen nicht im Himmel reifen, sondern auf der Erde. Wenn der himmlische Gärtner den göttlichen Baum einst in den Himmel verpflanzen wird, dann muß er ihn seinen Freunden sowohl als seinen Feinden zeigen können, mit allen Reichthümern geschmückt, welche im Samenkorn verborgen lagen. Nun hat aber dieser Proceß kaum begonnen. Achtzehnhundert Jahre waren zur ersten Entwicklung des Symbolums nothwendig. Dieser Zeitraum war gerade hinreichend, um dessen unwandelbare Formeln den feindlichen Angriffen des menschlichen Geistes gegenüber festzustellen. Wir stehen nunmehr bei den wissenschaftlichen und socialen Anwendungen derselben. Dieses herrliche Werk muß fortgesetzt, muß zu Ende geführt werden. Wir können uns nicht denken, daß das Weltende einträte, ehe Alles, was Gott in den geheimnißvollen Formeln des Christenthums verborgen hat, zur Entfaltung gelangt und vor Aller Augen offenkundig geworden wäre.

Zugleich wird ein dritter Proceß zum Abschluß gelangen. Die Erdfugel, welche den Menschen trägt, hat gleich ihm ein Leben erhalten, welches sich nach und nach erschöpft. Ihr Reichthum hat seine Grenzen; ihre Lager von Eisen, Kohlen, Gold

und Silber leeren sich. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die lebendigen Kräfte der Natur erlöschen oder doch wesentlich abnehmen. Die Erde wird altern gleich dem menschlichen Körper; sie wird erkalten, wird nicht mehr bewohnbar sein. Wer weiß, ob dies nicht mit jenem Augenblicke zusammenfallen wird, in welchem das großartige göttliche und übernatürliche, geistige und moralische Werk, welches der eigentliche Zweck der Welt ist, zum Abschluß gelangt? Alsdann wird letztere keinen Grund mehr haben zu bestehen. Gott wird sie entweder auf übernatürliche, wunderbare Weise zertrümmern oder aber sie den unzähligen Catastrophen preisgeben, die über ein abgelebtes Ding hereinsbrechen, welches das Gleichgewicht verloren hat. „Regen von Sternschnuppen und Meteorsteinen, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Blitze und Feuerströme vom Himmel, welche Alles auf der Oberfläche der Erde verbrennen werden, die Verdichtung der Atmosphäre, welche das Licht der Sonne und des Mondes zu durchdringen kaum mehr im Stande sein wird, das sind die wissenschaftlichen Benennungen für jene Erscheinungen, welche nach einer ziemlich wahrscheinlichen, durch mehrere Kirchenväter insbesondere Augustinus vertretene Meinung in den auf das Weltende, d. h. auf das Ende des Menschengeschlechtes bezüglichen Stellen des alten sowohl als des neuen Testaments vorausgesagt werden. Diese Erscheinungen sind jenen nicht unähnlich, die nach Aussage der Gelehrten die großen Umwälzungen der Erdkugel bezeichneten, welche der Erschaffung des Menschen vorangingen¹⁾.“ Alsdann wird der Herr und Meister, der Retter, Erlöser und Richter der Welt erscheinen; und die Erde, welche so viele großartige Schauspiele gesehen hat, wird ein Schauspiel erblicken, welches alle übrigen an Großartigkeit und Majestät übertragen, welches die Geschichte des Menschengeschlechtes in einer Gottes würdigen Weise abschließen wird.

VI.

Die Nothwendigkeit des Gerichtes, welches die Kirche das allgemeine Gericht nennt, wird von Einigen bestritten; Alles weist

1) Henri Martin, *La Vie future*, S. 221.

jedoch darauf hin; wäre es nicht von Christus geoffenbart, von der Kirche gelehrt, das öffentliche Gewissen würde es erheischen. Nach so vielen Dunkelheiten, nach so vielen Siegen des Unrechtes, nach so vielen Niederlagen der Tugend ist es nützlich, ja nothwendig, daß Licht werde und zwar glänzendes Licht.

Vorerst Licht hinsichtlich der Seelen. Die einen wurden lang genug verkannt, gelästert, mit Füßen getreten; die anderen allem Recht, aller Wahrheit zuwider gepriesen, in den Himmel erhoben. Da muß Licht werden. Freilich hat bereits ein Gericht stattgefunden, das besondere, jedoch insgeheim; die Seele richtete sich mehr selbst als sie von Gott gerichtet wurde. Raum hat sich die Seele von ihrem Leibe getrennt, so erblickt sie sich wie sie ist; da fällt jeder Schleier. Sie richtet sich so zu sagen selbst, ohne daß Gott eingzugreifen braucht. Ein Blick genügt ihr. Ist sie Gott ähnlich, dann fliegt sie wie ein Adler, wie eine Taube gen Himmel empor; ist sie hingegen schuldig, dann stürzt sie sich in die Hölle. Es gibt so zu sagen kein anderes Gericht, und es genügt vollkommen.

Nur ist es persönlich und geheim. Es muß öffentlich werden. Die auserwählten Seelen sowohl als die verworfenen müssen der Welt gezeigt werden, auf daß offenkundig werde, daß Gott nicht unthätig zusah, auf daß alle Geschöpfe seine Langmuth und erbarmende Liebe, zugleich aber auch seine Gerechtigkeit erkennen; und daß die Einen durch ihre Schmerzensschreie, die Anderen durch ihr Jauchzen und Frohlocken die unendliche Heiligkeit ihres Schöpfers verkünden.

Allein das Licht soll nicht nur die Seelen beleuchten, sondern auch die Völker. Jede Nation wurde zu einem bestimmten Zweck erschaffen, hat eine bestimmte Aufgabe. Sie lebt, wächst, sinkt, erhebt sich wieder und glänzt, stets im Verhältniß zur Treue, mit welcher sie die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllt und ihrem Beruf entspricht. Aber wie dunkel ist dies Alles hienieden! Wie oft hat sich nicht die Geschichte gegen die Wahrheit gleichsam verschworen! Wer besitzt außerdem einen Gesamtüberblick? Wir sind auf Erden wie Atome. Wie winzig ist nicht unser Gesichtskreis! Unsere Augen müssen geöffnet werden, auf daß wir zur Ehre Gottes und Seiner Vorsehung die wahren Ursachen der Größe und des Verfalls der Völker endlich einsehen.

Und noch genügt dies nicht. Steigen wir höher empor. Wir sollen nicht nur das Drama einer jeden Seele, eines jeden Volkes kennen lernen, nein, das Drama der ganzen Menschheit, den Plan Gottes hinsichtlich der Schöpfung und der Weltregierung. Welche Verläumdungen sind da nicht gegen Ihn ausgestoßen, wie sehr ist Sein Werk nicht verkannt, wie oft nicht behauptet worden, Er habe die heidnischen Völker vernachlässigt, sie nicht genugsam erleuchtet; Christus sei zu spät erschienen; Seine Kirche habe sich nicht genug ausgebreitet; die Hälfte des Menschengeschlechtes habe die zum Heil nothwendige Gnade entbehren müssen. All diese Schatten müssen schwinden, auf daß die unvergleichliche Schönheit und die unendliche Weisheit des von Gott gewählten Planes erglänze. Neben den allgemeinen Heilmitteln, den einzigen, welche uns ja bekannt sind, sollen auch die geheimen Wirkungen der Gnade, ich möchte sagen die Privatgeschenke Gottes bekannt werden. Alle Seelen, alle Völker, alle Welten müssen von der unendlichen Liebe durchdrungen erscheinen, und die Zeiten mit einem Schrei der Begeisterung enden.

Gott gebührt in der That diese Genugthuung für so viel Geduld. Er wirft einen letzten Blick auf sein Werk. Es ist herrlich. Wie viele Seelen sind seinem Rufe gefolgt! Mit welcher Bärtlichkeit umfängt er sie! Es sind die Früchte der Freiheit und der Liebe. Einige fehlen allerdings. Worin läge indeß ohne jene Freiheit, welche richtig zu gebrauchen, für sie so leicht gewesen wäre, die Schönheit der Welt? Etwa im Glanz der Gestirne, in der Unermeßlichkeit des Meeres, im geheimnißvollen Dunkel der Wälder? Gott wollte etwas Besseres. Er wollte Schaaren freier Seelen, edler Herzen, denen die Möglichkeit inne wohnte ihm zu widerstehen, welche sich ihm jedoch freiwillig hingaben. Er hat sein Ziel erreicht. Es reut ihn in keiner Weise, diesen Plan gewählt zu haben. Er blickt auf Alles, was er geschaffen hat, mit noch innigerer Freude und Liebe denn am ersten Tage. *Vidit Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona* — Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut!

Schluß.

Die Kirche und die Zukunft.

Im Ende dieser neuen Apologetik angelangt, stoßen wir auf eine Frage, an die wir muthig herantreten und sie mit möglichster Klarheit lösen müssen, wenn das Werk seinem Titel: Christenthum und Gegenwart vollends gerecht werden soll, die Frage nämlich, welches das Loos der Kirche sein wird inmitten der socialen und politischen Umwälzungen, die sich in unseren Tagen vollziehen und die Zukunft so gründlich umgestalten werden.

Beklagenswerth ist, wer nicht einsieht, daß die europäische Gesellschaft, einem Schiff ähnlich, welches die Anker lichtet um in unbekannte Meere zu segeln, ihre alten Gestade verläßt und vom dreifachen Hauche der Freiheit, der Wissenschaft und des socialen Fortschrittes getrieben, sich ins Unbekannte stürzt. Die Einen jammern hierüber, Andere begrüßen es mit Jubel. Die Gesellschaft fragt Nichts danach; sie segelt ruhig vorwärts, und jeder Zeitraum von 25 Jahren bezeichnet einen neuen Fortschritt in der riesenhaften und unwiderstehlichen Umgestaltung.

Noch weit beklagenswerther sind indeß Jene, welche hinsichtlich der Kirche Besorgniß empfinden, sich einbilden, sie sei nicht im Stande, eine derartige Krisis zu überdauern; wir geriethen, da die Kirche und die moderne Gesellschaft auf absolut entgegengesetzten Principien beruhen, in eine Sackgasse, wo zwischen beiden ein fruchtloser Kampf entstehen muß, aus welchem sie geschwächt und erschöpft hervorgehen werden. Die Betreffenden sehen in ihrer Blindheit nicht, daß diese Umgestaltung gerade von der Kirche vorbereitet wurde, daß sie die langsam gereifte Frucht des Evange-

liums ist, die Anwendung der göttlichen Principien desselben auf socialem Gebiet; daß wir uns ohne das Evangelium und ohne die Kirche noch auf dem Standpunkte des Heidenthums befänden; daß es die Kirche ist, welche die Gesellschaft in jene ruhmreiche und bewegte Welt der öffentlichen Freiheiten geführt hat und ihr in derselben Wohlfahrt, Ehre und Frieden zu sichern allein im Stande ist. Noch blinder jene, die nicht erkennen, daß Gott, welcher diese sozialen Früchte wollte, seine Kirche demgemäß eingerichtet und sie mit allen Hilfsmitteln ausgestattet hat; daß er sie insbesondere seit ungefähr achtzig Jahren auf jene neuen Kämpfe insgeheim vorbereitet, in welche sie jünger, mächtiger, fruchtbarer und besser ausgerüstet als je eintreten wird, der Gegenwart gewiß und Herrin der Zukunft. Wie kannst du Kleingläubiger in Momenten der Entmuthigung behaupten, es gehe mit dem Christenthum zu Ende? Was redest du von Abendroth; was fällt dir ein, das Ende der Welt herbeizuwünschen als das einzige Mittel, die Kirche aus der Sackgasse zu befreien, in welche du sie gerathen wähnst? Wie wenig kennst du in der That die Kirche! Was ich am Horizont erblicke, ist nicht ein Abend-, sondern ein Morgenroth. Was ich fühle und athme, ist nicht der laue und müde Abendhauch, sondern der berauschende Morgenwind. Die Kirche ist bereit, und die politischen sowohl als sozialen Umwälzungen, welche in unseren Tagen beginnen, werden, statt sie zu überraschen und zu stürzen, ihre Kraft wieder einmal offenbaren und ihre Stirn mit neuem Ruhm bekränzen.

Mit diesen Gedanken möchte ich dieses Werk abschließen. Ich begann es im Glauben, ich beende es in der Hoffnung. Wenn ich wie einst Moses das Ende der Wüste nicht schaun, das gelobte Land der künftigen Siege der Kirche nicht betreten soll, so will ich es wenigstens sterbend betrachten.

I.

Daß die Welt gegenwärtig eine Wandlung durchmacht, hievon sind alle Denker unseres Jahrhunderts überzeugt. Worin besteht diese Wandlung? Wir werden es später sagen. Bereits frage ich mich jedoch, was diese Wandlung, wie sie auch beschaffen

sein mag, wider das Christenthum vermöchte. Das Christenthum ist kein philosophisches System, welches durch ein anderes System verdrängt werden kann. Es ist keine jener wissenschaftlichen Erklärungen, welche durch neue Entdeckungen lügendestraft werden. Es ist eine Thatfache. Es erfüllt in seiner jezigen Gestalt die Welt seit 1900 Jahren, und in einer anderen steigt es bis zum Ursprung des Menschengeschlechtes hinauf. Was vermögen wir nun aber gegen eine Thatfache? Wenn sie besteht, dann besteht sie.

Diese Thatfache ist sodann von derartiger Wichtigkeit, daß sie von den größten Geistern, von den gewandtesten Gegnern endlos erforscht, studirt, bestritten und bekämpft wurde, ohne daß das Christenthum irgend welche Veränderung erlitten hätte. Betrachten wir es als Ganzes und suchen wir von ihm eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Betrachten wir vorerst jene großartige und herrliche Trilogie, welche sechstausend Jahre umfaßt: im ersten Acte das jüdische Volk, im zweiten Christus, im dritten die Kirche. Erstens das jüdische Volk, welches dem Heilande vorangeht, ihn verkündet, auf ihn vorbereitet. Unmöglich kann ein denkender Mensch die Geschichte des Judenvolkes, durch drei Jahrtausende mit den großartigsten Wundern angefüllt, studiren, ohne zur Ueberzeugung zu gelangen, daß das jüdische Volk gleichsam die göttliche Vorrede zum Christenthum bildet, und daß die unmittelbare Einwirkung Gottes auf jeder Seite zu Tage tritt. Sodann Christus, welcher die Verheißungen erfüllt, die Prophezeiungen verwirklicht, sich durch seine Wunder als den Herrn des Himmels und der Erde offenbart und inmitten der Menschen das erhabene Ideal eines Lebens darstellt, von welchem der Vergangenheit jedwede Vorstellung abgeht, und welchem in der Zukunft Nichts an Schönheit gleichkommen soll. Betrachte ihn unbefangen, mit dem festen Willen, dich zu ergeben, wenn du von der Evidenz besiegt wirst. Es wird dies wie Unzähligen so auch dir widerfahren; du wirst seine Gottheit bekennen. Endlich die Kirche, neunzehn Jahrhunderte alt und während dieser neunzehn Jahrhunderte von allen feindlichen Mächten ohne Unterlaß bekämpft und verfolgt, bald vom Schwert, bald von der Wissenschaft und Redekunst, bald von den menschlichen Leidenschaften, jedoch stets einig, stark,

fruchtbar, ihren Feinden Ehrfurcht gebietend, ja nicht selten Gegenstand der Bewunderung.

Das ist der erste Anblick. Drei gewaltige Massen, den ägyptischen Pyramiden ähnlich, eine jede von ihnen unwandelbar, unüberwindlich aber nicht isolirt, sondern einander unterstützend, zu einem großartigen und unzerstörbaren Ganzen, von idealer Schönheit verschmolzen. Was werden die sozialen Umwälzungen, von welchen du redest, gegen diesen dreifachen Granitfelsen auszurichten je im Stande sein? Was liegt den Pyramiden in der Wüste daran, ob das Volk, welches zu ihren Füßen wandelt, frei oder unfrei ist, monarchisch oder republikanisch regiert wird; ob ein Pharao, von Sklaven umgeben, in ihrem Schatten ruht; ob Napoleon auf seinem arabischen Schimmel an ihnen vorbeigaloppirt? sie bleiben unbeweglich. Also das Christenthum auf seinem unzerstörbaren Felsen. Nichts wird das dreifache Fundament zu erschüttern je im Stande sein, welches da ist: das jüdische Volk, Christus und die Kirche.

Aber nicht nur als Ganzes betrachtet ist das Christenthum über alle Veränderungen der Weltlage erhaben, sondern bis in seine kleinsten Einzelheiten. Da es für die Seelen geschaffen ist und zwar nicht zu ihrem Vergnügen, zur Befriedigung ihrer leeren Neugierde, sondern zu ihrem ewigen Heil, hat es Gott mit Licht buchstäblich gesättigt. Es gibt keine Einzelheit, die mit Ehrfurcht angeschlagen, nicht einen Funken von sich gäbe. Nimm die anscheinend dunkelsten Punkte, z. B. die Weissagungen. Zu welcher Zeit sind sie ergangen? In welcher Zahl? Inwieweit sind sie in Erfüllung gegangen? Du wirst staunen. Wenn Gott nicht da ist, wo ist Er dann? Nimm die von der Wissenschaft am meisten bestrittenen Punkte, beispielsweise die Wunder, unter ihnen die Heilung des Blindgeborenen oder die Auferweckung des Lazarus oder die Auferstehung Christi oder Pauli Bekehrung oder aber die Bekehrung der Welt. Riesengeister haben sie studirt und waren davon geblendet. — Schlage das Evangelium auf. Welch herrliche Lehre! Welche Salbung! Welche Einfachheit! Welcher Stempel der Wahrheit! Du wirst zum Schlusse Rousseau's gelangen: „Mein lieber, in dieser Weise erfindet man nicht.“ Die Kirche steht vor dir mit ihren gewaltigen Kennzeichen. Nimm nur eines:

die Einheit ihrer Lehre. Erkläre sie, wenn du kannst. Ihre Heiligkeit. Woher stammt sie? Wo ist das Princip eines Lebens wie das des heil. Franz von Sales, des heil. Vincenz von Paul? — Nehmen wir andere Thatfachen, nehmen wir sie alle insgesammt. Aus jeder wirst du einen Funken sprühen sehen. Gäbe es nur einen Beweis, man könnte hoffen, ihn zu entkräften, aber es gibt deren eine Unzahl. Ist einer minder klar, sofort leuchtet ein anderer. Von den tiefsten Tiefen des Christenthums bis zu dessen höchsten Höhen ist Alles voll des Lichtes; theils ist es verborgen, theils strahlt es; von allen Seiten strömt es dir entgegen. Wenn dem so ist, was sollten da die politischen, wissenschaftlichen, socialen Umgestaltungen vermögen, auf die man hofft? Glaubt man etwa, Thatfachen durch Physik oder Chemie hinwegräumen zu können? Geschichte läßt sich nicht hinwegräumen. Wir wollen die unwahrscheinlichsten Eroberungen der Wissenschaft, völlig ungeahnte Verbollkommnungen der socialen Verhältnisse gelten lassen, wird deswegen Jesus minder Gott, sein Evangelium minder erhaben, werden seine Wunder minder unbestreitbar, die Ergebnisse seines Aufenthaltes hienieden minder großartig sein? Wird das Christenthum auf seinem zweitausendjährigen Fundamente minder feststehen? Im Gegentheil; je mehr Wunder die Wissenschaft wirkt, desto unerklärlicher werden die Wunder Jesu Christi erscheinen; je mehr Umwälzungen und Umgestaltungen die menschliche Gesellschaft erfährt, desto höher wird man die göttliche Unwandelbarkeit des Christenthums schätzen, desto freudiger wird man es sein ruhiges und strahlengekröntes Antlitz inmitten der bewegten Gesellschaft erheben sehen.

II.

Dieser ersten Erwägung müssen wir eine zweite beifügen, welche der Aufmerksamkeit eines ernsten Geistes nicht minder werth erscheint. Nicht nur das Christenthum ist unwandelbar, sondern auch die menschliche Seele. Wie das Christenthum ist sie ewig, wie das Christenthum unwandelbar. Denke dir alle möglichen Umwälzungen, sie werden stets nur die Oberfläche des Menschen berühren, der Grund bleibt sich ewig gleich. Mag der Mensch von der Republik oder von der Monarchie regiert werden; mag er in einemarren, in

einer Postkutsche oder in einem Eisenbahnwagen reisen; mag er seine Briefe dem langsamen Eilboten des Mittelalters oder aber dem Blitzzug anvertrauen, was seinem Herzen entströmt, wird sich stets gleich bleiben, stets wie er selbst den Stempel des Erhabenen und Traurigen an sich tragen: Widerwärtigkeiten und Leiden; vorübergehende Freuden und andauernde Schmerzen; Entzücken und Entmuthigung; Liebe und Thränen; Ekel vor dem gegenwärtigen und Sehnsucht nach dem zukünftigen Leben. Was vermögen hier alle Fortschritte der Wissenschaft und der Cultur? Einige äußere Schmerzen zu lindern, einiges Wohlbehagen zu verleihen. Die Seele bleibt vor wie nach verwundet und leidend; nur das Christenthum wird sich wie heutzutage so in tausend Jahren ihren schmerzlichsten Wunden wie ihren edelsten Regungen anzupassen im Stande sein.

Ich kann das Christenthum niemals betrachten, ohne über die Art und Weise gerührt zu sein, in welcher es sich der menschlichen Seele anschmiegt. Es geschieht dies in so einziger und so vollkommener Weise, daß, wer immer Einsicht und Verständniß besitzt, sich nothwendig sagen muß, daß der Schöpfer der menschlichen Seele zugleich auch Schöpfer des Christenthums ist. Denken wir uns einen Diamanten von unschätzbarem Werthe, von einem hervorragenden Techniker mit unendlicher Kunstfertigkeit geschliffen. Augenzeugen können bestätigen, daß der Urheber dieses Kunstwerkes ein desselben würdiges Schmuckkästchen hergestellt hat, in welchem alle Vorzüge des Edelsteines zur Geltung kommen. Das Schmuckkästchen ist jedoch verloren gegangen. Es werden mehrere andere probirt, kein einziges entspricht den Anforderungen. Da plötzlich findet man eines, welches zum Schliff des Diamanten in jeder Hinsicht paßt. Was folgt daraus? Daß das gefundene Schmuckkästchen für den Diamanten gemacht wurde, und der Schleifer des ersteren auch letzteres gefertigt hat. Da bedarf es keines weiteren Beweises; das Werk verkündet den Meister.

Ein schwaches Bild jener Anpassung des Christenthumes an die menschliche Seele, von der wir vorhin sprachen, und welche jeder politischen und sozialen Umgestaltung Trost bietet. Jedwede Regung, Sehnsucht und Hoffnung der menschlichen Seele findet im Christenthum ihre volle Befriedigung; es weiß auch allen

Schwächen und Gebrechen derselben in mildester und wohlthuerndster Weise Rechnung zu tragen. Man leidet mehr oder minder in allen anderen Religionen: im calvinischen Protestantismus, obwohl derselbe die Gottheit Jesu Christi annimmt; im anglicanischen oder lutherischen Protestantismus, welcher doch an die eucharistische Gegenwart glaubt; im Katholicismus hingegen leidet man nicht; da wird die Seele durch Nichts verwundet, da schmiegt sich ihr Alles an. Die außerhalb des Katholicismus stehen, ahnen Nichts von der reinen Freude, die man im Schooß der Kirche empfindet. Geist, Herz, Einbildungskraft, Gewissen, Schmerz, ja selbst der Tod werden, ich möchte sagen, von himmlischem Balsam durchweht.

Gerade deshalb hat das Christenthum von keinerlei Umwälzungen, welche die Zukunft in ihrem Schooße bergen mag, auch nur das Mindeste zu befürchten. Dieselben müßten, um ihm Etwas anhaben zu können, die menschliche Seele zerschmettern; hiezu werden sie aber nie und nimmer im Stande sein. Höchstens werden sie das Aeußere des Menschen, seine sterbliche Hülle berühren. Die ewige Seele wird mit ihrem Drang nach dem ewigen Christenthum stets unversehrte bleiben.

III.

Man bilde sich indeß ja nicht ein, Unwandelbarkeit sei im Christenthum und in der menschlichen Seele gleichbedeutend mit starrer Unbeweglichkeit. Unwandelbarkeit und Unbeweglichkeit ist zweierlei. Es gibt nichts Thätigeres als die Seele. Sie ist das Princip aller politischen, wissenschaftlichen und sozialen Umwandlungen, welche die Welt erfüllen; hat mithin Gott das Christenthum für die menschliche Seele erschaffen, so mußte er, wenn sein Werk nicht hinfend, mangelhaft und zwecklos sein sollte, dem Christenthum eine Kraft der Entwicklung verleihen, welche der menschlichen Seele mindestens gleichkommt und ihm gestattet, mit letzterer in ihren Umwandlungen gleichen Schritt zu halten.

Wie beweglich ist doch die ewige Seele, wie mannigfaltig, wie wißbegierig, wie neugierig! Geschichte, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Politik, Alles wird von ihr durchstöbert, Alles eignet

sie sich an, um ihren inneren Zustand, womit sie nie zufrieden ist, um ihren Zustand nach außen, woran sie beständig leidet, zu verändern. Beleuchtete das Christenthum nur die übernatürlichen Höhen, sie würde es über Bord werfen. Deßhalb hat aber auch Gott in das Christenthum jedwedes Licht gesetzt: metaphysisches, moralisches, mystisches, soziales Licht, von denen ein jedes zu seiner Zeit leuchtet, keine Seele, kein Volk, keine Cultur, kein Zeitalter im Dunkeln läßt, ihnen sogar die menschliche Einsicht vermittelt, deren sie bedürfen.

Nicht minder bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie Gott alle diese leuchtenden Kräfte in das Christenthum eingeschlossen hat. Sie befinden sich darin nach der Ausdrucksweise der Theologen nicht actuell, sondern potentiell. Sie liegen im Christenthum verborgen wie der Funke im Kieselstein. Ein Stoß ist nothwendig um sie hervorzulocken. Ohne Zweifel hätte Gott gleich am ersten Tage all diese Strahlen leuchten, all diese Kräfte wirken lassen, die ganze Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllen können. Da wäre Alles mit einem Mal abgethan gewesen. Da hätten alle Jahrhunderte das nämliche Schauspiel vor Augen gehabt. Gott wählte einen anderen Plan, und wie viel schöner ist derselbe, wie viel besser entspricht er der menschlichen Natur! Die Welt schreitet vorwärts: Alles ist der Veränderung unterworfen. Die Menschheit wird eines jeden Dinges überdrüssig. Biete ihr das erhabenste Schauspiel; nach kurzer Zeit wird sie etwas Anderes wünschen. Da nun Gott die menschliche Natur kennt und das Christenthum als die ewig unwandelbare Wahrheit in die stets wandelbare Welt gesetzt hat, hat er in seinen Schooß eine eigenthümliche Kraft der Entfaltung, eine wunderbare Fähigkeit gelegt, sich allen Wandlungen der Menschheit anzubequemen. Ja sie wird lange leben die Menschheit, vielleicht zehn-, vielleicht sogar hunderttausend Jahre; an Träumen, an tollkühnen Gedanken wird es ihr gewiß nicht fehlen; sie wird manche Wandlung durchmachen; einer jeden wird das Christenthum das richtige Verständniß entgegenbringen. Sind die Träume albern, unausführbar, dann wird es das Christenthum unumwunden erklären, und die Erfahrung wird ihm Recht geben. Sind sie gefährlich, dem Sittengesetze zuwider, dann wird sie das Christenthum verurtheilen; und

das Unheil, welches sie angerichtet haben, wird zeigen, daß die Verurtheilung gerecht war. Sind sie hingegen edel und erhaben, dann wird sie das Christenthum fördern und fruchtbar machen. Das ist der Plan Gottes. Ist er nicht großartig?

Und um das Maß zartfühlender Liebe voll zu machen, überträgt Gott den Menschen, den Christen die Aufgabe, im Schooße des Christenthums die jeweilige Lösung zu finden, welche dem betreffenden Jahrhunderte Noth thut, und welche sie darin sicher finden werden. Ein doppelter Vorzug für sie, als Menschen, als Bürger alle Wandlungen des Vaterlandes mitzumachen und als Christen in ihrer Religion das Schutzmittel zu finden, welches jenen Umwandlungen alles Gefährliche benimmt, sie wohlthuend und fruchtbar macht.

Also werden Christenthum und Menschheit miteinander unbekannte Gegenden durchstreifen, Meere durchsegeln wie einst der junge Tobias und der Erzengel Raphael, wie der Sohn des Odysseus und der weise Mentor. Die Menschheit, stets jung, feurig und kühn, dessen, was sie kennt stets überdrüssig, stets nach Jenem strebend, was sie nicht kennt; worüber wir sie nicht tadeln dürfen, denn es ist das Kennzeichen ihres göttlichen Ursprungs. Ihr zur Seite der neunzehnhundertjährige Mentor, voll Erfahrung und göttlicher Milde; besser gesagt, ihr zur Seite der Engel Raphael, voll Liebe zu dem ihm anvertrauten Reisegefährten. Er zeigt ihm den Weg, macht ihn auf die Gefahren aufmerksam, weiß dieselben abzuwenden, hat für die aus Unvorsichtigkeiten erwachsenen Schäden stets das geeignete Heilmittel zur Hand; und nachdem er ihn an das Ziel seiner Reise geführt hat, gibt er ihn wohlbehalten seinem Vater — Gott zurück.

Das ist der eigenthümliche und herrliche Plan des Christenthums. Es gibt meines Erachtens in der alten Apologetik nichts Verkehrteres, als seine Theorie des unwandelbaren, gleichsam in Erz gegossenen Christenthums, welches gleich am ersten Tage alle seine Strahlen ausgesandt und der sich stets ändernden Weltlage gegenüber nur immer das Nämliche zu sagen hat. Und doch hieß es nur die Augen aufthun. Das Christenthum war da mit seiner ewigen Jugend, mit seiner göttlichen Schmiegsamkeit, wodurch es sich allen Bedürfnissen anbequeme, mit der Entfaltung seiner göttlichen

Kraft, welche den kühnsten Bestrebungen der Menschheit vorausging oder sie begleitete. Man nahm sich jedoch nicht die Mühe, letztere zu erklären und aus jener göttlichen Entfaltung wurden Einwände geschmiedet. Wir könnten Gott nicht genug danken, wenn es uns gelungen wäre, diese Dinge zu beleuchten und sie unseren Zeitgenossen verständlich zu machen. Sie würden sich über die von Vielen ersehnten politischen, wissenschaftlichen und sozialen Umgestaltungen nicht mehr beunruhigen; sie würden sie mit der festen Zuversicht kommen sehen, daß die Kirche, stets auf der Höhe der Zeit, im geeigneten Augenblick einen jener blendenden Lichtstrahlen entsenden wird, durch welche sie ihre Göttlichkeit offenbart.

IV.

Doch lassen wir diese allgemeinen Erwägungen. Betrachten wir nunmehr in ihren Einzelheiten jene Umwälzungen, welche man uns prophezeit, beinaß hätte ich gesagt: mit welchen man uns drohte und betrachten wir, wie wunderbar Gott seine Kirche auf das Verständniß derselben vorbereitet, welch wunderbare Fähigkeit der Anbequemung er ihr hinsichtlich derselben verliehen hat.

Die erste, die unwiderstehlichste, die nächste — ja man kann sie als halb vollzogen ansehen, ist die Umgestaltung auf politischem Gebiet. Die europäische Gesellschaft verläßt mehr und mehr das Princip der absoluten Monarchie von Gottes Gnaden, der Scheidung des Volkes in privilegierte Stände: Adel, Geistlichkeit, Volk, des Stimmrechts als Ausfluß der Geburt und des Reichthums. An ihre Stelle setzt sie die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die Zugänglichkeit der öffentlichen Aemter für Alle, die Wahl als Mittel der Theilnahme an der Staatsgewalt, die Controlle der Regierungsacte durch Parlamente, aus Wahlen hervorgegangen.

Hat sie hierin Recht oder Unrecht? Da gehen die Meinungen weit auseinander. Die Gesellschaft kümmert sich nicht darum, scheinbar fortgerissen durch eine übermenschliche Macht; und die Stunde ist nicht mehr fern, da alle Völker, selbst Russen, Japanesen und Chinesen die öffentlichen Freiheiten besitzen werden.

Hat nun die Kirche Grund über diese Thatsache zu erschrecken? Ohne Zweifel, wenn bewiesen wäre, daß zwischen ihr und dem

constitutionellen Regiment Unvereinbarkeit besteht. Niemand wird jedoch heutzutage eine derartige Behauptung aufstellen¹⁾. Jene Gesamtheit von Instituten und Freiheiten, welche die großen Geister des Alterthums, Aristoteles, Plato, Polybius und Cicero bereits voraussehen, wurde von allen großen Katholiken des Mittelalters St. Thomas, Bellarmin, Suarez als das Ideal christlicher Gesellschaften begrüßt.

Nicht als ob wir sie als die Bewunderer und Förderer Alles dessen ansehen dürften, was die moderne Gesellschaft bildet. Da in Europa noch Einheit des Glaubens herrschte, wie hätten sie da an eine Cultusfreiheit; da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, wie hätten sie da an eine Pressfreiheit denken können? Thatsache ist jedoch, daß es nichts Liberaleres gab als die von ihnen für ein christliches Volk geträumte Verfassung. Sie wollten die Theilnahme *Aller* — (*Omnes*, nicht etwa nur der vornehmen und reichen Herren) an der Regierung, indem sie mit viel Scharfsinn bemerkten, das einzige Mittel, Frieden zu haben, sei, das Interesse des Volkes an der Erhaltung der Staatsverfassung zu wecken. Sie wollten die Wahl aller Häupter durch *Alle*²⁾. Sie lehrten, alle Gewalt komme von Gott und werde nicht unmittelbar dem Könige, sondern der Nation übertragen, welche sie dann in die Hände des Königs lege. Von dieser Gewalt bleibe jedoch ein Theil dem Volke, und letzteres könne sie dem König unter gewissen von ihnen angegebenen, äußerst liberalen Bedingungen entziehen. Diese Bedingungen wurden dem König am Tage seiner Salbung vorgelegt, und er mußte beschwören, sie bei Strafe der Absetzung zu achten. Also kam man den öffentlichen Freiheiten immer näher, und es wäre damit viel

1) „Nein,“ schreibt Belcastel, „unsere öffentlichen Freiheiten sind nicht die Revolution. — Nein, die Repräsentativform ist nicht die Revolution. — Keine christliche und gesittete Monarchie kann ohne Parlament Fuß fassen und bestehen. — Ich hoffe, beweisen zu können, daß ein constitutionelles Regiment durchaus christlich sein kann.“ Briefe eines Katholiken an seine Zeitgenossen, im *Univers* (9. und 17. Dezember) 1883 veröffentlicht.

2) Ebd.

schneider gegangen, hätte die absolute Gewalt des Königthums, im 16. und 17. Jahrhundert durch heidnisch gesinnte Juristen geleitet, die unter dem Einfluß der Kirche steigende liberale Fluth nicht zurückgedrängt, durch welche die Revolution verhindert worden wäre. Das Ausbleiben der durch den heil. Bernhard verlangten berechtigten Reformen, führte, sagt Bossuet, die falsche Reform herbei; die Unterdrückung der öffentlichen Freiheiten durch Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatte die Revolution zur Folge.

Ich gebe zu, daß diese öffentlichen Freiheiten an und für sich sowohl als unter den gegenwärtigen Verhältnissen keineswegs ungefährlich sind; was ist aber in dieser Welt ungefährlich? Wir treffen Vorsichtsmaßregeln gegen die Freiheit und thun recht daran. Die Alten ergriffen Vorsichtsmaßregeln gegen die Tyrannei und hatten nicht Unrecht¹⁾. Alles wird mißbraucht und bedarf der Regelung. Es verhält sich übrigens mit den katholischen Völkern anders als wie mit den heidnischen. Während diese von den Stürmen hin- und hergeschleudert wurden, haben jene in der Kirche einen Kompaß und einen Leuchthurm. Man bilde sich ja nicht ein, die Kirche wolle den Völkern Freiheiten entreißen, die ihnen theuer sind; sie wird letztere in das Verständniß derselben einführen, um jedweden Irrthum zu vermeiden. Sie wird dieselben z. B. über die Gewissensfreiheit belehren, ihnen einschärfen, daß von einem Rechte sich zum Irrthum zu bekennen und das

1) Polybius: „Es gibt drei natürliche und ursprüngliche Regierungsformen. Die Monarchie muß von Allen gewollt sein und auf der Vernunft fußen, nicht auf Furcht und Gewalt, weil sie dann bald in Tyrannei ausartet. Eine wahre Aristokratie besteht, wo die Regierung aus freien Stücken den Gerechtesten und Klügsten anvertraut wird, widrigenfalls sie in eine andere Art von Tyrannei ausartet. Ebenso macht die Demokratie, wenn sie nicht von der Gerechtigkeit begleitet ist, der Herrschaft des Ausrührs Platz. Dann ist es nicht mehr ein großes Volk, welches sich selbst regiert, sondern die blinde Tyrannei eines Haufens.“ Wir sehen, was den Gegenstand der Besorgniß bildete. Alles neigte im Alterthum zur Tyrannei hin, während heutzutage Dank dem Christenthum Alles zur Freiheit hinneigt. (Siehe diese Stelle und andere nicht minder bemerkenswerthe in den herrlichen Conferenzen von Abbé Charles Perraud, *Le Christianisme et le Progrès*; 1. Bd. Paris 1883, Jules Gervais.)

Böse vorzuziehen, von einem Rechte gegen Gott, gegen die Kirche, gegen die Wahrheit nie und nimmer die Rede sein kann; daß es sich nur um eine nothwendige, zeitgemäße, zarte, liebevolle Duldung zu Gunsten jener Seelen handelt, welche das Unglück haben, sich zum Irrthum zu bekennen. Sie wird sie lehren, daß die Presse, die Unterrichts-, die Genossenschaftsfreiheit durch Gesetze geregelt sein müssen, um Mißbräuche zu verhüten; daß sie jedoch, an sich betrachtet, eine Ehre sind, Männern, welche diesen Namen verdienen, von Rechtswegen zustehen, vorausgesetzt, daß dieselben nicht Sklaven der Sünde seien. Sie wird sie lehren, daß, wenn auf Erden nur Gerechte wären, selbst die Freiheit der Presse kaum einer Regelung bedürfte; da es jedoch leider an Sündern, Böswilligen und Unwissenden nicht fehlt, welche die Freiheit aus Bosheit oder Mangel an Erkenntniß mißbrauchen, es der Schranken nothwendig bedarf. Denke dir ein Gartenanwesen habe lauter Männer wie Franz von Sales und Vincenz von Paul als Anwohner, dann wird es keiner Mauer, ja nicht einmal eines Zaunes bedürfen. Was die öffentlichen Freiheiten gefährlich macht, ist nicht ihr Wesen, ihre Natur, sind vielmehr jene, welche dieselben mißbrauchen möchten. Je umfangreicher und unbestimmter mithin in einem Lande die Freiheiten sind, desto nothwendiger wird sich der Einfluß der Kirche erweisen, welche deren wahren Sinn zu erklären und ihre Gefahren zu mindern allein im Stande ist.

Indem die Kirche im Schooße der modernen Gesellschaft die unerläßliche Belehrung ertheilt, wird sie zugleich die durch die öffentlichen Freiheiten erfordernten Tugenden schaffen.

Montesquieu sagt: „Wenn die Ehre den Monarchieen nothwendig ist, dann ist es die Tugend den Republiken;“ und Tocqueville bemerkt mit Recht, daß der Despotismus die Religion entbehren kann, nicht aber die Freiheit. „Die Religion,“ fügt er hinzu, „ist in der Republik weit nothwendiger als in der Monarchie. Muß nicht die Gesellschaft zu Grunde gehen, wenn sich das politische Band lockert, und das moralische nicht zugleich straffer wird? Und was sollen wir mit einem Volk anfangen, welches Herr über sich selbst ist, ohne zugleich Gott unterthan zu

sein¹⁾?" Lange vor ihnen hatte Polybius bereits den Ausspruch gethan: „Die Demokratie ist ein Staat, in welchem die Religion lebt, und durch sie die Autorität der Familie, die Achtung vor dem Alter, der Gehorsam gegen das Gesetz und die aufrichtige Unterwerfung unter Alles, was die Mehrheit beschließt²⁾.“

Wer vermag nun aber Religion, Familiensinn, Ehrfurcht, Gehorsam wirksamer zu predigen als die katholische Kirche? Je bewegter mithin und verwirrter eine Gesellschaft ist, je unüberlegter sie bei der Zumessung der Freiheit ohne den Rath der Kirche zu Werke ging, je mehr sie sich vom revolutionären Geiste fortreißen ließ, desto mehr wird sie des Christenthums und der christlichen Tugenden bedürfen, desto nothwendiger gezwungen sein, sich ihm in die Arme zu werfen; desto höher wird sie die ruhige und allmächtige Autorität der Kirche schätzen, desto freudiger ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Betrachten wir ferner, wie wunderbar Gott seine Kirche auf diese erste politische Krisis vorbereitet hat! Nie war ihr Ansehen höher und unbestrittener. Es gab einst Meinungsverschiedenheiten zwischen den Patriarchen von Antiochia, Alexandria, Constantinopel, Jerusalem; Nichts dergleichen mehr. Es gab Meinungsverschiedenheiten zwischen den Bischöfen und dem Papste; sie haben aufgehört. Es gab Kämpfe zwischen Bischöfen und Priestern; keine Spur mehr hievon. Alle Priester gehorchen ihrem Bischof; alle Bischöfe dem Papst. Der Primat des Nachfolgers Petri ist auf allen Gebieten unbestritten. Das vaticanische Concil hat mit einer Opportunität, welche den Menschen entging, dieses Werk gerade in jenem Augenblick vollendet, als die moderne Gesellschaft in die glorreiche und bewegte Periode der öffentlichen Freiheiten einzutreten im Begriffe stand. Mögen die stolzen Nationen in die Stürme hineinsegeln, die süßen Früchte der öffentlichen Freiheiten kosten! Wenn sie leiden (besser in der Freiheit leiden als in der Knechtschaft verthieren), dann sind sie sicher in dem tiefen, ruhigen und sicheren Hafen der katholischen Kirche eine Zufluchtsstätte zu finden.

Ich bin überzeugt, daß die Unruhen der modernen Gesellschaft das Haupt der Kirche mit einer neuen Strahlenkrone

1) *La Démocratie en Amérique*, Bd. II. S. 208.

2) *Annal.* L, n. 1.

schmücken, und für ihre Göttlichkeit einen unerwarteten Beweis liefern werden. Man wird die Leichtigkeit, den Adel und die Sicherheit bewundern, womit sie sich auf diesem unsichern Boden bewegen wird. Hierzu ist nur eine Königin im Stande. Reden wir daher nicht weiter von jenen beschränkten Geistern, welche sich einbilden, daß die Kirche nur unter gewissen sozialen Formen blühen und wachsen kann und begrüßen wir im Voraus die wunderbare Schmiegsamkeit, mit welcher sie sich in jedwede Cultur und Regierungsform hineinzufinden weiß.

V.

Die zweite Kraft, welche zur Zeit die Welt umgestaltet, ist die Wissenschaft, die experimentale, die angewandte Wissenschaft. „Nicht wenige,“ schreibt Taine, „behaupten, die Kirche stehe in offenem Kriege, wenn nicht mit den Experimentalwissenschaften so doch mit ihrem Geist, ihrer Methode, ihrer Philosophie¹⁾.“ Ein großer Irrthum. Die Methode der Kirche und die der Wissenschaft weichen von einander ab; das ist Alles. Die Wissenschaft unterzieht jeden Lehrsatz der Probe des wiederholten Experimentes und sie hat Recht. Die Kirche, welche ihre Lehren von oben erhalten, prüft dieselben nicht in ihrem inneren Wesen und sie hat ebenfalls Recht. Dahingegen werden die Beweisgründe jener Lehren hinsichtlich ihres Ursprunges und ihrer Echtheit der Probe des wiederholten Experimentes unterzogen. Die Methode der Wissenschaft ist menschlich, die Methode der Kirche göttlich und menschlich zugleich. Beide sind durchaus gerechtfertigt, und von einem Antagonismus zwischen ihnen kann keine Rede sein.

Ihre Forschungsgebiete sind verschieden, nicht aber entgegengesetzt. Sie arbeiten unabhängig von einander, eine jede wie es ihr beliebt. Die Kirche spricht, lehrt, zieht ihre Schlüsse, definirt ohne sich um die Wissenschaft zu kümmern. Die Wissenschaft studirt, erforscht die Erdlugel, beobachtet die Gestirne, ohne nach der Kirche zu fragen; aber, o Wunder! Nach fünfzig-, hundertjähriger ge-

1) Taine, *Revue des Deux-Mondes*, 1865, S. 297.

trennter Wirksamkeit finden sich Wissenschaft und Kirche im Einklang; ihre Ergebnisse sind die nämlichen.

Hiefür ein lautredender Beweis aus dem 17 Jahrhundert. Vernehmen wir Leibniz, einen der größten Geister aller Zeiten; er schreibt an Arnauld: „Hören Sie, wie ich die Religion studirt habe. Ich bin keineswegs leichtgläubig und habe mich bemüht, von mir selbst, und wenn ich so sagen darf, von meinem Glauben Umgang zu nehmen. Jedes Abkommen außerhalb der strengen Wahrheit schien mir in einer so wichtigen Angelegenheit keine Pflichtverletzung. Ich suchte und las mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, das Wichtigste, was für und wider unsern Glauben geschrieben worden ist, alle Neuerer auf religiösem Gebiet. Alles, was in den ältesten Zeiten, zur Zeit unserer Vorfahren und in neuerer Zeit geschrieben worden ist, habe ich mit einer, wenn man will gefährlichen, für mich jedoch segensreichen Neugierde erörtert, die noch ungedruckten Dialoge von Bodin, welche niemals hätten erscheinen sollen, jene Zusammenfassung aller Irrthümer unter dem Titel: *De arcanis sublimium* habe ich mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Alle Einwürfe der Halbchristen habe ich discutirt. Den größten Freidenkern habe ich mit Aufmerksamkeit gelauscht. Weit entfernt zu wanken, wurde mein Glaube hiedurch nur befestigt. Alle diese berühmten Namen und entseßlichen Schriften haben mich in keiner Weise beeinflusst, haben mich in meiner Ueberzeugung nur bestärkt. Wenn ich so edle geistige Anstrengungen, wenn ich den Fall so vieler genialer Männer betrachtete, dann bewunderte ich jene Vorsehung des Wahren, welche die Gedanken der Menschen einzeln einander gegenüberstellt, und zwar in einer Weise, daß der urtheilsfähige Zeuge aus diesem Wirrwarr reiche Belehrung schöpfen kann, insbesondere, wenn er die Punkte ins Auge faßt, in welchen die Denker zugleich mit einander und mit der katholischen Kirche harmoniren. *Si eis potissimum locis animum attenderit, quibus Ecclesiae catholicae traditis conspirant*¹⁾.“

Dieser ersten, so entscheidenden und durch einen so gewaltigen Geist gemachten Erfahrung möchte ich eine zweite anreihen:

1) Brief an Arnaud, S. 148.

die des beginnenden 19. Jahrhunderts. Was wurde um 1830 nicht alles gesagt? Da hieß es, die Entdeckungen der Wissenschaft gefährdeten das Christenthum; die ägyptischen und assyrischen Chronologieen, die Zodiaken, die Inschriften der Obeliskten und Todtengrüfte machten die Chronologie der Bibel unannehmbar; Geologie und Astronomie stünden mit den Dogmen des Evangeliums im schroffsten Widerspruch u. s. w. Die Niederlage der Kirche schien m. e. W. vollständig, und alle Bücher waren voll der Jeremiaden über ihren baldigen Untergang. Was ist hievon geblieben? Was ein hervorragender Professor an P. Gratry schrieb: „Der scheinbare Kampf zwischen Wissenschaft und Glaube hört immer mehr auf, je mehr die Wissenschaft in Wirklichkeit fortschreitet und sich der Wahrheit nähert. Die im Ganzen und im Einzelnen aus der Wissenschaft gegen den Glauben geschöpften Einwände sind heutzutage gänzlich dahingeschwunden¹⁾.“

Aus diesen beiden Erfahrungen der Vergangenheit kann man auf die Zukunft schließen. Die Wissenschaft wirkt in der That Wunder. Ich sage dies nicht ironisch, sondern mit Freude und Bewunderung. Sie geht von unbestreitbaren Principien aus, hat eine vorzügliche Methode; Zeit und die genauesten Instrumente stehen ihr zur Verfügung. Wenn ich sehe, was sie bereits vom Planetensystem, von den tiefen Schichten der Weltkugel kennt; was sie auf dem Gebiete des Dampfes, der Electricität, der Biologie geleistet hat; wenn ich mir ihre Forschungen und Entdeckungen, von genialen Männern durch zwei oder drei Jahrhunderte fortgesetzt, denke, dann ist an der Großartigkeit ihrer Errungenschaften jeder Zweifel unmöglich. Verlegen wir uns im Geiste an das Ende des 20., des 21. Jahrhunderts, was sehen wir da? Entweder ist das Christenthum zerstört, durch die Wissenschaft vernichtet, oder es erstrahlt herrlicher denn je. Welcher wahre Gelehrte, einerlei ob Christ oder nicht, möchte das erstere Ergebniß zu prophezeien wagen?

Beruhete die Göttlichkeit des Christenthums auf einer einzigen Art von Beweisen; hieß es beispielsweise: Christus hat Wunder

1) Von P. Gratry »Lettres sur la Religion«, S. 170 angeführt.

gewirkt, folglich ist er Gott und bliebe es dabei, dann könnte sich die Wissenschaft in ihrem wahnsinnigen Hochmuth allenfalls einbilden, sie vermöge dieses Argument umzustossen, obwohl sie doch kaum hoffen kann, es bis zur Heilung von Blindgeborenen und zur Auferweckung von Todten zu bringen. Aber es gibt der Beweise zwanzig und noch mehr, welche den Wundern an Kraft mindestens gleichkommen und der Wissenschaft völlig unzugänglich sind. Was vermag z. B. die Wissenschaft gegen die einzige, unvergleichliche, gänzlich übernatürliche Vollkommenheit des Charakters Jesu, welche selbst die ungläubigste deutsche Kritik anerkennt? Durch welche Entdeckung auf physikalischem oder chemischem Gebiete wird sich die ideale Schönheit der Lehren des Evangeliums erklären lassen? Durch welchen Filtrirtrichter vermöchte die Wissenschaft jenen Muth und jene Standhaftigkeit hervorzubringen, womit tausende von Christen ihr Leben für Jesum hingaben und noch täglich hingeben? Und jene herrlichen Früchte, welche aus dem Leiden Jesu hervorsprießen: Demuth, Keuschheit, Liebe zu Gott und zu den Menschen! Und die Befehrung des Menschengeschlechtes! Und die beständige Fortdauer der Kirche mit ihren wunderbaren Kennzeichen, der Einheit, der Allgemeinheit, der Heiligkeit! Und so viele andere Beweise, welche außer dem Bereiche der Wissenschaft liegen und selbst dann fortbestehen würden, wenn letztere Alles drunter und drüber geworfen hätte! Selbst auf den ihr zugänglichen Gebieten soll die Wissenschaft ruhig weiter arbeiten, ohne sich mehr um die Kirche zu kümmern, als die Kirche sich um sie kümmert; und wenn sie mit ihren Entdeckungen am Ende ist, dann werden wir die Ergebnisse derselben mit den Lehren der Kirche vergleichen und die völlige Uebereinstimmung Beider mit Staunen und Bewunderung wahrnehmen.

Und weit entfernt, in dieser kühnen und ungeheueren Arbeit irgend Etwas von seinem Glanz eingebüßt zu haben, wird der Glaube nur noch herrlicher strahlen. Was die Irrlehren im 4. und 5. Jahrhundert zugebracht, wird im 20. und 21. die Wissenschaft zugebringen. Die weibischen und furchtamen Seelen waren ob der Irrlehren bestürzt; die Christen hingegen, welche diesen Namen verdienten, pflegten zu sagen: *Oportet*

haereses esse. Und in der That haben die Irrlehrer durch ihre verwegenen Behauptungen die Kirche gezwungen, ihre Dogmen genauer zu formuliren, gleichwie sie durch ihre ewigen Wandlungen, durch die Unruhe, welche sie in den Seelen hervorriefen, die Schönheit und Nothwendigkeit einer unwandelbaren und unfehlbaren Autorität in der Kirche zum Bewußtsein brachten. Das ist nunmehr die Aufgabe der Wissenschaften. Sie werden die Gottesgelehrten aneifern, die katholischen Formeln näher ins Auge zu fassen, deren Sinn nicht zu übertreiben und ihnen durch Vergleichung derselben mit denen der Wissenschaft eine schärfere und genauere Fassung zu verleihen.

Und gleichwie sich die katholischen Gottesgelehrten in ihre friedlichen Zellen zurückzogen, als die großen Häresieen nach drei bis vierhundertjährigem Kampfe verschollen waren; ein Albert der Große, ein Thomas von Aquin, ein Duns Scotus, ein Alexander von Hales jene herrlichen *Summen* schrieben, in welchen sämtliche Offenbarungen über Gott, über den Menschen, über die Welt, in einer ausgedehnten Synthese zusammengedrängt sind; also werden auch im 20. und 21. Jahrhundert, nachdem die Wissenschaft ihre Aufgabe vollendet hat, große Lehrer auftreten, weit vollständiger als die genannten, welche hinsichtlich der Naturwissenschaften vielen Irrthümern huldigten, und neue *Summen* schreiben, in welchen das katholische Dogma vom Lichte der Wissenschaft allseitig beleuchtet sein wird. Ich sehne diesen Zeitpunkt herbei; leider werde ich ihn nicht erleben.

Freilich wird sich ein solches Resultat nicht ohne Schwierigkeiten erzielen lassen. Die Wissenschaft ist hochmüthig und vermessend. Wie oft wird sie sich nicht einbilden, sie habe die Kirche gestürzt! Wie oft nicht in die Welt hinausposaunen, diese oder jene ihrer Entdeckungen widerspreche den christlichen Dogmen, sei mit ihnen durchaus unvereinbar! Die Schwachen werden zittern, die wahren Christen hingegen vertrauensvoll sprechen: „Geduld! Nur zugewartet wie einst Bossuet und de Maistre. Vertrauen wir auf Gott. Alles wird sich aufklären; Evangelium und Kirche werden Recht behalten.“

Für die dem Christenthum geleisteten Dienste wird die Wissenschaft hochwichtige Gegendienste empfangen. Das Christen-

thum wird ihrer Schwäche zu Hilfe kommen, ihre Lücken ausfüllen, ihre Ueberspanntheit dämpfen. Es wird sie lehren, daß, wenn sie auch Mancherlei kennen mag, es trotzdem der Dinge Unzählige gibt, die sie nicht kennt und die ihre Kenntnisse tausendfach aufwiegen. Ich war im Nichts verborgen, da plötzlich erfaßte mich, ich weiß nicht welche Hand, und es hieß: Komm. Woher komme ich? Wohin gehe ich? Habe ich eine unsterbliche Seele? Gibt es jenseits des Grabes noch Etwas? Wird die Tugend belohnt, das Laster bestraft? Sind Lohn und Strafe ewig? Werden Astronomie, Geologie, Physik, Chemie, Mathematik u. s. w. diese Fragen zu beantworten je im Stande sein? Wer wird mir über mein zukünftiges Loos Aufschluß geben? Keine Wissenschaft kennt es; und dennoch muß ich hierüber unterrichtet sein. Schweiget mithin, stolze Wissenschaften! Was liegt mir daran, zu wissen, aus welchen Elementen meine Knochen zusammengesetzt sind, woraus die Kügelchen meines Blutes bestehen, wenn ich morgen sterben muß, und diese erhabene Wissenschaft mich nicht zu retten vermag? O Wissenschaft! Wenn ich einst auf dem Sterbebett liege, dann werden deine herrlichsten Erfindungen, Eisenbahn und Telegraph, nur die Reise zu meinem Begräbniß erleichtern und zu meinem Troste weniger beitragen, als die Sterbekerze, welche mir das Crucifix beleuchtet.

VI.

Aus den beiden Kräften, welche zur Zeit die Gesellschaft umgestalten, sproßt eine dritte weit furchtbarere hervor. Ueber ihren Namen sind die Gelehrten nicht einig. Die Einen reden von einer Umgestaltung auf ökonomischem Gebiet, die Andern von einer socialen Revolution, von Socialismus. Jedenfalls nehmen wir in ihr zwei parallele Bewegungen wahr: stets reichlichere Production irdischer Reichthümer, das Ergebniß der angewandten Wissenschaft; stets gleichmäßigere Vertheilung derselben, das Ergebniß des Emporkommens der Volksmassen; Beides wird freudig begrüßt. Es sind an sich schwierige Probleme, mit denen sich in vielen Köpfen närrische Träume und unausführbare Hirngespinnste verbinden.

Was aus dieser zweifachen Bewegung in Zukunft auch werden mag, ich sehe nicht ein, welchen Grund man haben könnte, für die Kirche besorgt zu sein. Durch ihre Lehren über Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit fördert sie die Production, durch ihren Geist der Gerechtigkeit und der Liebe eine gleichmäßigere Vertheilung. Fügen wir jedoch sofort hinzu, daß ihre Erfahrung, ihr gesunder Sinn, ihre Kenntniß der menschlichen Natur ihr stets verbieten werden, gewissen Utopieen die Hand zu bieten, welche zu Katastrophen führen müssen. Sie wird dieselben jederzeit bekämpfen, und sollte es trotzdem Unheil geben, dann wird sie die einzige Macht sein und bleiben, welche demselben abzuhelpen vermag.

Was die erstgenannte Bewegung angeht: die stets zunehmende Production irdischer Güter, so wollen wir sie zugeben. Sie ließe sich auch bestreiten. Hervorragende Nationalöconomen sind der Ansicht, daß die Erde, besser bebaut, der Güter einige mehr liefern wird, niemals jedoch im Verhältniß zu den Bedürfnissen, daß übrigens eine Zunahme des Wohlstandes jederzeit eine Zunahme der Bevölkerung herbeiführen, das Verhältniß mithin stets so ziemlich das nämliche bleiben wird. An Noth und Elend wird es somit nie fehlen, und eine Linderung derselben nur von der Ergebung der Armen in ihr Schicksal, von der Wohlthätigkeit der Reichen und von der Tugend Aller zu erwarten sein. Doch genug hievon. Nehmen wir an, die Erde werde, überall rationell bebaut, unerwartete Reichthümer bescheeren, was wird die Folge hievon sein? Zunächst Wohlstand; gewiß nicht unstatthaft. Hierauf Luxus; minder statthaft und gefährlicher. Denn Luxus erzeugt Verweichlichung und richtet die Charaktere zu Grunde. Die hiedurch herbeigeführten Zustände werden derartig, daß die Seele ob ihrer Erniedrigung entsezt und empört, ein *Sursum corda* verlangt; und da ein solches nur von der Kirche würdig gesungen werden kann, kehrt die Seele zu ihr zurück und sezt sie wiederum auf den Thron.

Glauben wir indeß ja nicht, daß es der äußersten Erniedrigung eines Volkes durch Luxus bedürfe, um die menschliche Seele aufzuwecken. Der einfache Wohlstand als solcher genügt, um in ihr höhere Bestrebungen wachzurufen. Sie fühlt sich über das Irdische

erhaben. Auf kostbaren Teppichen, in Kleidern von Sammt und Seide dahinschreiten, scheint ihr des Menschen unwürdig. Je mehr sie besitzt, desto mehr wünscht sie. Es scheint, als ob der Besitz alles dessen, was das Herz begehrt, die Zufriedenheit ausschlösse. Was man sieht, zieht an; was man besitzt, erzeugt Ueberdruß. Die Bäuerin wünscht sich ein seidenes Kleid und ein goldenes Armband; die reiche Dame, welche Beides ihr Eigen nennt, empfindet Ekel davor; sie strebt nach Höherem. Ich bin diesen Flitter satt; laßet uns höher emporsteigen. Auch durch diese Anschauungsweise wird ein Theil der Gesellschaft zu Gott zurückgeführt werden.

Angenommen jedoch, die auf Ackerbau und Industrie angewandte Wissenschaft werde dem Boden an Früchten das tausendfache entlocken, so wird es vor Allem darauf ankommen, diese Güter in gerechter und gleichmäßiger Weise unter alle Klassen der Gesellschaft zu vertheilen. Gerade hier treten nun die zahlreichsten und entsetzlichsten Gefahren zu Tage. Bei dem bloßen Gedanken an Theilung erblicken wir im Geiste brudermörderische Kämpfe zwischen Herren und Arbeitern, zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Was wird da die Kirche thun? Wird sie die Zwangszenteignungen gutheißen? Nie und nimmer. Wird sie die auf gesetzmäßigem Weg erfolgte Beraubung der rechtmäßigen Eigenthümer billigen? Ebensowenig. Das Gebot: Du sollst nicht stehlen ist gewiß recht einfach und hausbauend. Die Kirche wird es mit der nämlichen Energie aufrechterhalten als das höchste aller Gebote, welches da lautet: Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Im Decalog gibt es keine Unterschiede.

Nach Verkündigung ihrer erhabenen Lehre, die sie im Nothfall *usque ad sanguinis effusionem* vertheidigt, wird die Kirche ihre gewöhnliche Aufgabe wieder aufnehmen, welche da ist der Trost der Leidenden. Bald wird sie sich an die bedrohten und beraubten Arbeitgeber wenden, ihnen Ergebung, Sanftmuth, Verzeihung und Hoffnung predigen, ihnen die Gewißheit vor Augen führen, daß Gott sie für alle Verluste hienieden im Jenseits entschädigen wird; bald an die Arbeiter, welche, ohne zur Befriedigung ihrer Wünsche zu gelangen, unsägliches Elend anrichten

werden, um sie Mäßigung und Unterwerfung unter den Willen Gottes zu lehren, auch ihnen die Gewißheit leuchten zu lassen, daß ihnen Gott im Himmel geben wird, wonach sie auf Erden vergeblich streben. Sie wird im 20. und 21. Jahrhunderte thun, was im 5. und 6. die Bischöfe und Priester thaten, welche von den besiegten Römern zu den siegreichen wilden und ungestümen Barbaren gingen, die Einen trösteten, den Anderen Mäßigung predigten und als Vermittler des Friedens durch Milde, Sanftmuth und Klugheit jene Verschmelzung der Sieger und der Besiegten herbeiführten, aus welcher die christliche Cultur hervorging. Das ist auch in Zukunft die Aufgabe der Kirche. Keine ist erhabener, keine mehr dazu angethan, ihr Haupt mit einer neuen Strahlenkrone zu schmücken.

VII.

Jene dreifache Bewegung auf politischem, wissenschaftlichem und socialem Gebiet ist es, welche man in ihrer Verschmelzung als die Ankunft der Demokratie zu bezeichnen pflegt. Eine unwiderstehliche Bewegung, weil sie zugleich im Christenthum und in den tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens wurzelt. Die Kirche hat gewiß von ihr Nichts zu fürchten, wird vielmehr eine neue Gelegenheit finden, ihre Kraft an den Tag zu legen und ihren göttlichen Ursprung zu beweisen. Also urtheilten die hervorragendsten Denker unseres Jahrhunderts. Kein einziger erblickte in der Ankunft der Demokratie eine accidentelle, vorübergehende Thatsache; alle ahnten die großartige Rolle, welche die Kirche hiebei zu spielen bestimmt ist und prophezeiten ihr den Sieg. Ihre Feinde haben ihre Freunde mitunter an Scharfblick übertroffen.

Beginnen wir mit dem Meister: Chateaubriand. Während seines ganzen Greisenalters war der große Schriftsteller mit dem Gedanken an die Ankunft der Demokratie beschäftigt. Unzähligemal kam er in seinen letzten Werken darauf zurück. Führen wir nur eine Stelle an. „Meine Nachforschungen,“ heißt es am Schlusse der *Mémoires d'outre-tombe*, „führen mich zur Ueberzeugung, daß die alte Gesellschaft zusammenstürzt; daß, wer nicht

christlich denkt, die künftige Gesellschaft unmöglich verstehen kann Wie dem auch sein mag, die von dir gewünschten Verbesserungen können nur aus dem Evangelium hervorgehen. Wäre der Messias nicht gekommen und hätte er nicht gesprochen, wie er von sich selbst sagt, dann wären die Ideen niemals geklärt worden, die Wahrheiten wären verworren geblieben, wie wir dies in den Schriften der Alten wahrnehmen. Wie Du die Dinge mit- hin nehmen magst, vom Urheber der Offenbarung oder von Christus kommt dir Alles; vom Retter — *Salvator*, vom Tröster — *Paracletus* mußt du stets ausgehen; von Ihm hast du die Keime der Cultur erhalten. Du siehst also, daß ich die Lösungen für die Zukunft nur im Christenthum und zwar im katholischen Christenthum zu finden vermag.

„Das Christenthum ist die philosophischste und vernünftigste Auffassung Gottes und der Schöpfung; es birgt in sich die drei Hauptgesetze des Weltalls: das göttliche Gesetz, das Sittengesetz und das politische Gesetz.

„Die beiden ersten haben sich bereits entwickelt; das dritte, das politische Gesetz ist noch nicht zur Vollendung gelangt, weil es nicht erblühen konnte, so lange der vernünftige Glaube an das unendliche Wesen und die allgemeine Sitte noch keinen festen Fuß gefaßt hatten. Nun mußte aber das Christenthum mit der Hinwegräumung der Thorheiten und Gräuel beginnen, womit Götzendienst und Sklaverei die Welt angefüllt hatten.

„Weit davon entfernt, ihr Ziel erreicht zu haben, tritt die Religion des Erlösers kaum in die dritte Periode ein, in die politische Periode Hat das Christenthum seinen Höhepunkt erreicht, dann wird die Finsterniß vollends schwinden, wird die mit dem Heiland gekreuzigte Freiheit wiederum mit ihm von Golgatha herabsteigen. Sie wird den Nationen das zu ihren Gunsten geschriebene Neue Testament übergeben, welches bisher nicht zur Ausführung gelangen konnte Es ist, als ob die alte Welt aufhörte, und die neue begänne. Ich sehe die ersten Strahlen einer Morgenröthe; den eigentlichen Sonnenaufgang werde ich nicht erleben. Es erübrigt mir nur noch, am Rande meines Grabes niederzusitzen; mit dem Crucifix in der Hand werde ich dann muthig in die Ewigkeit hinabsteigen.“

Der nämlichen Ansicht war P. Lacordaire. Der Gedanke an die Zukunft hätte ihn mit Angst erfüllt, wenn er nicht auf die Kirche gerechnet hätte, um die europäische Demokratie zu regeln und zu moralisiren. „Die europäische Demokratie,“ lesen wir, „hat das Band zwischen Gegenwart und Vergangenheit zerrissen, Mißbräuche unter Trümmern begraben, da und dort eine precäre Freiheit geschaffen und die Welt weit mehr durch Ereignisse beunruhigt als durch Einrichtungen erneuert. Unbestrittene Herrin der Zukunft, bereitet sie uns, wenn nicht endlich belehrt und geregelt, die entsetzliche Alternative einer bodenlosen Demagogie oder eines zügellosen Despotismus¹⁾.“

Mit diesen Worten sprach Lacordaire von Tocqueville. Nun ist bekannt, wie der berühmte Verfasser der „Demokratie in Amerika“ über Europas Zukunft dachte. Wenige Worte werden genügen, es unseren Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen.

„Ich bin,“ schreibt Tocqueville, „der Ansicht, daß es verkehrt ist, die katholische Religion als eine natürliche Feindin der Demokratie anzusehen. Der Katholizismus scheint mir im Gegentheil unter den verschiedenen christlichen Bekenntnissen das der Gleichheit Aller günstigste zu sein.“

„Durchaus verwerflich ist die Anschauung, demokratische Gesellschaften seien der Religion ihrer Natur nach feindlich. Nichts im Christenthum, ja nicht einmal im Katholizismus widerstrebt unbedingt dem Geiste dieser Gesellschaften, ja Manches ist ihnen sogar äußerst günstig. Gelingt es dem Katholizismus, sich von seinen politischen Fesseln frei zu machen, dann wird er in der nächsten Zukunft großartige Erfolge ernten. Der Despotismus kann den Glauben entbehren, nicht aber die Freiheit. Die Religion ist in der von ihnen gepriesenen Republik weit nothwendiger als in der Monarchie, gegen welche sie ihre Angriffe richten, und in demokratischen Republiken am allernothwendigsten. Wie könnte die Gesellschaft dem Verderben entgehen, wenn das moralische Band nicht straffer würde, da sich das politische lockert? Und was

1) Lacordaire, *Discours de Réception à l'Académie française*.

ist mit einem Volk anzufangen, wenn es sein eigener Herr und nicht zugleich auch Gott unterworfen ist? ¹⁾“

Nicht minder unzweideutig sprach Ozanam, der Gründer der Vincenzvereine: „Ich habe an die Möglichkeit einer christlichen Demokratie geglaubt und glaube noch daran; in Bezug auf die Politik glaube ich sogar an nichts Anderes Was ich von der Geschichte weiß, erweckt in mir den Glauben, daß die Demokratie das natürliche Endziel des politischen Fortschritts bildet, und daß Gott die Menschheit derselben zuführt. Ich gestehe jedoch, daß er ihre Schritte über rauhe Bahnen lenkt, und daß, wenn ich an die Demokratie glaube, dies trotz so mancher Ausschreitungen geschieht, welche im Stande wären, sie den Gutgesinnten gründlich zu verleiden ²⁾.“

Und de Falloux: „Inmitten der gegenwärtigen Zermürfnisse bleibt nur eine Thatsache unbestreitbar: die Ankunft der Demokratie. Kein socialer Zustand bedarf religiöser Durchdringung in höherem Grade ³⁾.“

Schließen wir mit den herrlichen Worten P. Venturas: „Wenn die Könige sich von heidnischem Elemente durchdringen lassen, dessen Wesen Despotismus ist, und das christliche, welches, weil ganz Liebe seinem Wesen nach liberal ist, über Bord werfen; wenn sie die Lehre von der Religionsfreiheit der Völker und von der Unabhängigkeit der Kirche nicht mehr verstehen wollen, welche ihren Vorfahren zur Sicherheit und zum Ruhm gereichte, dann wird sie die Kirche wohl zu entbehren wissen. Sie wird sich der Demokratie zuwenden, diese wilde Heldin taufen und eine Christin aus ihr machen. Sie wird das Siegel der göttlichen Weihe auf ihre Stirne drücken, ihr sagen: Herrsche, und sie wird herrschen ⁴⁾.“

1) Tocqueville, *De la Démocratie en Amérique*, Bd. II, S. 208.
L'Ancien Régime et la révolution, Kap. II.

2) Ozanam, *Correspondance*, Bd. II.

3) De Falloux, *Vie d'Augustin Cochin*.

4) Ventura, Grabrede auf D'Connell. Ich habe viele dieser Citate den vortrefflichen Conferenzen des Abbé Fremont entlehnt, gehalten in St. Ambroise 1883.

VIII.

Aber nicht nur die Kinder und Freunde der Kirche ahnen die großartige Rolle, welche der Kirche bevorsteht; selbst ihre Feinde scheinen sich derselben bewußt zu sein. Taine gelangt, nachdem er die lebendigen und was er die todtten Kräfte des Katholicismus nennt, zergliedert hat (sie sind nichts weniger als todt), zum Schlusse, daß der Katholicismus ewig ist, und daß die Demokratie, weit entfernt, ihm zu schaden, ihn im Gegentheil neu beleben wird. „Stets,“ schreibt er, „wird die Schwierigkeit, über Demokratien zu herrschen, dem Katholicismus Anhänger verschaffen, stets die dumpfe Bangigkeit betrübter oder zarter Herzen die Zahl seiner Mitglieder vermehren, stets das hohe Alter des Besitzes ihm Getreue erhalten. Dies sind seine drei Wurzeln, welche die empirische Wissenschaft nicht zu erreichen vermag, denn sie sind nicht aus Wissenschaft, sondern aus Gefühlen und Bedürfnissen zusammengesetzt. Sie mögen mehr oder minder tief, mehr oder minder verzweigt sein, der Einwirkung des modernen Zeitgeistes scheinen sie entzogen. In vielen Seelen und in gewissen Gegenden hat gerade im Gegentheil der Geist der Neuzeit Regungen und Institute erzeugt, welche sie durch Rückschlag befestigen werden. Und einst konnte Macaulay in einer Anwandlung von Phantasie und Beredsamkeit den Ausspruch thun, der Katholicismus werde z. B. in Süd-Amerika noch bestehen, wenn einst Reisende von Australien kommen, auf den Trümmern von Paris und London die geschleiften Bögen der London-Bridge oder die eingefallenen Mauern des Pantheons abzuzeichnen¹⁾.“

Niemand hat jedoch die zukünftige Macht und die ewige Dauer der Kirche besser dargethan, als der größte unter den Revolutionären, Proudhon. Vorerst stellt er fest, daß die Kirche lebt, trotzdem sie unzähligemal hätte zu Grunde gehen müssen. „Nach den Gesetzen, welche die menschlichen Einrichtungen beherrschen, hätte die Kirche, ich weiß nicht wie oft untergehen müssen. Was bleibt ihr von Allem, was sie erhalten konnte? Sie hat

1) Taine, *Voyage en Italie*, 26. März.

Alles verloren, ja sogar das armselige Stücklein Erde, welches sie der Freigebigkeit einer Prinzessin verdankte; das sogen. *patrimonium Petri*, es wurde ihr entriffen.

„Und trotzdem,“ fügt er hinzu, „widersteht die Kirche allen Angriffen, überlebt sie alle Schismen und Häresieen, alle Zerstückelungen, die Einrichtungen eines heil. Ludwig nicht minder als die gallikanischen Freiheiten, Boethius nicht minder als Descartes, Luther nicht minder als Voltaire. Sie hat ihre eigenen Unsterblichkeiten überlebt*); lange vor der Reformation besaß sie reformirende Päpste; und heutzutage, da die Reformation nur ein leeres Wort ist, beherrscht das Tridentinum ohne Widerstreit die rechtgläubige Welt. Was sage ich! So oft die Kirchen, welche in der Philosophie und in der Freiheit weiter fortgeschritten sind als sie, der Auflösung verfallen, liest sie deren Trümmer auf und reformirt sich selbst durch ihre eigene Unbeweglichkeit. Sie hat Nichts als den Hauch, und dieser Hauch war bisher stets lebendiger als Alles, was sie entstehen sah, stärker als alle Institute, welche nach ihrem Vorbild außer ihr ins Leben traten.“

Der gewaltige Revolutionär wundert, ja ärgert sich sogar über diese eigenthümliche Erscheinung. „Was ist da, das nicht anderswo ist? Wir müssen ein Princip annehmen, welches völlig unverfehrt blieb, welches, weil in den tiefsten Tiefen der Gewissen wurzelnd, genügt um die Kirche zu erhalten, ihr die Trümmer des Schismas immer und immer wieder zuzuführen und welches sie wie den Phönix aus ihrer Asche aufstehen machen würde, wenn trotz des Fortbestehens jenes Princip in den Herzen, die Kirche, welche den Glauben an dasselbe verkörpert, je aufhören könnte zu sein.“

Dieses unzerstörbare, in den Herzen nicht auszurottende Lebensprincip, welches die Kirche aufzuerwecken im Stande wäre, wenn sie überhaupt sterben könnte, sucht Proudhon und findet es mit einem Scharfsinn, der ihn hoch über alle Revolutionäre erhebt. „Willst du wissen, worin jenes schöpferische und erhaltende Princip in der Kirche besteht? **Die Kirche glaubt an Gott!** Sie glaubt besser an Ihn als jedwede Secte! Sie

*) Elle a survécu à ses propres immortalités.

ist die reinste, vollständigste und glänzendste Manifestation der göttlichen Wesenheit; und sie allein weiß Gott anzubeten. Da nun weder Vernunft noch Herz im Menschen sich von dem Gedanken Gottes lossagen konnten, welcher den Grundcharakter der Kirche bident, ist die Kirche trotz aller Erschütterungen unzerstörbar geblieben ¹⁾).

IX.

Sollen wir ein letztes Wort hinzufügen? Ja, und es soll den Schluß bilden. Proudhon hat ein wahres Wort gesprochen. Die Kirche ist ewig und unzerstörbar, weil sie an Gott glaubt; weil sie Gott auf ihren Händen trägt; weil sie Gott, den Traum aller Seelen, die Erwartung, den unabweislichen Drang aller Völker zu geben allein im Stande ist. Um die Kirche zu zerstören, müßte man Gott der Vernunft und dem Herzen des Menschen entreißen. Es wird heute und morgen nicht geschehen.

Und wisset ihr, welchen Gott die Kirche besitzt, den Seelen und den Völkern gibt? Nicht etwa den kalten, gleichgiltigen, unsichtbaren Gott der Philosophie, jenen Gott, welcher im Himmel bleibt und auf die Seelen wartet, wohl wissend, daß sie nicht bis zu Ihm gelangen können. Nicht den Gott der Protestanten, welcher sich zu den Geschöpfen herabzuneigen geruht, jedoch mit Zurückhaltung, Einiges gibt aber nicht Alles und seine armseligen Geschöpflein behandelt wie ein Lehensherr seine Vasallen.

Ach nein! Also ist nicht der Gott, den die katholische Kirche besitzt. Ihr Gott ist der Gott, welcher gibt, ohne zu zählen. Es ist der Gott, welcher auf die Erde herabstieg, in einer Krippe lag und fand, daß es zu wenig war; der Gott, welcher ans Kreuz genagelt wurde, in dreistündigem Todeskampfe sein Blut bis zum letzten Tropfen vergoß und noch nicht befriedigt war; der Gott, welcher unter den sacramentalen Gestalten verborgen, in unsere Herzen hinabsteigt, und dem dies noch nicht genügt;

1) Proudhon, *De la justice dans la Révolution et dans l'Eglise*, t. I, discours préliminaire, § III.

der großmüthige und freigebige Gott, welcher die Ewigkeit mit Ungeduld erwartet, um uns seiner unendlichen Liebe entsprechend zu behandeln. Das ist der Gott, den die Kirche besitzt; Ihn wird man der Menschheit nicht entreißen.

An der vorhin angeführten Stelle Taines finden wir die Worte: „Niemals hat ein Volk seine Religion verlassen, es sei denn um eine bessere anzunehmen.“ Philosophen und Protestanten thuet besser. Ersinnet einen liebevolleren und wohlthätigeren Christus; denn von den Höhen, zu denen sie emporgestiegen ist, wird die Menschheit nicht zu einem minderen Christus hinabsteigen. Sie mag sich in die Gleichgiltigkeit, in den Materialismus versenken; sobald sie denselben jedoch verläßt, und sie wird ihn nothwendig verlassen, wird sie stets nur zu dem liebevollsten Christus wieder emporsteigen.

O Gott, als ich vor vierzehn Jahren dieses Werk begann, schrieb ich auf das Titelblatt als höchstes und erhabenstes Princip des Christenthums jene beiden Worte, welche mir Alles in sich zu fassen schienen: „Die Liebe Gottes zum Menschen, und die Liebe des Menschen zu Gott.“ Heute, da ich wie an Jahren so leider auch an trüben Erfahrungen reicher geworden bin, wage ich diese Parallele nicht mehr aufrechtzuerhalten. Ich streiche die Liebe des Menschen zu Gott; sie ist zu schwach, zu elend, völlig unwürdig mit ersterer verglichen zu werden; und auf die letzte Seite meines Buches schreibe ich nur mehr ein Wort, vor welchem ich mich voll Bewunderung, Ehrfurcht und Dankbarkeit verneige:

Die unendliche Liebe Gottes zum Menschen.

Das ist das erste und letzte Wort des ganzen Christenthums.



Alphabetisches Register

zu den fünf Bänden von „Christenthum und Gegenwart“.

A.

Abendmahl, das letzte II, 412 ff.
 Ablässe. Ihr Wesen IV, 209. —
 Wie es kam, daß die Protestanten
 dieses Dogma verwarfen, ebd.
 Adam. Seine Erschaffung I, 343.
 — Die erste Offenbarung Gottes
 344. — Sein übernatürlicher Zu-
 stand III, 178 ff. — Seine Prü-
 fung 221 ff. — Sein Fall 225 ff.
 Alexander Dumas d. J. I, 142.
 Amerika. Religiosität und Freiheit;
 Zeugniß Tocqueville's hierüber I,
 293. — Feier des Sonntags dort-
 selbst I, 295. — Blühender Zu-
 stand des Katholicismus IV, 241.
 Andreas, der hl., führt Petrus zu
 Christus II, 182. — Sein Bild
 266.
 Anschauung, die beseligende. Worin
 sie besteht? V, 203 ff.
 Apologetik. Methode in verschiedenen
 Zeitabschnitten. Die Apologetik
 seit zwei Jahrhunderten I, 20 ff.
 — Ihre Unzulänglichkeit im 18.
 Jahrhundert 27 ff.
 Apologetik des Alterthums. Ihre
 Beweise für die Echtheit der hl.
 Schrift II, 9 ff.
 Apologie der Religion. Ihre Not-
 wendigkeit in unseren Tagen I, 1.
 Apostel. Ihre Erwählung II, 264 ff.
 Apostolat. Seine Schönheit, sein
 Lohn II, 275 ff.
 Arbeit. Als Zwangsarbeit eine
 Strafe der Sünde III, 241.

Astronomie, beweist die Existenz
 Gottes I, 261 ff.
 Athanasius, Glaubensbekenntniß über
 die Trinität III, 74.
 Atheismus, der politische und soziale,
 von den Päpsten verurteilt, ist
 nicht ein Attribut der modernen
 Gesellschaft IV, 330 ff. — Aus-
 sprüche Pius VII; Gregors XVI.
 und Pius IX. 333.
 Auferstehung. Jesus beweist sie den
 Saducäern gegenüber II, 400.
 Auferstehung, die — Jesu II, 465 ff.
 Augustus, der Kaiser. Sein Edikt
 über die Volkszählung II, 136 ff.
 Auserwählte. Ihre Zahl V, 250 ff.

B.

Balmes, Gedanken über den Prote-
 stantismus IV, 260.
 Bastiat, Ansicht über die Gesellschaft
 I, 26.
 Beichte, göttliche Einsetzung V, 77.
 — Kann nur von Christus sein
 78 ff. — Vergebliche Bemühung
 Andersgläubiger, nachzuweisen,
 daß die Beichte von Menschen er-
 funden wurde, 89 ff. — Existenz
 der Beichte im IV., III., II. Jahr-
 hundert 94 ff. — In den Kata-
 komben 101 ff. — Erhabenes
 Schauspiel der Einsetzung 104 ff.
 — Die vollkommene Reue macht
 die Beichte nicht überflüssig, 106 ff.
 Beichte, Göttlicher Ausbau der Beichte
 V, 109. — Merkwürdiges Wort

- Plato's über das Bekenntniß 110.
 Christus hat das Bekenntniß zur Würde des Sacramentes erhoben 112. — Wie gerade die Beichte dem Übel angepaßt ist, von welchem die Seele befreit werden soll. — Wie die Opfer, welche die Beichte fordert, mit himmlischem Trost belohnt werden 111. — Die Verzeihung 118. — Der Friede 119: — Die guten Protestanten sehnen sich nach der Beichte, ebd. ff. — Die Anglikaner führen sie wieder ein 120. — Das seltsame Concil der protestantischen Bischöfe von 1878, um dieses Wiederaufleben zu verhindern 120.
- Beichte. Ihre göttliche Fruchtbarkeit V, 123 ff. — Mächtiger in Bekämpfung des Bösen, als jedwede weltliche Gewalt 125. — Ihre Macht, gefallene Seelen wieder aufzurichten; die Christen in der praktischen Tugendübung zu erhalten 128. — Macht den Priester zum König oder vielmehr zum Vater der Seelen 132. — Fordert die priesterliche Enthaltsamkeit 135. — Führt zu einem hl. Leben und bereitet auf einen guten Tod vor, ebd.
- Beichtgeheimniß V, 133 ff.
- Beistand. Sein Wesen und seine Nothwendigkeit IV, 51 ff.
- Bernard (Claude). Sein Beweis für das Eingreifen Gottes 2c. I, 269.
- Bethanien. Begegnung Christi mit Magdalena II, 220 ff. — Aufnahme Christi in B. 352 ff. — Letztes Mahl in B. 384 ff.
- Bewegung, die wissenschaftliche. Wohin sie ohne Gott gelangt I, 263 ff. — Sie vermag nichts gegen die Kirche V, 286 ff.
- Beweismittel, die äußeren. Sie dürfen nicht vernachlässigt werden I, 31.
- Bibel. Ihr wahrer Charakter I, 350. — Vergleich mit den hl. Büchern der Heiden 351 ff.
- Bischof. Was der Bischof ist IV, 33.
- Blindgeborene, der. Seine Geschichte II, 365 ff.
- Bossuet. Seine Definition der Religion I, 107. — Seine Vorhersagung über das Ende des Protestantismus IV, 219. — Ueber die Rückkehr Englands zur Kirche 240.
- Brüder (Jesu). Was sie waren II, 310.
- Bücher, heilige, der Heiden. Ihr Vergleich mit der Bibel I, 351 ff.
- C.
- Caiphas. Sein prophetisches Wort II, 381.
- Cana, Hochzeit zu II, 185. — Geheimnißvolle Umstände derselben ebd. — Erklärung der Worte Jesu und seiner Mutter 186.
- Cauchy. Beweis für die Thatsache der Schöpfung aus den mathematischen Wissenschaften I, 257.
- Channing. Ansicht über den großartigen Charakter Christi II, 106 ff., 110, 499, 512.
- Chateaubriand. Apologie d. Christenthums I, 28 ff. — Seine Anschauung von der Schönheit des Lukasevangeliums II, 80. — Ansichten über die Zukunft der Gesellschaft und der Kirche IV, 351.
- Christentum. Seine wunderbare Einrichtung, wie sehr es der menschlichen Seele angepaßt ist I, 22 ff. — Worin seine unüberwindliche Stärke wurzelt 25. — Welchen Platz es in der Rangstufe der Religionen einnimmt 365 u. 366.
- Chronologie des Lebens Christi. Die sicheren Anhaltspunkte II, 125. — Geburt Jesu im Jahre Roms 747. — Kindheit und Jugendleben 747—778. — Predigt Johannes des Täuflers und erstes Erscheinen des Messias 778, 779. — Beginn des öffentlichen Lehramts 779. — Erste Reise nach Jerusalem, Juni 779. — Rückkehr nach Galiläa, Sommer und Herbst 779. — Berufung der Apostel, Frühjahr und

- Sommer 780. — Zweite Reise nach Jerusalem, Oktober 780. — Verheißung des allerheil. Altarsakramentes, Frühjahr 781. — Reise in die Wüste von Cäsaräa, Primat des Petrus, Frühjahr und Sommer 780. — Endgiltiger Abschied von Galiläa, September 781. — Erste Versuche, an Jesus Hand anzulegen, Januar 782. — Auferweckung des Lazarus, Febr. 782. — Einzug in Jerusalem, 13. März 782. — Vorbereitungen zur Ergreifung Jesu, 14. u. 15. März 782. — Das letzte Abendmahl, 17. März 782. — Tod Jesu, Freitag, 18. März 782. — Auferstehung, 20. März 782. — Himmelfahrt, 20. April 782.
- Cicero. Sein oberflächlicher Begriff von der Religion I, 101.
- Clemens von Alexandrien. Ansicht über die Entstehung des Markus-evangeliums II, 59 u. 60.
- Concil von Lyon (1245). Entscheidung über die Rechte des hl. Stuhles IV, 65.
- Concil von Florenz (1439). Dogmatische Definition über den Primat IV, 68.
- Concil vom Vatikan (1870). Definition über den Primat 76—79. — . . über das unfehlbare Lehramt des Papstes 79 ff.
- Confessio des hl. Petrus in Rom IV, 451.
- Conflikt zwischen der Kirche und der modernen Gesellschaft — lächerlich, unmöglich, unbegründet IV, 282 ff.
- Constantin ertheilt Befehl, den Text der Evangelien sorgfältig durchzusehen II, 9. — Seine Arbeiten an der Peterkirche IV, 445 u. 446.
- Corruption der Jugend. Zeugniß Montalemberts I, 141. — . . Alexanders Dumas 142. — . . verschiedener Aerzte 143.
- Craven Mme. (geb. de la Ferronnays). Herrliche Stellen aus dem Werk: Recit d'une sœur I. 418 ff.
- Credo. Apostolischer Ursprung III, 8. — Charakter der 12 Artike 12. — Seine Unwandelbarkeit 17. — Ununterbrochene Angriffe gegen das Credo 18. — Dogmatische Entwicklung 20. — Harmonie derselben mit der menschlichen Natur 21. — Die Katastrophen, Beweis für das Credo 29 ff.
- Cureton, seine Entdeckung der alten syrischen Evangelien-Üebersetzung II, 35.
- D.**
- Daniel. Seine Prophezeiung der 70 Jahrwochen, welche der Geburt Jesu vorangehen sollen III, 402 ff.
- Darwin. Sein System der Umwandlung der Arten I, 84. — Ueber den Ursprung des Menschen 273.
- Dechamps. Erzbischof von Mecheln, gelehrte, apologetische Werke I, 31.
- Declaration der Menschenrechte IV, 317 ff.
- Definition der Dogmen ex cathedra, worin sie besteht IV, 81.
- Demagogie. Ihre Organisation I, 237. — Ihr Programm 238. — Ihre Mittel, ebd.
- Demokratie. Die Königin der Zukunft I, 250. — Die Kirche hat von ihr nichts zu fürchten V, 281 ff. — Chateaubriand, Lacordaire, Toqueville, Ozanam, Falloux, P. Ventura, Taine, Proudhon über die Demokratie 294 ff.
- Deutschland. Was es der Kirche verdankt IV, 258. — Protestantismus in Deutschland 270. — Seine Sprache 271. — Seine klimatischen Verhältnisse 273.
- Dogmen. Ihre Entwicklung; ein Beispiel dieser Entwicklung III, 20 ff.
- Donoso-Cortés. Herrliche Abhandlung über den religiösen und staatlichen Zügel I, 214 ff.

Dreifaltigkeit, die allerheiligste. Wir finden das Geheimniß in der hl. Schrift unzweideutig ausgesprochen III, 72 ff. — Es ist katholisches Dogma 74. — Von Athanasius in eine präcise Formel gekleidet, ebd. — Wie hat es die katholische Wissenschaft studiert? 76 ff. — Wie hat sie den scheinbaren Widerspruch zwischen Einheit der Natur und Dreiheit der Personen gelöst? 82 ff. — Spuren des Geheimnisses a) in den Traditionen der Völker und in den Intuitionen großer Geister; b) in allen Werken Gottes 84 ff. — Es wird vom menschlichen Herzen geahnt 91 ff.

E.

Ehe. Worin ihr Wesen eigentlich besteht I, 155 ff. — Gefährliche Angriffe der hohen Herren des 17., der Philosophen des 18., der Gesetzgeber des 19. Jahrhunderts gegen die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe 165. — Ihre Unauflöslichkeit II, 206 u. 359.

Ehe. Die gewollte Unfruchtbarkeit der Ehen, ihre traurigen Folgen I, 174 ff.

Ehe. Die Civil-, in wiefern sie verwerflich erscheint 167.

Ehebrecherin. Wie Jesus über sie urtheilt II, 358 ff.

Ehre. Ein edles Gefühl, jedoch unfähig, ohne die Religion die Seelen aufrecht zu erhalten; Zeugniß Prevost-Paradol's und Vigny's I, 207 ff.

Ehrenhaftigkeit und Heiligkeit. Die Heiligkeit setzt die Ehrenhaftigkeit voraus V, 43. — Es ist etwas Großes um den Ehrenmann 44 ff. — Entsetzliche Rücke, die wir heutzutage leider so oft im Leben des Ehrenmannes wahrnehmen 46. — Ja selbst ohne dieselbe genügt Ehrenhaftigkeit nicht; wir müssen nach Heiligkeit streben 47 ff. —

Hüten wir uns vor dem Wahne, wir seien, weil christlich gesinnt, weil eifrig in der Erfüllung unserer religiösen Pflichten, von den Pflichten der Ehrenhaftigkeit verbunden. Beispiel des hl. Ludwig 50 ff.

Eid der Treue, der auf die Verfassungen der modernen Gesellschaft. Er wurde von den Päpsten gestattet nach genauer Prüfung gewisser Artikel, jener insbesondere, welche die Gewissens- u. Cultusfreiheit betreffen 336 ff.

Eingreifen, das, Gottes in die Dinge der Welt steht wissenschaftlich fest 1. bei der Erschaffung der Materie I, 256; 2. bei der Einrichtung der Welt nach einem vorherbestimmten Plane 257 ff.; 3. bei der Erschaffung des Pflanzenreiches 271; 4. bei der Erschaffung des Thierreiches 272; 5. bei der Erschaffung des Menschen. Wenn aber Gott, um die Welt zu erschaffen und zu ordnen, fünf oder sechsmal eingegriffen hat, dann kann er es beständig thun; Zeugniß le Play's 281. — Dieses beständige Eingreifen Gottes ist die Grundlage der Religion 288.

Einheit, die, Gottes. Wie sie sich mit der Dreiheit der Personen vereinigen läßt III, 81.

Einheit, die, der Kirche. Ihre äußere Organisation IV, 29. — Ihre unsichtbare Stütze 188 ff. — Das Wunderbare dieser Einheit 191 ff.

Einheit. Die . . . des Menschengeschlechtes. Alle Nationen der Erde gehören einer und derselben Art an III, 170. — Alle Rassen können fruchtbare Ehen unter einander eingehen 171. — Unter allen Himmelsstrichen finden wir die nämliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers und der menschlichen Seele 172 u. 173. —

Hautfarbe und Schädelbildung haben keinerlei Bedeutung, ebd.
 Elterliche Gewalt. Ihr gegenwärtiges Sinken I, 160 ff.
 Emery, Vorstand von St. Sulpice. Seine Ansicht über die Milde der Höllenstrafen V, 241.
 Ende, das, der Welt. Wann wird es eintreten? V, 267 ff.
 Engel. Ihre unermessliche Zahl. Sie werden einer Freiheitsprobe unterworfen, wobei leider nicht wenige abfallen III, 111. — Die Freiheitsprobe bestand darin, daß sie das fleischgewordene Wort anbeten sollten 388.
 England. Eine große, tiefreligiöse Nation, überzeugt, daß die Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen kann. Zeugniß le Play's I, 290 ff. — Erfüllung der Sonntagspflicht 295. — England war durch zehn Jahrhunderte katholisch IV, 258, und verdankt seine unbestreitbare Größe der katholischen Kirche ebd. — Leider wuchert dort auch das Laster 266 ff. — Charakterbild des englischen Volkes 270. — Zweifel an der Lebensfähigkeit Englands. Es könnte ihm ergehen wie einst Venedig, Karthago u. a. 272 u. 273. — Es wendet sich dem Katholizismus zu 240. — Welche großartige Rolle könnte es spielen, wenn es wiederum katholisch würde 274. — Die Krisis, welche die katholische Kirche durchmacht, würde vielleicht hierdurch beendet 276. — Herrliche Prophezeiung Bossuets über die Art und Weise der Rückkehr Englands zum katholischen Glauben 218 ff.
 Entwicklung, die, der Dogmen. Von Gott gewollt, von der Kirche geschützt IV, 156 ff. — Herrliche Lehre des Vincenz von Lerin 162. — Des hl. Thomas 162 u. 163. — Pius IX. in der Bulle „Ineffabilis“ 163. — Leo XIII. 164. — Stellung Bossuets i. dies. Punkte 167.

Episkopat. Mit welchen Worten er eingesetzt wurde IV, 26. — Sein Charakter 27.

Erbünde. Die Thatsache. Unerklärliche Störung im ursprünglichen Plane der Schöpfung III, 195. — Noch größere Disharmonie im Menschen selbst 196. — Charakter des Blutes, welches in seinen Adern fließt; es ist ein verdorbenes Blut 197 ff. — Aussprüche Euripides', Plinius', Ciceros, Pascals 199 ff. — Diese verderbte Natur kann weder von Gott herrühren, noch vom persönlichen Mißbrauch der Freiheit, noch von den Sünden eines früheren Lebens. Nur die Lehre von der Erbünde vermag allhier Licht zu verbreiten. Wir finden dieselbe in den Traditionen und sonderbaren Einrichtungen sämtlicher Völker angedeutet 209 ff.

Erbünde. Das Dogma. Genaue Formulierung desselben durch das Tridentinum 219 u. 220. — Adam wurde einer Freiheitsprobe unterworfen; es mußte dies geschehen 221 ff. — Der Fall Adams und die Umstände, unter welchen er stattfand 225 ff. — Wie sich die Behauptung rechtfertigen läßt, daß wir alle in Adam gesündigt haben 229 ff.

Erbünde. Ihre Folgen. Veränderungen, welche sie im Plane der Schöpfung herbeiführte, Veränderung des Charakters der Prüfung selbst 237 ff. — Einführung der Zwangsarbeit 240; des Schmerzes 242; des Todes 244. — Das Heil durch die Menschwerdung 247.

Erde. Die von Gott erschaffene Wohnstätte der Menschen III, 151. — Ihre Schönheit. Sie ist schön nach Art eines Tempels 152.

Erlösung. Sie ist über die Menschwerdung hoch erhaben; letztere wurde von der Menschheit geahnt, von der Erlösung ging ihr jede

Vorstellung ab III, 331. — An die Stelle der Bestrafung tritt die Sühne, die Sühne durch Einen 334 ff. — Was die Menschheit alles gethan hat, um die von der göttlichen Gerechtigkeit verlangte Opfergabe zu finden. Nichts von allem, was da geschah, war im Stande, die Versöhnung herbeizuführen 339 ff. — Erst mit dem Kreuzestode war die Opfergabe gefunden und hiemit der Friede, die Ruhe der Seelen 344; denn Christus ist zugleich unschuldig und mit Sünden beladen, zugleich Gott und Mensch; seine Genugthuung vollzieht sich durch drei Akte, welche den vollsten Gegensatz zur Sünde bilden 347 ff. — Wie wird uns das Blut, das auf Golgatha floß, mitgetheilt? 355. — Im Kreuzestode befundet sich die Liebe wie nirgend anders 359.

Erlösung. Ihre Wirkungen. Sie hat im Menschen eine bis zur Leidenschaft gesteigerte Liebe zu Gott und zum Mitmenschen erzeugt 364 ff. — Diese zweifache Liebe steigt, fällt und verschwindet mit der Liebe zu Christus 370 ff.

Erscheinungen Christi nach seiner Auferstehung II, 467 ff.

Eucharistie. Verheißung II, 304 ff. — Einsetzung 418 u. 419. — Die hl. Formel der Einsetzung von Matthäus in dem von den Aposteln erhaltenen Wortlaut aufgezeichnet ebd. — Bedeutung und Schönheit der allerh. Eucharistie ebd.

Eucharistie. Das höchste und doch sicherste Geheimniß V, 138. — Beruht auf dem unzweideutigen Worte Christi. Worte der Verheißung 139 ff. — Worte der Einsetzung 142. — Bericht der Evangelisten und des hl. Paulus hierüber 142 u. 143. — Hinfällige Einwürfe dagegen 145 u. 159 ff. — Welchen Eindruck haben die Worte Jesu Christi: „Das ist mein Leib“ u. s. w. auf die Mensch-

heit gemacht? 145 ff. — Sie ist durch den Genuß der himmlischen Speise und des himmlischen Trankes völlig umgewandelt worden 147 ff. — Bossuet zu den Füßen des eucharistischen Heilandes 149.

Eucharistie. Als Andenken an Christus 151. — Nothwendigkeit dieses Andenkens 152 ff. — Was den eigentlichen Werth eines Andenkens ausmacht 154. — Wie weit die Liebe gehen möchte, wenn sie ein Andenken hinterläßt. Was uns Menschen unmöglich war, hat Christus verwirklicht 155 ff.

Eucharistie. Ihre lichtvolle Dunkelheit ist gerade ein Beweis ihrer Göttlichkeit, schließt weder Unmöglichkeit noch Widerspruch in sich 157 ff.; läßt sich sogar mit Hilfe der modernen Wissenschaft durch Vergleiche ein wenig beleuchten 161 ff. — Worin der Schleier besteht, der Christum verhüllt 164. — Art und Weise der Gegenwart unter diesem Schleier 165 ff. — Was dem Verstande dunkel ist, ist dem Herzen klar 170 ff.

Eucharistie als Kommunion 175. — Warum haben wir ein solches himmlisches Gastmahl? 176 ff. — Die Entdeckungen der Wissenschaft über die Ernährung des Leibes geben uns Licht über diese wunderbare Seelennahrung, ebd. — Es gibt gegen die göttliche Speise keinen Einwand, welcher sich nicht gegen die leibliche Speise retorcquieren ließe 179. — Durch das Essen bekennen wir unser Nichts 180. — Wie wird die übernatürliche Speise genossen? 181. — Wie haben wir uns die Vereinigung zwischen Christus und uns zu denken? 182 ff. — Mysterium fidei, Geheimniß des Glaubens 184 ff.

Eusebius. Zeugniß für die Echtheit der Evangelien II, 9.

Eva. Ihre Erschaffung III, 168.

— Ihr Zustand vor der Sünde 181. — Welcher Mittel sich der Teufel bediente, um sie zum Falle zu bringen 227. — Ihr Fall 228.

Evangelien. Denkschriften der Apostel II, 8 u. 15. — Ihre Echtheit bezeugt durch Eusebius 9. — Origenes 10. — Tertullian 12. — Irenäus 13 ff. — Justinus 15. — Authentische Anerkennung der vier Evangelien am Anfang des 2. Jahrhunderts 18 ff. — Erste interessante Entdeckung: Die Concordanzen 18. — Zweite Entdeckung: Muratorianischer Canon 19 ff. — Dritte Entdeckung: Der evangelische Text in den Werken der Väter 23 u. 25. — Vierte Entdeckung: Die Evangelienübersetzungen am Ende des 1. Jahrhunderts 34. — Die Itala 35. — Die Peshito 38. — Harmonie der vier Evangelien 98 ff. — Sie besteht trotz mancher Divergenzen 100 ff., und Hypothesen, welche zur Erklärung derselben aufgestellt wurden, Meignan, le Hir. 102 ff. — Aus den Evangelien leuchtet die Einheit des Charakters, des Lebens und des Wortes Jesu wunderbar hervor 104 ff.

Evangelien. Den Charakter Jesu zu erfinden, wäre für die Evangelisten ein Ding der Unmöglichkeit gewesen 110. — Selbstlosigkeit der Evangelisten, ihre Verachtung jedweder Kunst; ihre Liebe und Hochachtung gegen ihren göttlichen Herrn und Meister 113 ff. — Der historische und geographische Rahmen der Evangelien 117. — Die Evangelien und die Archäologie 122. — Evangelienconcordanzen oder Harmonien. Die erste stammt von Theophilus, Bischof von Antiochien, die zweite von Tatian II, 18.

F.

Faber, Pater. Seine Lehre vom

Fegfeuer V, 224. — Ueber die große Zahl der Auserwählten 260 ff.

Falloux, Graf von. Seine Ansicht über die Zukunft der Kirche und der Gesellschaft 297.

Familie. Sie ist wie die Religion göttlich und menschlich zugleich I, 26. — Sie wurzelt im Herzen 154 ff. — Ohne Gott vermag das Herz sie jedoch nicht zu schaffen, weil die drei constitutiven Gesetze der Familie sich ohne Gott nicht erfüllen lassen 158 ff. — Das göttliche Vorbild der Familie II, 345.

Fegfeuer. Beweise seiner Existenz V, 213 ff. — Wie läßt es sich mit den Attributen Gottes in Einklang bringen? 217 ff. — Zustand der armen Seelen 221. — Ihre Schmerzen 222 ff. — Ihre Freuden 225 ff. — Erstere nehmen beständig ab, letztere beständig zu 227 ff.

Fessler, Bischof, Sekretär des vaticanischen Konzils, seine Lehre von der wahren Unfehlbarkeit IV, 87 u. 88.

Fra Angelico. Seine Gemälde in Florenz und Rom IV, 456 u. 457.

Frankreich Eine große Nation, jedoch unglücklich, weil ihr Gott fehlt. Seine herrliche Entstehung auf einem Schlachtfelde und aus einem Glaubensakte. Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes. Eigentümliche Züge, aus welchen das Angesicht Frankreichs zusammengesetzt ist. Leichtigkeit, mit welcher sich das Christenthum der französischen Nation bemächtigte. Unter dem Einflusse desselben sehen wir den französischen Geist entstehen, Frankreichs Herz sich bilden. Sein herrlicher Leib. Es hat seine hohe Mission wohl begriffen. Verschwörung aller Gottesleugner gegen Frankreich; ihre Anstrengungen, Gott aus dem Geiste der Nation zu vertreiben,

ihr Herz zu verderben, ihren Charakter zu schwächen, ja selbst ihren Leib zu vernichten. Diese Anstrengungen sind insofern erfolglos, als alles Gute und Edle in Frankreich noch vom christlichen Geiste durchdrungen ist I, 296—341.

Franz von Sales, der heilige. Seine Ansicht über die Menschwerdung vor jedem Falle III, 157 ff. — Seine Lehre von der Unfehlbarkeit IV, 69.

Freiheiten, die öffentlichen. Die gefahrlose Entfaltung derselben hat die Gesellschaft der Kirche zu verdanken. Bemerkenswerthe Aeußerung des hl. Thomas von Aquin IV, 285. — Die Preßfreiheit 288 ff. — Ihre Verurtheilung durch Pius VI., Pius VII., Gregor XVI. und Pius IX. im revolutionären Sinne IV, 333. — Die religiöse Freiheit, auch Cultus- und Gewissensfreiheit genannt 292 ff. — Ihre Verurtheilung durch Pius VII., Gregor XVI., Pius IX., ebenfalls im revolutionären Sinn 330 ff.

G.

Gebet. Eine allgemeine, ständige, offenkundige Thatfache I, 67. V, 56. — Es ist das einzige Mittel von Gott Hilfe zu erlangen, ebd. — Gott selbst wird durch das Gebet besiegt 58. — Zwei Einwürfe: a) Gott ist zu groß, um auf unser Gebet zu hören; b) das Gebet erniedrigt den Menschen 59 ff. — Größe und Erhabenheit des Gebetes 64 ff. — Das individuelle Gebet, Mißbehagen jener, welche das Gebet unterlassen 67. — Das Familiengebet, sein Segen 68 ff. — Das Nationalgebet. Es hat in Frankreich aufgehört, daher das Elend 71. — Am höchsten steht das Gebet der Kirche. Seine Erhabenheit, seine Macht 73 ff.

Gebet, das, für die Verstorbenen. Seine Schönheit, seine Wirksamkeit V, 220.

Gegenwart, die wirkliche. Ein Grundgesetz der Religion. Sie begann mit der Schöpfung, wurde durch die Menschwerdung, freilich in ungenügender Weise, verwirklicht; durch das allerh. Altarssakrament vervollkommenet und vollendet. Unausprechliche Schönheit dieses Geheimnisses (siehe Eucharistie) IV, 355 ff.

Geist, der hl. Die dritte Person in der Gottheit, seine Beziehungen zum Vater und zum Sohne III, 80. — Er ist die Seele der Kirche IV, 37.

Geist, menschlicher. Wie die Kirche dessen Gesetze berücksichtigt V, 14 ff.

Georges Sand. Frühzeitige Verderbtheit der Jugend I, 144 ff.

Gerbet. Seine beiden Schriften über die Buße und über die allerh. Eucharistie I, 30.

Gericht, das letzte. Schilderung, welche Jesus von demselben entwirft II, 410 ff. — Seine Nothwendigkeit und Ausdehnung V, 269 ff.

Gesellschaft. Sie beruht wesentlich auf Gott. Zeugnisse Platos, Pindars, Xenophons I, 199 ff. — Das Opfer ist die Grundlage jedweden sozialen Lebens und Gott das alleinige Prinzip des Opfers 202. — Thorheit des 18. Jahrhunderts, an die Stelle der Religion die Lehre vom Sonderinteresse setzen zu wollen 202. — Einen ebenso ungenügenden Ersatz bietet die Ehre 207 ff.

Gesellschaft, die moderne. Alles Gute an ihr ist eine Frucht des Evangeliums IV, 280 ff. — Nur Thoren können von einem Konflikt zwischen ihr und der Kirche reden 276 ff u. 282 ff. — In welchem Sinne die öffentlichen Freiheiten lobenswerth erscheinen 285 ff. —

Leider stoßen wir auf einen wunden Fleck, er ließe sich indeß unschwer heilen 295 ff. — Die gefährlichste Feindin der modernen Gesellschaft ist die Revolution 299 ff. — Wem wird die moderne Gesellschaft angehören: der Kirche, welche sie geschaffen hat, oder der Revolution, welche sie unablässig bedroht? 324. — Die Päpste haben die Revolution, niemals jedoch die moderne Gesellschaft verurtheilt. Sie haben mit letzterer sogar feierlich unterhandelt und den Eid auf deren Verfassungen ausdrücklich gestattet 327 ff. — Ihr Streben geht dahin, die moderne Gesellschaft lebensfähig zu machen; sie allein werden dieselbe zur Reife zu führen im Stande sein 348 ff. — Andererseits wird aber auch die Kirche aus der modernen Gesellschaft bedeutende Vortheile ziehen 352.

Gesetze, die unwandelbaren, der Natur. Ihr wahrer Charakter. Sie stehen dem Eingreifen Gottes in die Dinge der Welt nicht im Wege I, 282 ff. — Ihre Unwandelbarkeit bildet ebenso wenig ein Hinderniß für die Wirksamkeit des Gebetes V, 59 ff.

Gestirne. Ihre Zahl I, 258. — Ihr Gewicht 260. — Ihre Bewegungsgesetze 261. — Ihre Bewohner III, 109 ff.

Gethjemane. Todeskampf Jesu II, 432 ff.

Gewalt, die väterliche. Sie erfährt gegenwärtig eine Umgestaltung, leider zugleich auch eine Minderung I, 169 ff.

Ghirlandajo. Seine Gemälde zu Florenz und Rom IV, 457 ff.

Glaube, der. Die drei Reiche: das Reich der Natur, das Reich der Vernunft, das Reich der Gnade; einem jeden entspricht ein besonderes Auge V, 4. — Der Glaube ist das übernatürliche Organ, welches uns befähigt, in jenes dritte Reich einzudringen 5.

— Warum hat uns Gott letzteres geoffenbart? 6. — Wie vermag der Glaube die Dunkelheiten desselben zu durchdringen 8. — Um uns an den übernatürlichen Glauben zu gewöhnen, hat Gott aus dem natürlichen die Grundlage jedweden Lebens gemacht 9. — Definition des übernatürlichen Glaubens; wodurch unterscheidet er sich von dem natürlichen? 10. — Harmonie zwischen Vernunft und Glauben; sie unterstützen einander 12. — Ihr hierarchisches Verhältniß 13. — Der Glaube unterdrückt keineswegs den menschlichen Geist; er achtet dessen Freiheit 15 ff. — Würde 17. — Fortschritt 19 in jeder Hinsicht; nur in ihm und durch ihn gelangt die Seele zum Frieden 21. — Nie hat die Kirche die Vernunft dem Glauben geopfert, noch umgekehrt den Glauben der Vernunft 22.

Glaube, der. Seine Pflege. Der Glaube ist nicht nur ein Akt der Vernunft, er ist nicht minder ein Akt des Herzens V, 24. — Er besteht aus zwei Elementen: Vertrauen, 25, und Hingabe 26. — Er vermag nur in demüthigen und reinen Herzen zu gedeihen 28. — Wir verlieren ihn nur durch unsere Schuld 29, und finden ihn wieder, sobald wir ernstlich wollen 30 u. 31. — Wie erhehend ist der Glaube des genialen Mannes 32; noch erhebender der Glaube des Armen (Köhlerglaube) 33, 35. — Durch den Glauben wird die Seele gestählt 35 ff. — Die Opfer, welche der Glaube erfordert, finden ihren überreichen Lohn 37 ff. — Göttliche Genesis des Glaubens 41 ff.

Glaubensbekenntniß, das apostolische. Siehe Credo.

Glaubenshinterlage IV, 40 ff. — Ihre Quellen: Schrift und Tra-

dition 44 ff. — Ihre Entwicklung der Kirche anvertraut 106 ff.

Gleichnisse Jesu; ihre Schönheit II, 254. — Matthäus hat uns deren sieben erhalten, welche sämmtlich in Galiläa gesprochen wurden 255 ff. — Den letzten Lebenstagen Jesu gehören an: das Gleichniß von den zwei Söhnen 396; von den Winzern 397; von den klugen und thörichten Jungfrauen 409.

Goethe. Seine Gefühle hinsichtlich der Gottheit Christi II, 498.

Gott hat dem neunzehnten Jahrhundert gefehlt I, 2. — Seine wahre Natur 75 ff. — Seine Eigenschaften mit Beziehung auf die menschliche Natur 99 ff.

Griechen wünschen den Heiland zu sehen; Sinn dieses Besuches II, 390.

G.

Heiligkeit. Sie hat die Ehrenhaftigkeit zur Voraussetzung V, 55 ff.

— Worin sie besteht IV, 183. —

Ihre höchste Stufe 184. — Nur die katholische Kirche bringt Heilige hervor 185. — Wo sind die Heiligen 186. — Frankreich hat ihrer eine große Anzahl aufzuweisen I, 306 ff.

Herd, der häusliche. Was er nach den Absichten Gottes sein sollte. Was die Irreligion aus ihm gemacht hat I, 130 ff.

Herodes I. Sein Verhalten gegen die Weisen. Er läßt die unschuldigen Kinder ermorden. Sein Charakterbild. Sein Tod II, 156 ff.

Herodes II. Er läßt Johannes den Täufer gefangen nehmen II, 241. — Enthauptung Johannes des Täufers 245 ff. — Herodes wird von den Pharisäern angerufen, die sich des Heilandes entledigen wollen; er wünscht Jesus persönlich kennen zu lernen; Jesus geht nicht in die Falle 295 ff. —

Pilatus schickt Jesus zu Herodes, welcher den Heiland verspottet 445 ff.

Herodianer. Sie legen dem Heiland Fallstricke II, 398.

Himmel. Die Wohnstätte der Auserwählten 104 ff. (siehe Paradies).

Hölle. Philosophische und Vernunftgründe. Ueberlieferungen aller Völker. Offenbarung. Existenz und Beschaffenheit des Höllenfeuers. Einwände gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen V, 229 ff.

I. (i)

Ideal, das, der menschlichen Gesellschaft IV, 328.

Inspiration. Was man darunter versteht IV, 44 ff. — Durch sie entstand das depositum fidei 47.

— Die Periode der Inspiration umfaßt 4000 Jahre und schließt mit der Apokalypse, ebd. — Von da ab beginnt die Periode der Assistenz oder des Beistandes 51 (siehe Beistand).

Irenäus. Seine Ansicht über die Echtheit der Evangelien II, 13.

Irreligion. Ihre Entstehung, ihre Allgemeinheit. Sie ist Frankreich eigenthümlich I, 125 ff. — Betrübendes Schauspiel der Irreligion im 19. Jahrhundert. — Sein erster Akt 130 ff. — Sein zweiter Akt 136 ff. — Sein dritter Akt 139 ff. — Wohin führt die Irreligion a) die gewöhnlichen, b) die auserlesenen Seelen? 141 ff. — Zeugniß Jouffroy's, Gerard's von Nerval, Schörers 148 ff.

Itala, die alte, Vetus Italica. Ihr Alter, ihr Charakter II, 35.

I. (i)

Jakobus der ältere. Sein Charakterbild II, 266.

Jakobus der jüngere 271.

Jerusalem. Charakter jener von Christus zur Verkündigung seiner

Gotttheit aufersehenen Stadt II, 322 ff. — Christus weint über sie 388.

Jesus Christus. Sein Leben nach den 4 Evangelisten II, 98 ff. — Seine wunderbare Empfängniß 127 ff. — Marias Besuch bei Elisabeth 129 ff. — Die Geburt Johannes des Täuflers 134. — Die Geburt Jesu 143 ff. — Anbetung der Hirten 149 ff. — Die Beschneidung 151. — Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande; der wunderbare Stern 152 ff. — Flucht nach Aegypten; Ermordung der unschuldigen Kinder; Rückkehr nach Nazareth 158 ff. — Jesus als Knabe und als Jüngling 161 ff. — Tod des heil. Joseph 164. — Auftreten Johannes des Täuflers 169. — Seine Lehren 170 ff. — Die Taufe Jesu 173. — Vierzigstägiges Fasten und Versuchung Jesu, ebd. ff. — Zeugniß Johannes des Täuflers von der Ankunft des Messias 176 ff. — Die ersten Jünger Jesu 181 ff. — Die Hochzeit zu Kana 185 ff. — Beginn des öffentlichen Lehramtes Jesu 189. — Erste offizielle Berufung der Jünger 191 f. — Heilung des Besessenen zu Kapernaum 193. — H. der Schwiegermutter des Petrus 194. — Die Bergpredigt 202 ff. — Reise nach Jerusalem 213. — Reinigung des Tempels 214 f. — Unterredung mit Nikodemus 216 ff. — Zusammentreffen mit Maria Magdalena 220 ff. — Unterredung mit der Samariterin 227 ff. — Rückkehr nach Galiläa; zahlreiche Wunder; Begeisterung des Volkes; Bild des dreißigjährigen Jesus; Johannes der Täufer sendet zwei seiner Jünger zu ihm 230 ff. — Verhaftung Johannes des Täuflers; Gründe derselben 240 ff. — Jesus preist seinen Vorläufer 244 ff. — Enthauptung Johannes des Täuflers 246. — Jesus be-

ginnt mit der Darstellung des Reiches Gottes 248. — Reise in das Land der Gerasener 259. — Jesus gebietet dem Meere 260. — Wahl der zwölf Apostel; ihre Charakterbilder 265 ff. — Ihre Erziehung und Sendung 273 ff. — Zweite Reise Jesu nach Jerusalem; er verkündet daselbst seine Gotttheit 279 ff. — Rückkehr nach Galiläa 284 ff. — Wahl der zweiundsiebzig Jünger 287. — Erste Anschläge der Pharisäer. Sie suchen Herodes für sich zu gewinnen 290 ff. — Letzterer wünscht Jesum persönlich kennen zu lernen 296. — Jesus zieht sich jedoch in die Wüste zurück 297. — Die Menge folgt ihm nach; Jesus speist sie mit fünf Broden und zwei Fischen 297 ff. — Verheißung des allerbh. Altarsakramentes 302 ff. — Jesus unternimmt abermals eine Reise, um den Nachstellungen Herodes und der Pharisäer zu entgehen 307 ff. — Der Primat des Petrus 313 ff. — Die Verklärung auf dem Berge Thabor 317 ff. — Endgiltiger Abschied von Galiläa. Jesus begibt sich auf Umwegen nach Jerusalem, indem er den Einwohnern von Südgalliläa das Evangelium verkündet. Letzte Unterweisungen über das Reich Gottes 321 ff. — Ankunft in Jerusalem zum Laubhüttenfeste; Jesus bekräftigt daselbst abermals und mit besonderem Nachdruck seine Gotttheit. Erster Versuch, Hand an ihn zu legen 351 ff. — Aufenthalt in Peräa. Auferweckung des Lazarus. Ein Verhaftungsbefehl wird gegen Jesus erlassen 372 ff. — Rückkehr Jesu nach Jerusalem zum Osterfeste; Gastmahl zu Bethanien; Jesus zieht triumphirend in Jerusalem ein 383 ff. — Verschwörung der Feinde Jesu 393 ff. — Das letzte Abendmahl; Einsetzung des allerbh. Altarsakra-

menten. Abschied Jesu von seinen Jüngern 412 ff. — Verurtheilung Jesu 432 ff. — Sein Tod 451. — Seine Auferstehung. Jesus erscheint seinen Jüngern und seinen Freunden. Die Himmelfahrt Jesu 463 ff.

Jesus Christus. Seine Gottheit. Es gibt zwei Methoden, dieselbe zu erkennen; worin die zweite besteht; warum wir sie vorziehen II, 481. — Physiognomie des Heilandes; Erhabenheit, Tiefe, Fruchtbarkeit seines Geistes 482 ff. — Adel und Reinheit seines Herzens 486. — Sein Starkmuth 489. — Seine sittliche Vollkommenheit 491. — Ummfassendheit seiner Person 492. — seiner Thätigkeit 494 ff. — Seine Lehre 496 ff. — Seine Wunder 500 ff. — Seine vollkommene Heiligkeit 508 ff. — Seine Aussprüche und Erklärungen hinsichtlich seiner selbst; er nennt sich selbst Gott 514 ff. — Er legt sich Titel bei, beansprucht Huldigungen, die nur Gott zukommen, verlangt eine Liebe, welche nur Gott gebührt 522 ff. — Er prophezeit, daß ihn einige hassen werden, wie sie Gott hassen 525 und 531 ff. — Verwerfen wir die Gottheit Christi, dann können wir weder irgend etwas glauben noch erklären 548 ff.

Jesus Christus das Alpha und das Omega, das erste und das letzte Wort aller Dinge. (Siehe Das fleischgewordene Wort.)

Johannes, der hl. Evangelist. Zweck seines Evangeliums II, 84. — Unter welchen Umständen es verfaßt wurde 85. — Johannes hat das vierte Evangelium unzweifelhaft verfaßt; innere und äußere Beweise hierfür 86 ff. — Plan, Einheit und Schönheit desselben 90 ff.

Johannes der Täufer. Seine wunderbare Geburt II, 134. — Seine Predigt 169 ff. — Genauer Zeit-

punkt seines Auftretens, ebd. — Die Taufe Jesu 173. — Johannes erklärt den Abgesandten des Synedrums gegenüber, der Messias sei bereits gekommen 176. — Bezeichnet ihn als den Sohn Gottes 177 u. 178. — Die Verhaftung Johannes des Täufers 241. — Er sendet zwei seiner Jünger zu Jesus 242. — Herrliches Lob, welches ihm vom Heilande gespendet wird 244. — Sein Tod und sein Charakterbild 246.

Judas. Sein Charakterbild II, 272. — Er verkauft den Heiland um 30 Silberlinge 387. — Er erhängt sich 441 u. 442.

Judenvolt, daß. Es war dazu bestimmt, die Welt auf die Ankunft des Erlösers vorzubereiten. Seine Zerstreuung nach allen Richtungen hin. Geographische Lage des Judenlandes III, 405 ff.

Jungfräulichkeit. Ihre Schönheit II, 346.

Justinus. Aus seiner Art und Weise die Evangelien zu zitieren geht hervor, daß er sie alle vier in Händen hatte II, 15.

K.

Karl der Große. Seine Krönung zum Kaiser IV, 446. — Seine Thätigkeit für Verschönerung der Basilika von St. Peter 447.

Katakomben. Die Wandgemälde daselbst; ihr künstlerischer Werth III, 30 ff. — Ihre dogmatische Bedeutung 34. — Glaube an den einen dreieinigen Gott, an die Schöpfung, an den Sündenfall, an die Erlösung durch Jesus Christus, den Sohn Gottes, an die stete Jungfräulichkeit Mariä, an die hl. katholische Kirche, an den Nachlaß der Sünden, an das allerheil. Altarsakrament, an die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben 36 ff.

Katakomben. Finden wir in denselben Beichtstühle? V, 101 ff.

Katakomben. Nachgrabungen der Päpste in denselben IV, 439.

Katharina von Genua, die heilige. Deren Anschauung über das Fegfeuer V, 226 ff.

Kathedra (Lehrstuhl) des hl. Petrus IV, 451.

Kepler. Seine Berechnungen über den Stern der Weisen II, 154.

Keuschheit. Ihre erhabene Schönheit II, 346. — Sie ist dem Priester nothwendig wegen des Beichtgeheimnisses V, 135.

Kirche. Ihr Ursprung IV, 7 ff. — Ihr Plan und ihre Einrichtung 13. — Die göttlichen und unverlierbaren Gewalten ihrer Hierarchie 14 ff. — Ihr stetig sich entfaltendes Leben 17 ff.

Kirche. Die Regierung der katholischen Kirche IV, 21 ff. — Sie besteht aus drei Elementen 26 ff. — Festigkeit und Unwandelbarkeit dieser Einrichtung 31 ff. — Unverlierbare Rechte und Befugnisse, welche Christus seiner Kirche verliehen hat 34 ff.

Kirche. Ihre Gründung 36. — Verheißung des heil. Geistes, ebd. — Sendung des heil. Geistes 38. — Er ist die Ursache ihrer Unüberwindlichkeit 39.

Kirche. Ihr Leben; Gesetze, nach welchen sich dasselbe vollzieht 112 ff. — Ihre Katholizität 117. — Ihre Einheit, ebd. — Ihre Heiligkeit 118. — Ihre göttliche Unwandelbarkeit im Sein, im Wicht, in der Liebe 121 ff. — Das größte Wunder ist, daß diese dreifache Unwandelbarkeit auf einem einzigen Menschen beruht 133.

Kirche. Ihr göttlicher Fortschritt 1. hinsichtlich des Seins 135 ff. — Derselbe wurde leider durch den Protestantismus gehemmt 150; 2. hinsichtlich des Lichtes 156 ff.; 3. hinsichtlich der Liebe 176 ff.

Kirche. Ihre göttliche Seele. Worin dieselbe besteht 188. — Wo sie ihren Sitz hat 190. — Wie sie überall hervorleuchtet 191 ff. — Das Selbstbewußtsein der Kirche 194. — Ihr Verhalten und ihre Handlungsweise 195. — Ihr Herz 197 ff. — Ihr Leib, dessen Schönheit die Fehler ihrer Kinder verschleiern, niemals jedoch zerstören können 200 ff. — Die Schmerzen und Verfolgungen, welche sie beständig zu erdulden hat, sind der deutlichste Beweis für die beständige Gegenwart Christi in ihr 203 ff.

Kirche Frankreichs. Ihr Glaube an die Unfehlbarkeit 73.

Kirchen Roms. Ihre große Zahl 442.

Klassen, die Armen. Ihr unheilbares Elend I, 224 ff. — Es wird, seit Gott vertrieben wurde, nicht mehr verstanden 227. — Der Schmerz des Armen verwandelt sich in Haß 228. — Nutzlosigkeit der vorgeschlagenen Heilmittel, ebd. ff.

Könige, die hl. drei II, 152 ff.

Krisis, moralische, geistige und religiöse des 19. Jahrhunderts I, 15 ff.

I.

Lacordaire. Seine Conferenzen in Notre Dame I, 30. — Seine Anschauungen über die Zukunft der Gesellschaft und der Kirche V, 296.

Lamartine. Sein Zeugniß über die Gefahren, welche den Kindern in der Schule drohen I, 132.

Lamenais. Seine Ansicht über die Schönheit der Evangelien II, 105.

Lazarus. Seine Auferweckung II, 374 ff. — Schönheit des evangelischen Berichtes 377 ff. — Folgen dieses Wunders 380 ff.

Leben, das übernatürliche. Seine Möglichkeit von Seite Gottes und

- von Seite des Menschen III, 303 ff. — Es wurde durch Christus der Welt eingeslößt 428. — Worin es besteht 429 ff. — Wunderbarkeit desselben 431 ff. — Wie es sich auf dem natürlichen aufbaut ebd. ff.
- De Hir. Seine Arbeiten über die syrische Ausgabe der Evangelien II, 40. — Seine Hypothese behufs Erklärung der Aehnlichkeiten und Divergenzen der vier Evangelien 103.
- Leibnitz. Sein Zeugniß über die Harmonie zwischen Kirche und Wissenschaft V, 287.
- Leo XIII. Seine Lehre über die Entwicklung der Dogmen IV, 164. — Sein wichtiger Ausspruch über Prop. 80 des Syllabus 347.
- De Play. Seine Ansicht über die Nothwendigkeit des göttlichen Eingreifens in die Dinge der Welt I, 281; über den Grundsatz der Engländer, daß die Religion das Fundament der Gesellschaft bildet 290.
- Lessing. Seine merkwürdige und durchaus katholische Anschauung über die Glaubensregel IV, 49.
- Liebe. Durch sie wird die Familie geschaffen I, 154. — Stufenleiter in der Liebe 155 ff.
- Liebe der Kirche zu Jesus, Entfaltung und Fortschritt derselben IV, 198.
- Liguori, der hl. Alphons von. Seine Ansicht über die päpstliche Unfehlbarkeit IV, 74.
- Vinderung der Höllestrafen, was davon zu halten ist V, 246 ff.
- Lucas, der heil. Evangelist II, 72 ff.
- Ludwig IX., der heilige. Ein Muster der Ehrenhaftigkeit und der Heiligkeit V, 44.
- Luther. Seine Auflehnung. Grundprinzipien seiner Reformation. Seine traurigen Enttäuschungen IV, 209 ff.

M.

- Macaulay. Seine Prophezeiung über die Zukunft der Kirche I, 7.
- Mai, Cardinal. Seine Ausgabe der alten Itala II, 35.
- Maistre, de. Seine Anschauungen 1. über die Zukunft der Gesellschaft I, 15; 2. über die für unser Jahrhundert passende apologetische Methode 28.
- Malebranche. Sein großer Geist; seine Ansichten über die Schöpfung und über die Menschwerdung III, 189 ff.
- Marcus, der heil. Evangelist. Sein Evangelium. Zeit der Entstehung und Charakter desselben II, 59 ff.
- Maria, die Mutter Gottes. Ihre Abstammung; ihre Verkündigung; ihre wunderbare Mutterschaft; ihr Besuch bei Elisabeth; ihr Lobgesang (Magnificat); die Geburt Jesu; Simons Prophezeiung von dem siebenfachen Schwerte II, 126 ff. — Christus wirkt zu Kana sein erstes Wunder auf Marias Fürbitte hin 185 ff. — Ihr Schmerz am Fuße des Kreuzes. Jesus gibt sie uns als Mutter 459.
- Maria Magdalena. Ihr erstes Zusammentreffen mit Jesus zu Bethanien II, 220 ff. — Ihr Verhalten bei der Auferweckung des Lazarus 379. — Zweite Salbung Jesu durch sie 385. — Maria Magdalena am Fuße des Kreuzes und am Grabe 459 u. 466 ff.
- Matthäus. Sein Evangelium II, 49 ff. — Seine Berufung 197. — Sein Charakterbild 269.
- Meignan, Mgr. Seine Hypothese behufs Erklärung der Aehnlichkeiten und Abweichungen der vier Evangelien II, 103.
- Mensch. Seine wahre Natur. Er ist für das Unendliche geschaffen. Sein Verstand, sein Herz, seine Einbildungskraft, sein Leib, alles

strebt nach dem Unendlichen. Wunderbare Uebereinstimmung zwischen der Natur des Menschen und dem Gedanken, welchen wir uns von Gott bilden I, 49 ff.

Mensch. Trotz aller Entdeckungen der Wissenschaft bleibt er ein armseliges Wesen I, 96 ff. — Alles geht bei ihm auf die Liebe hinaus, deren Endziel Gott ist 121 ff. — Der Mensch ist das jüngste unter den Geschöpfen, er bildet den Schlußstein in der Schöpfung III, 149 ff. (Sieh Erschaffung des Menschen.)

Menschwerdung. Die Idee der Menschwerdung. Ihre Schönheit; ihre Harmonie mit der menschlichen Natur, mit der Natur Gottes. Jesus Christus ist das Ergebniß der Liebe Gottes zum Menschen und der Liebe des Menschen zu Gott III, 250 ff. — Ihre Möglichkeit. Ihr Vergleich mit der Vereinigung von Leib und Seele im Menschen. Was gegen die Möglichkeit der Menschwerdung gesagt wird, läßt sich gegen die Vereinigung von Leib und Seele im Menschen retorquieren III, 266 ff. — Schönheit der Ausführung. Wie großartig ist die Menschwerdung des ewigen Wortes, welches sich weder durch das Elend der gefallenen Natur, noch durch die Demüthigungen aller Art, ja nicht einmal durch die Schmerzen des Todes abschrecken ließ! Durch seine Erniedrigung hat es den Menschen erhöht und hiezu hat es sich des erniedrigten und verderbten Fleisches bedient. Letzteres wurde durch seine Vereinigung mit dem Sohne Gottes eine Quelle des Lichtes, der Reinheit, der Liebe, der Kraft, der Vergöttlichung III, 284 ff. — Viele Theologen sind der Ansicht, daß ewige Wort würde auch ohne die Sünde Adams Mensch geworden

sein. Fehler, in welche Malebranche verfiel III, 186 ff.

Methoden, die innere und die äußere. Vergleichung ihres gegenseitigen Werthes I, 30 ff.

Michelangelo. Seine Wandgemälde in der Sixtina IV, 460 ff.

Mittel, zur Wahrheit zu gelangen I, 450 ff.

Montalembert, Graf von. Frühzeitige Verderbtheit der Jugend I, 141.

Murator. Seine Entdeckung des Verzeichnisses der im 2. Jahrhundert von der Kirche anerkannten canonischen Bücher II, 19.

Musset, Alfred de. Sein Zeugniß über die Verderbtheit der Jugend I, 141. — Gebet, welches ihm der Anblick eines Crucifixes entlockt I, 424.

N.

Napoleon. Seine Ansicht über Christus II, 496; über die Höllenstrafen V, 248.

Natur. Wie die Religion ist sie zugleich göttlich und menschlich I, 25.

Nerval, Gerard de. Sein Zeugniß über die Verheerungen der Irreligion in den Seelen I, 148.

Newman, Cardinal. Sein Ausspruch über den Streit hinsichtlich der Menschwerdung IV, 192 u. 193; über den wahren Sinn des Sylabus 341 ff.

Nicolas, August. Seine herrlichen philosophischen Studien I, 30.

Nicolaus, Kaiser von Rußland. Seine Unterredung mit Gregor XVI. IV, 403.

O.

Offenbarung, die letzte V, 189 ff. Offenbarung, die ursprüngliche. Ihr Inhalt I, 343 ff.

Ordensgenossenschaften. Ihre Beschaffenheit, ihre Zahl; wie sie gerade zu der von Gott festgesetzten Stunde erscheinen IV, 181 ff.

Origenes. Seine Lehre über die Echtheit der Evangelien II, 10 ff.

Ozanam. Sein Ausspruch über die Opfer des Ehestandes I, 162. — Seine Ansicht über die Zukunft der Kirche und der Gesellschaft V, 297.

P.

Papias. Seine Ansicht über den Ursprung des Markusevangeliums II, 60.

Papst. Was er ist IV, 24 ff.

Papst. Seine Unfehlbarkeit. Beweise derselben: 1. die Worte Jesu Christi; 2. das Bewußtsein des Papstthums sowohl als der Kirche; 3. das Zeugniß der Väter; 4. die Definitionen der Kirche, welche die Unfehlbarkeit in sich schließen IV, 57 ff. — Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Konzil zu Trient hätte manches Unheil verhütet 71. — Das vatikanische Konzil 76 ff. — Wortlaut der Definition; er schließt jedes Mißverständnis aus 79 ff. — Gegenstand der Unfehlbarkeit 84 ff. — Ihre Quelle 89 ff. — Richtige Einwände. Segensreiche Folgen der Definition 92 ff. — Von der Pietät gegen den Papst. Von der Gegenwart Christi durch das allerbh. Sakrament des Altars; durch den Papst. Wie jene beiden Arten der Gegenwart einander ergänzen. Die beiden Schleier. Von der wunderbaren Einheit zwischen Christus und dem Papste. Von den Gefühlen, welche wir in Gegenwart des Papstes empfinden. Daß die Andacht zum Allerheiligsten und die Pietät gegen den Papst Hand in Hand gehen. Der Papst und die Kirche. Der heil.

Vater. Wie der Papst als Fundament und Mittelpunkt der Kirche eingesetzt wurde. Daß es für ihn nichts Leichtes ist, das Fundament und den Mittelpunkt der Kirche zu bilden. Die blutige Dynastie. Beatitudo vestra. Weitere und höhere Bedingung, welche der Papst als Oberhaupt der Kirche erfüllen muß. Der Papst, die beständige Triebfeder der Katholizität der Kirche. Der Papst Förderer und Ordner der Heiligkeit der Kirche. Von unseren Pflichten gegen den Papst als Oberhaupt der Kirche IV, 354—428.

Papstthum. Worte, durch welche es geschaffen wurde IV, 22 ff.

Paradies. Beweise für sein Dasein V, 195. — Wo ist es? 196 ff. — Seine Schönheit 200. — Wann werden die Seelen in dasselbe gelangen? ebd. — Worin das paradiesische Glück besteht 203. — In welchem Zustande sich die Seele mit dem Leibe wiederum vereinigen wird 204. — Gibt es im Paradies Langeweile? 206. — Die gegenseitigen Beziehungen der Auserwählten 208. — Der Besitz Gottes 210.

Paradies, das irdische. Bedeutung des paradiesischen Baumes III, 224.

Parker. Seine Ansicht über den Charakter Jesu Christi II, 541.

Parlamente. Was in christlicher Hinsicht von ihnen zu halten ist IV, 350 u. 351.

Paulus, der hl. Apostel. Seine herrliche Lehre über die Kraft, welche der Glaube den Seelen verleiht V, 35 f.; über das fleischgewordene Wort III, 383 ff.

Perrenye. Ausspruch über die Gesetze der Ehe I, 158 u. 159.

Perrone, Vater. Seine Lehre über das Fegfeuer V, 224.

Perugino. Seine Gemälde in Perugia und Rom IV, 457.

Peschito. Ihr Alter, ihr Charakter, ihr ursprünglicher Text. Arbeiten De Hirs über diese syrische Uebersetzung der Evangelien II, 38 ff.

Peterskirche, die, in Rom IV, 444 ff.

Petrus, der hl. Apostelfürst. Seine Berufung II, 182. — Sein Charakterbild 265. — Sein Primat 313 ff. — Sein Benehmen bei der Fußwaschung 417. — Christus prophezeit ihm seinen Fall 422. — Sein Benehmen bei der Gefangennahme des Heilandes 435. — Seine dreimalige Verläugnung und Buße 438 ff. — Er wird zum Oberhaupte der Kirche ernannt 476 f.

Pharisäer. Ihr Charakter II, 327 ff. — Siebenfacher Fluch Jesu über sie 402 ff.

Philippus, der hl. Apostel. Sein Charakterbild II, 268.

Pilatus, Landpfleger von Judäa. Sein erstes Auftreten zu Jerusalem II, 168. — Sein Charakterbild 442. — Seine Schwäche und sein Verbrechen 446 ff.

Pindar. Sein Ausspruch über die Unmöglichkeit, eine Gesellschaft ohne Gott zu retten I, 200.

Pinturichio. Seine Gemälde in Siena und in Rom IV, 458.

Pius IX. Seine Lehre über die Entwicklung in der Bulle Ineffabilis IV, 163. — Die von ihm eingesetzte Kommission behufs Feststellung der Bedingungen, unter welchen eine Lehre als *de fide* definiert werden kann 164.

Plan unseres Werkes. Mit Leichtigkeit vermag es einer mannhaften Seele, einem unbefangenen Geiste, einem redlichen Gewissen zum Vollbesitz der Wahrheit zu verhelfen I, 40.

Plato. Seine Aussprüche über die Unmöglichkeit, eine Gesellschaft ohne Gott zu retten I, 200; über

die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses V, 110; über die Nothwendigkeit einer ewigen Höllenstrafe 233.

De Blay. Seine vortreffliche Lehre über die falschen Grundsätze d. J. 1789, Ursache unserer Revolutionen, insbesondere über die Verkennung des Dogmas von der Erbsünde III, 213 ff.

Pressy, Msgr. de, Bischof von Boulogne. Seine Ansicht über die Vinderung der Höllenstrafen V, 248.

Prevost-Paradol. Seine Theorie von der Ehre als letztes Erhaltungsmittel der heruntergekommenen Gesellschaft I, 205 u. 210 f.

Priester. Er darf kein Parteimann sein I, 12. — Was der Priester ist IV, 29.

Priesterthum, das, Aarons. Wie tief es zu Christi Zeit gesunken war II, 325.

Priesterthum, das katholische. Durch welche Worte es geschaffen wurde IV, 28.

Priesterthum, das heidnische. Seine Unfähigkeit, die Menschen Wahrheit und Tugend zu lehren III, 419 f.

Propheten. Welcher Plan der Sendung derselben zu Grunde lag I, 350. — Sie schildern den ersetzten Heiland mit glühenden Farben III, 392.

Protestantismus. Sein Ursprung. Das Prinzip der freien Forschung. Unhaltbarkeit desselben. Es war für den Protestantismus verhängnißvoll. Ausspruch Bossuets. Um dem Untergang zu entrinnen katholisirt der Protestantismus: er ruft den weltlichen Arm an. Seine Haltlosigkeit auf moralischem Gebiete. Die tröstlichsten Dogmen werden von ihm über Bord geworfen oder entstellt. Das sogenannte Wiederaufwachen beschleunigt nur seinen Untergang.

Er führt zum Illuminatismus, zum Rationalismus oder zum Katholizismus. Er geht unter. Bossuet hat sich nur hinsichtlich des Zeitpunktes geirrt. Politischer und sozialer Zustand des Protestantismus IV, 208—276.

Proudhon. Seine Ansicht über die Zukunft der Kirche und der Gesellschaft V, 298 ff.

R.

Ranke. Seine Ansicht über die Zukunft der Religion I, 16.

Raphael. Seine Verklärung III, 329. — Seine Gemälde im Vatikan IV, 459 ff.

Ravignan, Pater von. Sein herrlicher Ausspruch über die allerb. Dreifaltigkeit III, 94 ff.

Reiche. Die vier großen Weltreiche, deren Aufgabe es war, die Welt in politischer Hinsicht auf die Ankunft des Messias vorzubereiten III, 408 ff.

Reisen Jesu nach Jerusalem. Wie wichtig es ist, deren Zahl und Daten genau festzustellen II, 231.

Religion. Die Schatten, welche ihre Stirne noch verdunkeln konnten, schwinden I, 11. — Sie ist göttlich und menschlich zugleich 34. — Sie ist der lebendige Verkehr zwischen dem Menschen und Gott, zwischen Gott und dem Menschen 53 und 103 ff.; der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere 69. — Sie wächst mit der Tugend, mit dem Schmerz, mit der Annäherung des Todes 71. — Unterschied zwischen Religion und Philosophie 109. — Die konstitutiven Elemente der Religion 111. — Sie gipfelt in der Liebe des Menschen zu Gott, Gottes zum Menschen, und hierin liegt ihre Unzerstörbarkeit 121 ff.

Religion. Ihre Entstehung und ihre ursprüngliche Gestalt. Ihre all-

mähliche Entwicklung. Das erhebende Schauspiel der Vereinigung zwischen Gott und dem Menschen beginnt mit dem Wort. Sie findet ihre Fortsetzung in der wirklichen Gegenwart, ihre Vollendung im allerb. Altarssakrament, wird jedoch erst im Himmel vollkommen sein. Drei unsterbliche Begleiterinnen werden sie stets vor dem Untergang bewahren I, 342—346.

Religionen I, 365.

Reliquien IV, 439 f.

Renan. Seine Geständnisse hinsichtlich der Gottheit Christi II, 499 u. 542.

Reue. Sie weist die Beichte nicht zurück, sehnt sich im Gegentheil nach ihr V, 107.

Revolution. Die Revolution ist nicht die moderne Gesellschaft, vielmehr ein Krebschaden für dieselbe. Ihre verkehrten Ansichten über das Wesen des Menschen und der Gesellschaft. Sie sind positiv häretisch, unausbleibliche Folgen der revolutionären Ansichten. Antireligiöser Charakter der Revolution. Nur die Kirche wird sie zu besiegen im Stande sein IV, 299—316.

Rom. Wie die Pietät der Katholiken Rom dem Papste geschenkt hat. Charakter der ewigen Stadt. Was die Pietät der Katholiken aus ihr gemacht hat IV, 433 ff. — Leider ist Rom nicht mehr die Wohnung des Papstes, sondern sein Kerker. Welche Pflichten für die Katholiken hieraus erwachsen 469.

Royer-Collard. Verderbniß der modernen Gesellschaft I, 135.

S.

Saduzäer. Was sie waren II, 329. — Fallstricke, welche sie dem Heilande legen, und herrliche Antwort Jesu 399.

Sainte-Beuve. Frühzeitige Verderbtheit der Jugend I, 144.

Schmerz. Eine Folge der Sünde III, 242 ff. — Seine göttliche Behandlung I, 367 ff.

Schöpfung. Sie ist etwas tief Geheimnißvolles. Was heißt erschaffen? Die Verwerfung des Dogmas von der Schöpfung führt zum Materialismus oder zum Pantheismus. Gedanke, welcher dem Schöpfungswerke zu Grunde liegt. Sein Endzweck III, 97 ff. — Der mosaische Schöpfungsbericht durch die Wissenschaft bestätigt. Was wir uns unter den sechs Tagen zu denken haben. Das Sechstageswerk. Schwierigkeiten und Einwände 120 ff. — Die Erschaffung des Menschen. Er ist das jüngste unter den erschaffenen Wesen, er bildet den Schlußstein des Schöpfungswerks. Zeitpunkt seines Erscheinens. Wichtigkeit der aus der Geschichte, aus der Astronomie und aus der Geologie entnommenen Einwände. Wahrer Charakter des Menschen als Kind der Erde und Kind Gottes. Die Erschaffung des Weibes. Abstammung aller Menschen von einem Paare. Das übernatürliche Leben des Menschen. Die Einheit und Vollendung des Schöpfungswerkes erheischen die Menschwerdung auch ohne den Sündenfall (siehe Menschwerdung) 155 ff.

Schöpfung. Ihre göttliche Einheit in Christus III, 378 ff.

Schoerer. Sein Zeugniß über die Verheerungen der Irreligion in den Seelen I, 149.

Schule. Unter welchen Bedingungen sie von Nutzen sein kann; was die Irreligion aus ihr gemacht hat. Zeugnisse von Lamartine, Alfred de Musset, Royer-Collard u. a. Das Kind wird in derselben buchstäblich vergiftet I, 131 ff.

Schulen, die philosophischen, des

Alterthums. Ihre Unfähigkeit die Wahrheit zu erhalten und wiederzufinden III, 420.

Seele, die menschliche. Wie sehr das Christenthum für sie geschaffen ist I, 22. — Worin ihr Wesen besteht 50. — Wie glücklich der von den Griechen ihr beigelegter Name gewählt war 63. — Ihre großartigen Fähigkeiten 50 ff. — Ihre Unsterblichkeit I, 428 ff.

Seligkeiten, die acht II, 203.

Sokrates. Sein Zeugniß über die Nothwendigkeit d. Kenntniß Gottes, um die Menschen zu regieren I, 214.

Sonntag. Tag der Ruhe und des Gebetes. Seine Nothwendigkeit V, 73 ff. — Wie gewissenhaft er in England und Amerika gehalten wird I, 295.

Speise. Ihre Natur. Christus ist in der Eucharistie die Speise unserer Seelen V, 181 ff.

Staaten, die vereinigten. Ihr christlicher Ursprung IV, 258.

Stammbaum Jesu Christi II, 145 ff.

Statue des hl. Petrus in Rom IV, 450.

Strauß. Sein Geständniß über die Vollkommenheit des Charakters Jesu II, 499. — Seine Kritik der freien Forschung IV, 236.

Syllabus. Er bedroht nicht die moderne Gesellschaft, sondern vertheidigt sie. Er wurde Anfangs arg mißverstanden. Wichtiger Ausspruch des Kardinals Newman. Besprechung der vier Sätze, welche die moderne Gesellschaft betreffen. Erklärung des vierten Satzes durch Kardinal Pecci (Leo XIII.) IV, 341 ff.

Symbolum, das apostolische. (Siehe Credo.)

T.

Taine. Sein Zeugniß über die Lebenskraft der Kirche I, 8. —

- Seine Ansicht über die Zukunft der Gesellschaft und der Kirche V, 286.
- Tatian. Seine Evangelienkonfession II, 18.
- Tempel, der, zu Jerusalem. Was er zur Zeit Christi war II, 322 ff. — Reinigung des Tempels 212 ff.
- Tertullian. Seine Ansicht über die Echtheit der Evangelien II, 12 ff.; über den Ursprung des Markus-evangeliums 61.
- Theophilus. Seine Evangelienkonfession II, 18.
- Thiers. Seine Argumente über die Rechtmäßigkeit des Eigenthums auf die Religion angewendet I, 66 f.
- Thomas, der hl., von Aquin. Seine Lehre über die Entwicklung der Dogmen IV, 163; über das Ideal einer politischen Gesellschaft 285.
- Thränen. Die Religion verbietet dieselben nicht. Jesus, Maria und alle Heiligen haben geweint. Der Christ betet an, hofft und liebt unter Thränen. Das Christenthum lehrt uns den Schmerz ertragen, ja selbst lieben, ein Beweis für seinen göttlichen Ursprung I, 402 ff.
- Tischendorf. Seine Entdeckung des Codex Sinaiticus II, 41 ff.
- Tissot. Die frühzeitige Verderbtheit der Jugend I, 143.
- Tocqueville. Seine Gedanken über die Veränderungen in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern I, 170; über das Aufstehen der Demokratie 248; über das Zusammenbestehen von Religion und Freiheit in Amerika 293. — Sein Irrthum in Bezug auf den religionsfeindlichen Charakter der Revolution IV, 312. — Seine Ansichten über die Zukunft der Gesellschaft und der Kirche V, 296.
- Tod. Er ist durch die Sünde in die Welt gekommen. Er birgt in seinem Schoße alles, was zur Sühnung derselben erforderlich ist. Unter welchen Bedingungen er das Werkzeug der Wiedergeburt sein kann. Inwiefern er zur Sünde im Gegensatze steht III, 244 ff.

U.

Umwälzungen auf sozialem Gebiete.

Die Kirche hat von ihnen nichts zu fürchten V, 272 ff. — Sie wird aus allen Kämpfen auf politischem, wissenschaftlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete siegreich hervorgehen 294 ff.

Umwandlung der Arten. Was damit gemeint ist. Darwinismus. Sollte derselbe auch auf Wahrheit beruhen, er würde Gott keineswegs entbehrllich machen. Die vier Hauptklippen, woran er scheitert I, 83 ff.

Unfehlbarkeit, die, der Kirche. Worin sie besteht. Ihre Nothwendigkeit IV, 52 ff. — Das Organ der Unfehlbarkeit ist der Papst (siehe Papst).

Union, die hypostatische. Ihre Wunder III, 305 ff. — Wort und Kunst sind im gleichen Maße unfähig, dieselben auszudrücken 323 ff.

Unsterblichkeit. Das Dogma wurzelt im tiefsten Grunde des menschlichen Herzens. Sämmtliche Attribute Gottes verlangen sie. Unsterblichkeit der Seele, der Familie, der Freundschaft, der Liebe, der Gesellschaft. Das Wiedersehen im Himmel. Zeugniß des Herzens, des Evangeliums, der Kirche, der Heiligen und der Kirchenlehrer I, 428 ff.

Urzeugung. Begriff derselben. Ansichten der hl. Chrysostomus und

Augustinus. Sie wird heutzutage von der Wissenschaft gänzlich verworfen I, 80 ff.

II.

Vaterschaft. Die Irreligion hat sie ihrer Krone beraubt I, 172 ff. — Auf dem Geheimniß der Vaterschaft beruht das Geheimniß der Uebertragung der Sünde unserer Stammeltern III, 232.

Vatikan. Er bildet die Fortsetzung der Peterskirche, ist die weltliche Wohnung des Papstes. Er ist der größte Palast der Welt. Was die Päpste für dessen Ausbau und Ausschmückung gethan haben. Seine Kunstschätze, seine Bibliothek, seine Museen IV, 455 ff.

Vigny. Seine Gedanken über die Ehre I, 207 ff.

Vinzenz von Verin. Seine vortreffliche Lehre über die Entwicklung der Dogmen IV, 160 ff.

Virgil. Seine Anschauung über die Ewigkeit der Höllestrafe V, 234.

III.

Wahlrecht, das allgemeine. Was vom Standpunkte des Christenthums aus davon zu halten ist IV, 286 ff.

Weib, das. Weshalb es von Gott erschaffen wurde, seine zarte und erhabene Aufgabe. Gaben, womit es von Gott ausgestattet wurde; was aus ihm ohne Gott wird I, 172 ff.

Weissagungen Jesu von der Zerstörung Jerusalems und dem Weltende II, 405 ff.

Werk, ein anonymes, „*Ecce homo*“ betitelt; seine tiefe Gedanken über den Charakter Christi II, 504.

Wiedererwachen, das. Was man in

der Geschichte des Protestantismus darunter versteht IV, 235 ff.

Wissenschaft. Von einem Konflikte zwischen ihr und der Kirche kann nie und nimmer die Rede sein V, 286 ff.

Wissenschaften, die mathematischen. Cauchy findet in ihnen den Beweis für die Existenz des Schöpfers (siehe Cauchy).

Wort, das fleischgewordene. Der Anfang des Johannesevangeliums. Warum gerade dem Worte die Schöpfung zugeschrieben wird. Wie durch dasselbe die Einheit in der Schöpfung hergestellt wurde; alles in ihm gipfelt. Gott hat es vor allen erschaffenen Wesen geschaut, sie alle feinetswegen ins Dasein gerufen. Es ist das Lebensprinzip aller Wesen im Himmel und auf Erden. Gott blickte auf dasselbe, als er den Menschen erschuf. Sein Erscheinen wurde in wunderbarer Weise vorbereitet und vorher verkündet. Seine Abstammung, seine Familie, der Zeitpunkt seiner Geburt, sein Charakter, seine Wunder, seine Leiden, alles wird von den Propheten vorhergesagt. Die vier großen Weltreiche. Gott läßt die Menschheit sich ihres Elendes recht bewußt werden. Der Erlöser wird von allen Völkern erwartet und ersehnt. Er erscheint und verwirklicht alle Prophezeiungen. Er bringt der Welt ein neues, übernatürliches Leben, welches das natürliche keineswegs vernichtet, sondern auf allen Gebieten veredelt, hebt, gleichsam vergöttlicht. Der alten Welt verheißen und vorher verkündet, von ihr erwartet, ihr geschenkt; von der neuen Welt geliebt und angebetet, bildet Christus wie den Grund, so auch den Schlußstein des Schöpfungsgebäudes III, 378—443.

Wunder. Ihre Nothwendigkeit.
Ihre Zahl und ihr Charakter II,
500 ff.

X.

Xenophon. Die gottesfürchtigsten
Nationen sind stets die dauerhaftesten I, 200.

B.

Zacharias. Sein Mißtrauen gegen
Gott II, 131. — Sein Lob-
gesang 134.

Zachäus. Seine Geschichte II,
337 ff.

Zählung des israelitischen Volkes
bei der Geburt Christi II 136 ff.

